Christian Ruben's:

Columbus

im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt.

Bruchstück aus einem Reisejournal

von

Adolf Stahr.

Vorgelesen am Stiftungsfeste des literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg den 31. October 1843.

Oldenburg, 1844.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

104

Herrn

Christian Ruben,

Direktor der Akademie der Kunſt zu Prag

in

dankbarer Erinnerung ſchöner Stunden

gewidmet.

Salzburg, d. ... Aug. 1819.

Ein Regentag in Salzburg, so grau und verdrießlich, wie ihn nur Freund Starklof in seinem: „Vierzehn Tage im Gebirge“ grau in aschgrau meisterhaft zu malen verstand, ist für einen armen reisenden Nordländer, der die Gaben des Jupiter Pluvius daheim in Fülle zu genießen hat, eine höchst widerwärtige Sache. Zum Glück ist es mein letzter Salzburger Tag, denn in einigen Stunden denk ich dies deutsche Landschafts-Paradies zu verlassen. Ein Paar gute Tage, wie ich sie hier gehabt, sind immer schon ein Glück, und schlechtes Wetter beim Abschied von einer Gegend wie diese, hat zum mindesten das Gute, daß es den Abschiedsschmerz beträchtlich erleichtert, und eine gewisse Sammlung und Ruhe in den letzten Stunden gewährt. Statt also, wie ich bei sonnigblauem Himmel gethan haben würde, auf Mönchs- und Schloßberg umherzuklettern, und mit Wehmuth und Schmerz den letzten und allerletzten Blick auf die blitzenden Schnee- und Eiskuppen der Gebirgsriesen umher, auf Stadt und Strom und Thalschlucht weilen zu lassen, und nach der Rückkehr vor lauter Hochgefühl und Hochempfindung beim Einpacken sehr nützliche Dinge, wie in Ischl zu vergessen, sitze ich jetzt hübsch nüchtern und ruhig in meinen drei Alliirten, neben mir den gerüsteten Reisekoffer und die bezahlte Rechnung, die mir beide ein gewisses behagliches Gefühl der Sicherheit und Ordonnanzmäßigkeit einflößen, wie es der Soldat bei der Parademusterung empfinden mag, wenn die Inspection auch die kleinste Schnallenzunge in dem vorschriftsmäßigen Loche befunden hat. Je weiter sich der edle Rüdesheimer in der Flasche vor mir auf den Grund derselben zurückzieht, desto lustiger sogar knattert meinem Ohre der Schall der fallenden Regentropfen da draußen, der selbst das ewige Plätschern des Springbrunnens unter meinem Fenster zum Schweigen gebracht hat. Und wenn ich bedenke, daß ich meinen Preis aus Salzburg heraus habe, so ertappe ich mich mehr und mehr auf dem lustigen, so vielverschrienen Grundsatze des après moi le déluge, den an

Ende jeder Reisende unwillkührlich, in Wettersachen wenigstens, zu dem seinigen macht.

Was aber die Hauptsache ist: ich kann diese verregneten Stunden dazu benutzen, ein Versprechen zu erfüllen, das mir schon seit meiner Abreise aus Prag auf der Seele liegt. Ich schrieb Dir nämlich schon von dort aus, welchen gewaltigen Eindruck Ruben's Bild auf mich gemacht habe. Seitdem hab' ich vergeblich an den einzelnen Raststorten Budweis, Linz, Ischl und Berchtesgaden ein Paar ruhige Stunden gesucht, um mir diesen Eindruck von der Seele zu schreiben. Das will ich nun jetzt thun; doch mußt Du Dir es schon gefallen lassen, wenn ich dazu etwas weit aushole.

Es ist schon lange ein offnes Geheimniß, daß die bildende Kunst in unseren Tagen übel daran, daß sie in einer schweren Krankheitskrisis begriffen ist, von der die Einen sich ein ganz erneutes Leben, einen neuen histor'schen Aufschwung erwarten, während die Anderen nahezu ihr gänzliches Absterben und vollständige Vernichtung befürchten. Natürlich steht in der Mitte zwischen beiden die durch ihre Anzahl sehr respectable große Armee der Gedankenlosen, welche weder von jener Hoffnung, noch von dieser Besorgniß berührt werden, und die, wenn sie die Kunstausstellungen von München, Berlin und Düsseldorf betrachten, und die Wallhalla und den Kölner Dom, das Herrmannsdenkmal und die Rißsche Amazone nennen, von der höchsten Kunstblüthe unserer goldenen Friedenszeit festiglich überzeugt sind. Doch lassen wir diese in ihrem beseligenden Glauben, und wenden wir uns den andern zu.

Gehen wir die einzelnen Künste durch, so sehen wir die Architektur, an demjenigen Orte, an welchem sie geständigermaßen am meisten und mit Aufopferung aller materiellen Kräfte gepflegt wird, in München, in allen Stilen aller Zeiten sich umhertreiben, ohne die Kraft, ein Neues, Eignes, Originales hervorzubringen. Diese Pinakotheken, Glyptotheken, Paläste, Bibliotheken, Kirchen, Kapellen, Basiliken es sind lauter Nachahmungen schon dagewesener Stile und Formen, Formen, die andere Zeiten und Menschen für andere Verhältnisse und Umgebungen, für anderen Inhalt aus sich erzeugten. Wo ein Neues, Originales versucht wurde, wie bei der Ludwigskirche von Herrn v. Gärtner, da entsteht ein Mischwesen, dessen innere Pracht und Schönheit mit der äußeren Häßlichkeit der nachtmützenartigen, unerträglich breitgespreizten Thürme und der Disharmonie des Ganzen nicht versöhnen kann. Daß wir keinen Kirchenstil haben, ist bekannt genug. Zwar ist man dahin gekommen, den gothischen Baustil vollendet nachzuahmen — die Münchener Aukirche bezeugt das. Aber unsere protestantischen Kirchenbauten liefern höchstens Bauwerke, wie die Münchener reformirte Kirche, die an Ungeschmack es mit der Oldenburger Kirche dreist aufnehmen kann.

Die Plastik ist noch mehr wie die Architektur auf die Nachahmung der alleinigen Antike beschränkt, und durchaus ohne Hoffnung ihr Vorbild auch nur zu erreichen. Vor den trümmerhaften Resten jener Statuengruppen, die einst das Giebelfeld des Parthenons zu Athen erfüllten, steht ein Thorwaldsen in staunender Bewunderung, und bekennt, diese Schönheit sei ihm unerreichbar.

Und die Malerei, die Hauptkunst der modernen Welt, die Kunst, welche in diesem Augenblicke von hunderten, ja tausenden von Künstlern vertreten, von Königen gepflegt, von Kunstvereinen aufgemuntert wird, wie steht es mit ihr?

Wir sehen ganze Schulen und Richtungen, große Meister, wie Cornelius, Schadow und Overbeck an ihrer Spitze, sich einer Vergangenheit, einem vergangenen Inhalte zuwenden, dem seit Jahrhunderten durch Reformation, Aufklärung und philosophische Bildung nicht minder, als durch die Riesenfortschritte der Wissenschaften, und namentlich der Naturwissenschaften der nothwendige Boden, aus dem er einst so lebensvoll erwuchs, entzogen, für immer entzogen ist. Wir sehen diese Meister und eine zahlreiche Schaar von Jüngern, statt aus dem Studium Rafael's, Michelangelo's und der andern alten Italiener neben der Technik das zu lernen, wie diese Alten aus dem lebendigen Geiste ihrer Zeit heraus ihre unsterblichen Werke gestalteten, — wir sehen sie, sogar ich, statt dessen vielmehr die Gegenstände, den Inhalt und die Formen jener Darstellung selbst nachahmen, und jüngste Gerichte, Engel und Teufel, Madonnen und kluge und thörichte Jungfrauen einer Zeit und einem Geschlechte malen, welches diesen Inhalt, diese Formen mit ganz verschiedenen Augen betrachtet; für ein Geschlecht, das nun und in alle Ewigkeit nicht wieder auf den Standpunkt jenes kindlich frommen Glaubens zurückkehren kann, von welchem aus die Menschheit zu Rafael's und Michelangelo's und der älteren Italiener Zeiten in jenen Kunstdarstellungen ihre eignen religiösen Vorstellungen von Himmel und Erde verkörpert sah. Der Meister, dessen Meißel den Zeus Olympius schuf, betete sein eignes Werk in frommer Ehrfurcht an. Ob ein tragischer Held begraben werde oder unbegraben bleibe, das war für Sophokles der würdige Conflict einer herrlichen Tragödie, und dieser Inhalt bewegte und erschütterte die Menschenbrust jener Zeiten mit tragischer Macht. Aber wir — wir beugen ebenso wenig unsere Knie vor jenem Götterbilde, wenn es vor uns hingestellt würde, als jener tragische Conflict unser Innerstes bewegt. Warum? weil uns die Voraussetzungen zu beiden, die Einheit mit jenem Inhalte, jener Denk- und Anschauungsweise fehlen, — weil wir eben andre Menschen sind.

Und ist es mit diesen mittelalterlich-kirchlichen, christkatholischen Vorstellungen, deren Erneurer in der Kunst unserer Zeit ich oben ge-

nannt habe, etwa anders? Du sagtest mir von Cornelius jüngstem Gerichte, daß dieser Gott Vater Dich kalt lasse, dieser Höllenfürst mit dem „Doppelhaken“ als Scepter, diese grinzenden, die armen Seelen umkrallenden, zwickenden, zerreißenden, verschlingenden Teufel Dir kein Grausen, eher ein Lächeln abnöthigen, daß diese auf Wehrlose mit gezücktem Schwerte einhauenden Engel Dir Mitleid mit den armen Seelen einflößen, und daß die qualvoll verzerrten Menschenfratzen Dir widerwärtig sind; Du urtheilest nur nach dem Abbilde eines Kupferstichs, und dachtest das Original werde wohl anders wirken. Nun, ich habe es seitdem gesehen, und kann Dich versichern, daß jener Eindruck bei seinem Anblicke in mir nur verstärkt hervortrat. Natürlich! denn er beruhet nicht auf dem *Wie* der äußerlichen Darstellung, sondern auf dem *Was* des Inhalts. Stil, Composition, Colorit, Zeichnung, Ausdruck des Einzelnen, mögen immerhin, wie sie es denn sind, *für sich betrachtet*, vollendet sein, aber das *Was*, der Inhalt der Darstellung ist kein vollendeter, gehört in den Anfang, in das Kindesalter des religiösen Geistes und seiner Vorstellungen. Die Menschheit, der Geist hat aber diese Kinderschuhe abgelegt. Welcher erwachsene Mensch könnte im Ernst anders als mit Lächeln die Mähr vom Honigkuchenberge und der bösen Waldzauberin wieder hören, der er doch als Kind mit so gespannter Seele lauschte? Das Vergnügen an Grimm's Mährchen, welches Du beim Lesen und Erzählen empfindest, ist denn doch ein anderes, als das, welches Deine kleine Zuhörerschaar entzückt. Ein Maler aber, der in unserer Zeit für jene erneuerten Darstellungsweisen der vergangenen Kunstepoche das gleiche Interesse verlangt, welches die Zeit für sie hatte, die sie aus sich erzeugte, ist nicht um ein Haar einsichtiger, als der Poet sein würde, der von dem Erwachsenen verlangte, daß er ein Kindermährchen, sei es auch noch so poetisch, einem Schiller'schen oder Goethe'schen Kunstwerke vorziehen sollte.

Und dann: jede Anschauungsform, jede Vorstellungsweise des Göttlichen gelangt in bestimmten Perioden zu ihrer vollendeten künstlerischen Darstellung, zu ihrem Abschluß. So das Mittelalter und sein Glaube durch Rafael und die Italiener, die im Wendepunkte zweier Weltepochen das Mittelalter gleichsam künstlerisch fertig machten. Der Ausdruck der Vollendung, welcher über ihren Gestaltungen ausgebreitet liegt, diese Innigkeit und Tiefe des Glaubens, diese kindliche Naivetät der frommen Vorstellung konnte ihnen nur darum gelingen, weil ihr Glaube noch in unentzweiter Einheit und Unmittelbarkeit mit der sie umgebenden Welt stand. Daher diese selige Ruhe, diese göttliche Unbefangenheit ihrer Madonnen, diese Ursprünglichkeit, und, um ein viel verspottetes Wort zu brauchen, diese Naturwüchsigkeit ihrer Gestalten und Darstellungen. Aber die Cornelius und Overbeck mögen heutzutage noch so

gläubigen Gemüths an Hölle und Teufel, Wunder und Heiligt, Auferstehung des Fleisches u. s. w. glauben — es hilft ihnen nichts. Ihr Glaube ist doch schon ein getrübter, ist nicht mehr der unbefangene jener alten Zeiten. Sie stehen in einer Welt, die da weiß, daß die Sonne nicht still gestanden hat im Thal zu Gideon und der Mond im Thal zu Askalon, in einer Zeit, deren Bildungsträger Schiller und Goethe, von den Philosophen und Naturforschern gar nicht zu reden, die Existenz eines naiven Glaubens, wie der jener Alten war, einem gebildeten Menschen absolut unmöglich gemacht haben. Sie sind Zeitgenossen von den Erzketzern Strauß und Feuerbach, und hören und sehen rings um sich den Zweifel an ihrem Glaubensinhalt sich erheben. Ja, sie sehen sich fast isolirt in ihrem Glauben, und haben, wie sie selbst gestehn, das Gefühl der ecclesia pressa, der „Welt“ gegenüber. Was folgt daraus? daß ihre Bilder, ihre Darstellungen des für sie wahren Inhalts und seiner Formen in Historie und Dogma jenen alten Werken durchaus nachstehen müssen, weil sich die Reflexion, das Gezwungene, mit Kampf und Ringen gegen die Welt mühsam behauptete, wie ein bleicher Todesschleier über ihre Gestalten breitet, weil sie nicht schaffend verkörpern, was die gesammte Mitwelt in dieser Gestalt erfüllt, sondern aus dem Grabe erwecken, was die Entwickelungsarbeit von Jahrhunderten bereits dem Tode überliefert hat.

Das Resultat aller Betrachtungen ist einfach dieses: Die moderne Kunst hat andere Stoffe, andere Aufgaben, ein anderes Ideal, als die noch so vollendete Kunst des Mittelalters, darzustellen. Eine Zeit, die das Göttliche nicht mehr in die leere Bläue des himmlischen Raumes, in das abstracte Jenseits der Transcendenz verlegt, sondern es im gegenwärtigen Diesseits in der lebendigen Menschenbrust, in der gewordenen wie in der werdenden Geschichte aufzusuchen den Muth und die Kraft besitzt, eine solche Zeit kann zur Darstellung dieses Göttlichen in der Kunst nicht mehr die alten Formen brauchen, den neuen Most nicht in die alten Schläuche fassen. Schon die ungeheure Ausbreitung, der allgemeine Beifall, welchen eine untergeordnete Kunstform, das sogenannte Genre, findet, kann uns hier einen Fingerzeig geben, wohin die Zeit drängt. Es ist die Darstellung des Menschengeistes, des menschlichen Individuums, des Genius, dessen Auftreten in bedeutungsvollen, welthistorischen Momenten zur Erscheinung zu bringen die Aufgabe der Kunst in Gegenwart und Zukunft ist. Dies ist kein eitles Raisonnement, kein hohles Philosophem, es ist die Wahrheit der Sache selbst. Ja, man kann sagen, alle Kunstbestrebungen nehmen an dieser Aufgabe Theil. Unter den redenden Künsten hat sich die Lyrik der Subjectivität in Goethe zum vollendeten Abschlusse gebracht, und strebt nach einem anderen Inhalte. Für das Drama hat Schiller den Weg gewiesen, von dem keine künst-

liche Widererweckung des antiken oder des romantischen Dramas die Zukunft mehr ableiten kann. In der Plastik drängen sich historisch-politische Aufgaben in Denkmälern und Ehrensäulen in den Vordergrund, und in der Architektur kann selbst ein religiöser Bau politische Motive nicht entbehren. In der Malerei endlich fühlen sich begabte Künstler, ich nenne von den deutschen vorläufig nur Lessing, und die stammverwandten Niederländer de Keyser, Biefvé und Galloit, so wie die durch und durch historischen und auf historische Handlung hinstrebenden Franzosen — zu dieser Darstellung des Geistes in der Geschichte hingezogen, und Lessings „Huß auf dem Conzil zu Kostnitz", ist am Ende doch fast das einzige Bild, an welchem die Nation als solche einen wesentlichen Antheil nimmt.

Das Alles spricht laut genug für den, welcher sich nicht absichtlich die Ohren zuhält, wohin der Gang der Kunstentwickelung sich wenden wird und wenden muß. Und die politischen Regungen, dies Streben der Völker wie der Einzelnen nach lebendiger Theilnahme am staatlichen, d. h. am historischen Leben, ist nur ein Beweis mehr dafür, daß die Kunst, die ja ein Erzeugniß des jedesmaligen Geistes der Menschheit ist, von diesem Streben nicht unberührt bleiben kann.

Nun ist aber die Welt der Formen, in welcher das geschichtliche Leben der Gegenwart sich zur Erscheinung bringt, so wie unser ganzes Leben durchaus unpoetisch, unschön, unkünstlerisch. Ein Staatsmann in Dienst- oder Hofuniform, eine enthusiasmirte Versammlung in Fräcken oder Macintoshen würden selbst unter dem Meißel eines Thorwaldsen oder unter dem Pinsel eines Lessing zu Karikaturen werden. Zwar meinte neulich Hallmann in seinen Kunstbestrebungen der Gegenwart: die Berliner Huldigungsscene sei ein vortrefflicher zeitgemäßer Gegenstand für einen historischen Maler der Gegenwart. Dazu bemerkt aber der Tübinger Vischer ganz richtig in seiner humoristischen Manier: So möge sich denn, wenn man diese Masse erhabener Fräcke und preußischer Hüte auf der Leinewand vereinigt sehen wird, der „beseligende Glaube an den König von Preußen, an der Erinnerung entzücken, der Stunde, wo Begeisterung die Herzen erfüllte, als der König unter der wogenden Masse seines treuen und liebenden Volks aufstand, und herrliche Worte sprach, Worte, die Bürge waren einer strahlenden Zukunft, Worte, die u. s. w. u. s. w."

Es bleibt also dem Künstler unserer Zeit nichts übrig, als bei der Wahl seiner Stoffe in die Vergangenheit, in Zeiten zurückzugreifen, wo der künstlerische, der poetische Gehalt sich noch einer ihm gemäßen künstlerischen Form erfreute. Gelingt es ihm nun hier einen Gegenstand zu treffen, einen Moment, einen Vorgang, eine historische That zu seiner Aufgabe zu wählen, deren Einwirkung auf die Gegenwart noch fühlbar, oder deren Gehalt ein bleibender, allgemeiner, unvergänglicher ist, so

muß ein ächtes historisches Kunstwerk entstehn, an dem der wahre Freund der Kunst nicht nur, sondern überhaupt die ganze gebildete Nation Freude haben kann. Und wenn dann noch der rechte Gegenstand und der rechte Künstler aufeinander treffen, so giebt das einen Genuß, wie ich ihn bei jenem Bilde von Ruben empfand, dem Du diese breite Auseinandersetzung zu danken hast.

Hanfstängl's freundlicher Avisbrief hatte mich bei dem liebenswürdigen — und wie ich mich zu überzeugen in München Gelegenheit hatte, in seltenem Grade von den Münchener Kunstgenossen geliebten Künstler — eingeführt. Christian Ruben, Director der Academie der Künste in Prag, wo er in dem ungeheuren Jesuiter-Collegium in imposanten weiten Räumen wie ein Ordensgeneral wohnt, ist einer der ältesten und ausgezeichnetsten Schüler von Cornelius, und sein Bild, an welchem ich ihn beschäftigt fand, ist: „Columbus in dem Augenblicke der Entdeckung einer neuen Welt, seiner Welt". In der That es dürfte schwer sein einen historischen Moment zu finden, der größer, inhaltschwerer, weitreichender und doch zugleich künstlerisch enger im Raume begrenzter sich darstellte als dieser, den ein günstiger Genius einem ausgezeichneten Künstler zur schöpferischen Gestaltung in die Seele legte.

Das Vordertheil des Schiffes bis zum Mast, an dem die Segel halbgerefft herniederhangen, ist der Schauplatz der Scene. Am Vorder[illegible] etwa in der [illegible] des Bildes, steht Columbus, hoch aufgerichtet, den Blick in nehmer Seligkeit des stillen in sich selbst versunkenen Denkens der Gegend zugewendet, wo in der dämmernden Frühe des anbrechenden Morgens das Ziel und Resultat seines rastlosen Sinnens und Forschens als erfüllte sinnliche Gewißheit, der Aloëblüthe gleich vor ihm aufgebrochen ist. Die rechte Hand hält mit krampfhafter Festigkeit die Handwurzel der linken umspannt, die Erregung der Seele und des Leibes ebenso bezeichnend als zugleich niederkämpfend. Die von der Linken herabhangende Pergamentrolle, vielleicht die Seekarte, auf welcher er den nothwendigen Punkt seines Suchens und Strebens bezeichnet hatte, deutet in feiner, tiefempfundener Symbolik auf den Denker, den Mann der Wissenschaft und Forschung, so wie auch das weite, vorn etwas aufgenommene, faltige Gewand, gegen die knappere und buntere Kriegertracht der Umgebung gehalten, jenen Character ausspricht. In den Locken seines unbedeckten Hauptes spielt der frische Landwind, und kühlt die brennende, arbeitende, von den Furchen des Denkens durchzogene Stirn. Ueber den Zügen des edlen Antlitzes ist jene göttlich verklärende Freude, jenes selige Entzücken der Erfüllung und zugleich jener stille Frieden ausgegossen, der nur da erscheint, wo die Erfüllung nicht blos als eine gehoffte und ersehnte, sondern als eine nothwendig ge-

ſchaute und gewußte in die Wirklichkeit der Gegenwart tritt. Und doch, indem an ſeinem inneren Geſichte alle die tauſend Bilder der Vergangenheit mit ihren ruheloſen Nächten, ihrem Suchen und Irren, ihren Täuſchungen und Leiden aller Art vorüberziehen, lagert ſich über die äußeren Züge zugleich ein leiſer Schatten der Trauer; und die Ketten der Zukunft, dieſer Dank, den ſeine Zeit, den alle Zeiten dem Genius zollten, ſchlingen ſich laſtend unwillkührlich um die Seele des Beſchauers.

Seine Zeit! — Wir ſehen ſie um ihn verſammelt auf den ſchwankenden Brettern des leiſe und langſam dahingleitenden Schiffes. Zu ſeinen Füßen niedergeſtreckt, den Saum ſeines Gewandes, die Schuhe ſeiner Füße küſſend, liegen zwei Geſtalten in tiefſter Zerknirſchung, während ein Dritter, ein rauher, bärtiger Krieger, ohne Zweifel das Haupt der Meuterer und Ungläubigen, die noch vor wenig Stunden das Leben des „Betrügers“ mit blutdürſtigem Geſchrei verlangten, jetzt auf die Knie geworfen die Bruſt entblößt, und ſein verfallenes Leben zur Sühne ſeines Frevels dem Helden anbietet. Andere in fernerer Verehrung zu ihm aufblickend, eine andere Gruppe in roher Freude der Ausgelaſſenheit dem Eldorado, dem gefundenen Goldlande entgegenjauchzend! und links vom Beſchauer, im Hintergrunde, niedergeworfen von der Uebermacht des Augenblicks, zerſchmettert von der Gewalt des Ereigniſſes, kauert am Schiffsrande einer — der lebendige Neid — mit grollendem Staunen zu dem immer noch heimlich Gehaßten auf[illegible] uns iſt's, als ſpräche er die Worte: „Alſo dennoch triumphirt der Stolze!“ —

Nur Einer, ein ſchöner Jüngling in ritterlicher Tracht, hängt wie ein Johannes freudeweinend an dem Halſe des Verehrten, des geliebten Helden und Meiſters, ſein Haupt auf deſſen Schulter geſenkt. Er allein hat an ihn geglaubt, als alle wankten und abfielen. Darum drängt es ihn auch nicht, das Land der Verheißung zu ſchauen. Er ſah es längſt mit den Augen des gläubigen, des überzeugten und vertrauenden Geiſtes.

Der aber, den dieſe Geſtalten, dieſe Gruppen umgeben und bedrängen, den dieſes Freudejauchzen, dieſe Jubelrufe feiern, zu dem ſich Gnade flehend dieſe Schwüre und Betheurungen ewiger Treue drängen, er ſieht, er hört dies Alles nicht. Erhaben über dieſem Treiben niederer Geiſter hängt ſein Blick an der fernheraufblauenden Küſte, wie die Nadel ſeines Kompaſſes an dem Eiſen des fernen Pols. Nur die tiefe, freudeweinende Bewegung des geliebten Jüngers fühlt und empfindet er im Stillen, und feſter drückt ſich die Hand um die Wurzel der linken, ſtraffer heftet ſich der zum Schritte vorgerichtete Fuß auf den Boden, gleichſam als wolle er mit beidem den Ausbruch ähnlicher Empfindungen in ſich niederkämpfen.

Brauche ich es erſt noch zu ſagen, was es war, das mich alle Tage, die ich in Prag verlebte, wieder und immer wieder zu dieſem Bilde hinzog? Noch iſt es nicht einmal vollendet, vielleicht die Hälfte des Ganzen erſcheint erſt in der braungelben Farbe, deren ſich der Künſtler, der ohne Karton arbeitet, zur Untermalung bedient hat, und die der Farbenpracht und Schönheit des ausgeführten Theils den größten Eintrag thut. Und doch war die Wirkung ſo unwiderſtehlich, ſo von dem erſten Augenblicke der Betrachtung durch alle folgenden hindurch immer auf's Neue und immer tiefer feſſelnd und an ſich ziehend. Warum? — Weil hier ein Kunſtwerk vor mir ſtand, deſſen Inhalt, der Genius, der Menſchengeiſt in einem welthiſtoriſchen bedeutungsſchweren Momente, zu meinem Innerſten redet. Weil hier die große That eines Helden, eine That, deren Folgen unſer ganzes heutiges Leben noch ſtündlich empfindet, weil hier ein Menſch, ein Heros, eine geiſtige Energie in dem Augenblicke ihrer höchſten Spannung, ein welthiſtoriſches Ereigniß in dem Momente des zitternden Aufbrechens aus ſeiner Knospe uns vor die Augen tritt. Weil das Hochtragiſche in dem Geſchick des Genius aller Zeit hier mitten in dem Triumphe eines ſolchen, wenn ich an das Vor und Nach der Schickſale des Mannes denke, das ſich in dieſem Jetzt des Kunſtwerks vereinigt, mein Herz zu Thränen rührt, während zugleich der Moment ſelbſt, dieſer Sieg des Geiſtes und der Erkenntniß über den Ungeiſt des Aberglaubens und der Unwiſſenheit, der Barbarei des Unglaubens, über Neid, Spott, Hohn und Verfolgung meinen Geiſt mit freudigem Stolze erfüllt. Und iſt nicht unſre Zeit ſelbſt dieſem Columbus zu vergleichen? ſteht ſie nicht ſelbſt im Begriffe eine neue Welt des Geiſtes zu entdecken, und iſt und wird das Geſchick der erſten Entdecker ein andres ſein, als das des kühnen Seglers, der nur ſeinem Geiſte und den Sternen vertrauend, ſeinen Kiel in die nie durchfahrne Waſſerwüſte des Oceans zu lenken wagte, während die Klugen und Weiſen, wie die Gläubigen und Frommen ſeiner Zeit des Thoren ſpotteten, oder wohl gar vor dem Frevler ſich kreuzigten, der ſelbſt dem Anſehn heiliger Kirchenväter zuwider die Sache der Wiſſenſchaft zu führen unternahm *).

*) Schon Lactanz und Auguſtinus hatten den Glauben an das Daſein eines vierten Welttheils als ketzeriſch bezeichnet, und man weiß, wie viel Columbus mit den Geiſtlichen ſeiner Zeit zu kämpfen hatte. —

Die Geschichte dieses Bildes ist eigner Art. Der Künstler verkaufte es, bald nachdem er es begonnen, einem ihm befreundeten Münchener Lithographen. Da er aber langsam arbeitete, und über der Vollendung Jahre vergingen, so konnte es nicht fehlen, daß der Käufer ihn von Zeit zu Zeit zur Eile drängte. Unterdessen ward Ruben von München als Director der Academie nach Prag berufen. Hier durch eine ihm bisher fremde Thätigkeit fast völlig in Anspruch genommen — wie denn ein guter Direktor selten ein fleißiger Maler sein kann — sah er sich mehr und mehr behindert jenen Ansprüchen auf baldige Vollendung des Werks zu genügen. Ein reicher Kunstfreund, der Graf C. G., zugleich des Künstlers Freund, trat nun vermittelnd ein, indem er dem Lithographen Bild und Ansprüche abkaufte, und so dem Künstler freie Muße zur Vollendung seines Werkes gewährte, welche indessen alle Freunde desselben sehnlich wünschen, da er schon über fünf Jahre an demselben arbeitet.

Ueber alle Arbeiten des Künstlers, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, ist der Zauber einer ganz eigenthümlichen Melancholie ergossen, die sich auch in seinem Columbus nicht verläugnet. [illegible] auf dem Chiemsee, — der junge Mönch an der offenen Thüre seiner Klosterhalle über Grabsteine des Kirchhofs in die ferne, freie, schöne Welt auf Meer und Berge schauend (— seine Freiheit gewährt ihm erst das Grab!), die Gebirgsseen und ihre Alpennatur, das Alles ist mit einem Zuge sanfter und doch keineswegs schwächlicher Melancholie empfunden und dargestellt, wie sie in ruhigen, kontemplativen Naturen solche Umgebung erweckt. Nur weil er selbst des Lebens volle Schönheit kennt und liebt, kann er jenes Verzichten mit seiner Trauer malen. Ein einziges kleines Bild in seinem Atelier stellte eine heitere Scene dar. Es ist das Innere einer verlassenen Nonnenzelle, architektonisch schön ausgeführt. Die Nonne ist mit dem Geliebten entflohen, und alles deutet diese Flucht, dieses Hinaus in die Freiheit an. Durch die offenen Fenster weht der Morgenwind, nicken und blicken neugierige Weinranken und Baumzweige. Selbst der leere Käfig mit seinem geöffneten Thürchen deutet auf die Freiheit, die sie vor der eignen Flucht dem kleinen Gefährten ihrer Gefängnißeinsamkeit gegeben. Rosenkranz und Gebetbuch liegen auf dem Tischchen, ein welker Kranz hängt an der Wand, und das eilfertig hingeworfene Nonnengewand kündet an, daß sie, die es getragen, jetzt weltliche Kleider angethan. — „Das ist nur ein

Scherz," ſagte der Künſtler. Es galt vielleicht manchen Architekturmalern zu zeigen, daß es auch für ſie etwas mehr zu thun gibt, als Wände und Säulen zu pinſeln, und daß ſich ſolche Dinge wohl bilden laſſen.

Ruben's Bilder unter den Glasmalereien der Auerkirche in München ſind voll Lieblichkeit, Friſche und Leben. Ein Gemälde von ihm in der Leuchtenberg'ſchen Gallerie habe ich diesmal leider zu ſehen verſäumt. —

Friedrich Schiller

geb. den 10. November 1759, geſt. den 9. Mai 1805.

Friedrich Schiller.

Ein Lebensbild.

Festgabe zum zehnten November 1859.

Den Schulen Berlin's

der Verein für die Schillerfeier.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
1859.

Ein ganzes Volk von vierzig Millionen
Hebt Händ' und Herzen feiernd heut empor,
In Hütten wie auf hohen Fürstenthronen
Drängt Ein Gefühl erhebend sich empor;
Wo Deutsche auf dem weiten Erdball wohnen,
Schallt: „Er war unser!" heut im Jubelchor,
Verstummen muß der Frevelmund des Spottes,
Denn solche Volksstimm' ist Stimme Gottes!

Heute sind es hundert Jahre, daß in der niederen Hütte eines deutschen Städtchens, am Zehnten November des Jahres 1759, zu Marbach im Schwabenlande ein zartes, schwächliches Kind geboren ward. An seiner ärmlichen Wiege saßen Mangel und Sorge neben der Elternliebe; aber zu ihren Häupten stand der Genius des deutschen Volks, und begrüßte mit seinem Glorienscheine den Neugebornen. Denn in dieser Wiege lag der einstige Fürst und mächtigste Herrscher im Reiche des deutschen Geistes, dessen Geburtstag nach hundert Jahren gefeiert werden sollte, soweit die deutsche Sprache über den Erdball tönt, als ein Fest- und Feiertag seines Volks und der ganzen gebildeten Menschheit.

Das heutige Jubelfest ist ein einziges in seiner Art; es ist ein Fest, um welches alle Kulturvölker der Erde unser deutsches Volk beneiden können, während sie zugleich dankbar bewundernd an seiner Feier Theil nehmen. Denn keines von allen besitzt einen Propheten und Verkündiger des Menschheitevangeliums der Tugend und Sittlichkeit, der Schönheit und Humanität, der Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wie ihn unser Volk an seinem Schiller besitzt. Und eben weil er, der deutscheste der Dichter, zugleich ein Eigenthum der Welt geworden ist, weil die erhabenen Gedanken und Lehren, die er in unsterblichen

Werken in der Sprache unſeres Volkes ausgeſprochen und ausgeſtaltet, und für die er gelebt und gelitten hat, als weltbürgerliche der ganzen Menſchheit angehörende daſtehen: darum wird ſelten eines Mannes Gedächtniß ſo weit hin auf dem Erdboden als ein Freudenfeſt der Menſchheit begangen werden, wie das Feſt unſers Schillers, bei deſſen lichtem Namen Allen, die ihn nennen die Strahlen des Lichts der Schönheit, Liebe, Wahrheit und Freiheit wie Sonnenglanz entgegenleuchten.

Verſuchen wir mit kurzen Hauptzügen die Bahn zu zeichnen, welche dieſer Mann von der niedern Geburtsſtätte bis zum Gipfel ſolcher Größe, bis zum Herrſcherthrone deutſchen Geiſtes durchſchritten hat. Sie war mühe- und dornenvoll dieſe Bahn, denn ſchon ein alter Dichter ſingt:

Schwer nur ringt ſich empor das Talent, dem ſchon an der Wiege
Armuth ſperret den Weg! —

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller ward am Geburtstage Luthers, den 10. November 1759 zu Marbach geboren. Das liederreiche, waldgrüne Schwabenland, durch das der ſilberne Neckar, von Rebenhügeln umkränzt, dahinfließt, war die Wiege von Schillers Kindheit, und dieſe Kindheit war bei aller Armuth ſeiner Eltern dennoch eine glückliche. Denn dieſe Eltern, denen er als erſter und einziger Sohn im zehnten Jahre ihrer Ehe geboren ward, waren zwei treffliche Menſchen, beide Kinder des geringern Volks, Kinder jenes deutſchen Bürgerthums, dem die meiſten unſerer großen Geiſter entſproſſen ſind. Die Mutter, Eliſabeth Rodweiß, war die Tochter eines kleinen Gaſtwirths zu Marbach; der Vater, Johann Kaspar Schiller, der Nachkomme einer ehrſamen Dorfbäckerfamilie. Aber in beiden leuchtete der göttliche Funken des ächten deutſchen Geiſtes der Familienliebe und Treue, der gottergebenen Redlichkeit und der wahren Tugend und Frömmigkeit. Und ſie hatten dieſe Tugenden nöthig in ihrem Leben, auch um des Sohnes willen, deſſen hohen Ruhm ſie Beide noch erlebten, der ihnen aber zuvor durch ſein Geſchick ſchwere Prüfungen bereiten ſollte. Herr Johann Kaspar hatte ſich hart durch das Leben ſchlagen

müssen, ehe er sich vom Unteroffizier und Feldscheer im rauhen Kriegsleben zum schlecht besoldeten Lieutenant und Hauptmann emporarang. Zugleich hatte er, von edlem Ehrgeiz getrieben, jede Stunde benutzt, um durch eigenes Lesen und Studiren ohne fremde Beihülfe als Mann dasjenige nachzuholen, was den Knaben und Jüngling die Ungunst der Umstände zu lernen verhindert hatte. Als ihm sein Sohn geboren ward, erhob der fromme Mann zu seinem Gotte das Gebet: „diesem Sohne an Geistesstärke zuzulegen, was er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen können!" Und noch ist das Blatt vorhanden, auf welchem der glückliche Vater später diesem Gebete zusetzte: „Dank Dir, mein Gott, Du hast mich erhört!"

Wie der Vater energisch, kraftvoll, strebsam und von unermüdlicher Thätigkeit, so war die Mutter, die große, schlanke wohlgebaute Frau mit den goldblonden Haaren und den sanften Augen, deren Ebenbild der Sohn im Aeußern war, das trefflichste häuslichste Weib und das beste Mutterherz, sanft und fest zugleich. Im Schooße dieser ächten deutschen Familie, die der Geist der Liebe und Ordnung, der Gottesfurcht und Mäßigkeit beseelte, wuchs an der Seite einer zwei Jahre älteren Schwester Christophine die zarte Kindesblume zum belläugigen fröhlichen Knaben empor. Er war kein frühreifes Wunderkind, das schon im Anfange des Lebens seine erhabene Zukunft angedeutet hätte; er war eben ein Kind wie andere auch, zart von Körper wie von Gemüth, ein liebevoller Bruder und ein gefühlvolles Kind, bei dem besonders eine unüberwindliche Neigung andere zu beschenken als ein charakteristischer Zug hervortrat. Desgleichen zeigte sich eine frühe Aufmerksamkeit auf Alles was man im Familienkreise vorlas; und das geschah meistens aus der Bibel und aus Gellert's Gedichten. Wenn der Vater das Morgen- und Abendgebet laut sprach, eilte das Kind von seinem liebsten Spiele herbei. „Es war ein rührender Anblick, — erzählt seine ältere Schwester, — den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm den Ausdruck eines Engelsköpfchens."

An einem schönen Ostermontag, als die Mutter mit den beiden Kindern über Land ging die Großeltern zu besuchen, erzählte sie ihnen die Geschichte von den Jüngern, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte; und so gerührt und begeistert wurden Mutter und Kinder, daß sie auf der einsamen Berghöhe vor Marbach niederknieten und beteten. „Dieser Berg, erzählt Christophine Schiller, wurde uns zum Tabor!"

Daneben horchte dann der heranwachsende Knabe nicht minder aufmerksam zu, wenn Abends der vielgewanderte Vater von seinen Erlebnissen draußen in der Fremde der weiten Welt, vom siebenjährigen Kriege und den Heldenthaten des „alten Fritz" erzählte, oder auf Spaziergängen nach der Höhe des Klosters Lorch, wo die Ahnherrn der Hohenstaufen begraben liegen, von der Herrlichkeit der deutschen Kaiser dieses Geschlechts berichtete. In Lorch fand der Knabe einen trefflichen Lehrer an dem Ortspfarrer Moser, einem Freunde der Schillerschen Familie, der ihn an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne Theil nehmen ließ. Dafür hat ihm der dankbare Schiller später mit seinem „Pfarrer Moser" in dem Trauerspiele „Die Räuber" ein ewiges Gedächtniß gestiftet.

Der Eindruck, welchen dieser würdige Geistliche auf den Knaben machte, war bedeutend. Sein höchster Wunsch ward, ein Pfarrer, ein Verkünder des göttlichen Worts zu werden, wie sein Lehrer es war, und beide Eltern, deren Wünsche auf eine gleiche Bestimmung des geliebten Sohnes gingen, stimmten freudig zu. Die lateinische Schule zu Ludwigsburg, nach welchem Orte der Vater 1766 versetzt wurde, erhielt an dem kleinen Fritz einen fleißigen Schüler, der alle Klassen derselben mit großem Lobe durchmachte, nebenher aber auch, angeregt durch das glänzende Theaterwesen, das er in Ludwigsburg sah, mit ausgeschnittenen Papierpuppen Trauerspiele aufführte, zu denen die geschickte Schwester die Coulissen und die Anzüge malte. — Hier entstand auch sein erstes Gedicht. Es war sein Glaubensbekenntniß, das er bei seiner Einsegnung zum großen Erstaunen seiner Eltern in poetischer Form abfaßte. Es war das erste dämmernde Aufleuchten seines Genius.

Das harmlose Glück dieser ersten Jugendzeit war ein Schatz, an dem er lange zehren sollte. Denn es war von kurzer Dauer. Eine gewaltthätige Hand griff in sein Leben, um alle Richtungen desselben und alle Hoffnungen und Wünsche der Eltern gewaltsam umzubrechen. Es war eine Hand, der sich nicht widerstehen ließ, die eiserne Hand des Landesherrn. Herzog Karl von Würtemberg hatte eine Militairakademie zur Ausbildung von Beamten aller Art, die spätere „hohe Karlsschule," gestiftet. Nach einem wilden Jugendleben, versuchte er jetzt, von Reue getrieben, sich ernsteren Dingen zuzuwenden. Die Erziehung der Jugend ward seine Liebhaberei. Begierig seine Pflanzschule mit Zöglingen zu füllen, ließ er in den Schulen des Landes nach fähigen Offizierssöhnen Nachfrage halten. Als ein solcher ward ihm auch der vierzehnjährige Friedrich Schiller genannt. Die fürstliche Aufforderung an den Vater, ihm den Sohn in die neue Pflanzschule zu geben, war eine Gnade, welche ein Befehl war. Alle Wünsche und Hoffnungen der Eltern und des Sohnes wurden durch diese Gnade zerstört, denn der Herzog bestimmte, daß der junge Schiller statt eines Theologen ein Jurist werden sollte.

Acht Jahre (1773—1780) verlebte Schiller von den Eltern getrennt in dieser militairischen Anstalt, deren überaus strenge Gesetze, deren harter Zwang seiner ganzen Natur ebenso zuwider waren, als das juristische Studium, das er daher auch bald mit einem andern, freilich auch nur aus Noth von ihm gewählten, dem medizinischen, vertauschte. Aber an der Härte dieses Zwanges stählte sich seine Liebe zur Freiheit; im Kampfe wider die Willkür, welche über ihn verfügt hatte, härtete sich seine weiche Natur zur demantenen Festigkeit des Charakters, und in den Mauern und unter dem Zwange der Karlsschule schuf der achtzehnjährige Jüngling sein erstes großes dramatisches Gedicht, schuf er die Tragödie der „Räuber," deren wilder Schmerzensschrei bald als eine laute Anklage gegen die damaligen Zustände die Welt durchhallen sollte.

Aber auch Gutes ging hervor aus dem Uebel. Er lernte auf der Karlsschule die Stunden des Tages mit eiserner Pünktlich-

keit zu nutzen; er gewöhnte sich an den beharrlichen Fleiß, ohne welchen die größte Begabung fruchtlos bleibt; er lernte arbeiten und sich unter die Disciplin der Schule, d. h. unter die Nothwendigkeit beugen. Schiller selbst hat es ausgesprochen als er später die Worte niederschrieb: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts worin ich erzogen ward und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Aber die Leidenschaft für die Dichtkunst ist stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an! Verhältnissen zu entfliehen, die meinem Herzen eine Folter waren, flüchtete sich mein Herz in eine ideale Welt!“ — in die Welt der Freiheit und Dichtung. Was auch der Jüngling durch den Zwang der Karlsschule gelitten haben mag, die Nation hat es zu segnen, daß es kam wie es kam, daß eine höhere Hand den Jüngling der Laufbahn entriß, für die man ihn anfänglich bestimmt hatte. Das Leben in dieser Anstalt gab ihm durch den Verkehr mit Jünglingen aus den höhern Ständen der Gesellschaft, mit Weltleuten und Militairs, mit dem Herzoge selbst und mit seiner spätern Gemalin, der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim, eine freie Form und eine Sicherheit im Verkehr mit Höhergestellten, die sich gleich bei seinem Eintritt in die Welt bewährte, und ihn später selbst einem Göthe gegenüber in Würde setzte. Auch im Aeußern blieb ihm — ehe Krankheitsleiden ihn beugte, eine gewisse militairische und selbstbewußte Haltung, und soldatisches Wesen. Der Jüngling ward früh von jener unterwürfigen Demuth und Schüchternheit frei, die der Niedriggeborne, damals noch weit mehr wie jetzt, dem Hohen und Mächtigen gegenüber empfand. Schiller als Theologe, wäre vielleicht ein trefflicher Kanzelredner, ein würdiger Geistlicher und Beamter geworden, aber schwerlich der größte dramatische Dichter seiner Nation. Auch das Theater wäre ihm in einem der „Stifte“ Altwürtembergs niemals nahe getreten, während er auf Herzog Karls durchaus weltlicher Anstalt, wo die Zöglinge Dramen von Göthe und andern Dichtern aufzuführen angeleitet wurden, mit der Bühne und ihrer Kunst in unmittelbarste Be-

rührung kam. Ohne die Karlsschule endlich hätte er nimmer aus der engen und beengenden schwäbischen Heimath seinen Weg in die „weite Welt" gefunden, die ihm nöthig war, um ihn zu dem zu machen, was er geworden ist: zum Dichter, zum universalsten Lehrer und Bildner seiner Nation.

Gleich bei seinem Austritt aus der Karlsschule ließ Schiller seine „Räuber" drucken, und diese erste Dichtung kostete ihm Familie und Vaterland! Während sein gewaltiges Erstlingswerk, dessen Aufführung in Mannheim (1782) der jetzt als Regimentsmedicus mit dem Range eines — Feldwebels und einem Gehalte von 18 Gulden monatlich angestellte Dichter nur heimlich ohne Urlaub beiwohnen durfte, die Leser und Zuschauer mit elektrischen Schlägen erschütterte, grollte sein Herr und Fürst dem kühnen Dichter. Niedrige Angeber schürten den fürstlichen Zorn. Herzog Karl wollte den trotzigen Geist seines Zöglings brechen, wie er den Geist eines andern schwäbischen Dichters, Schubart, gebrochen hatte, den er seit Jahren in den Kerkermauern des Hohenasperg verschmachten ließ. Er hieß Schiller vor sich kommen, und verbot ihm bei Cassation und Festungsstrafe, jemals wieder etwas anderes als medicinische Bücher zu schreiben! Aber dem Mächtigen, der sich in so frevelhaftem Uebermuthe an einer Dichterseele vergriff, stand ein Dichter gegenüber, der in seinem Busen die Stimme des Gottes vernahm, der ihn gewürdigt hatte, ein Gefäß des Edelsten und Schönsten zu sein. Statt sich zu beugen, opferte Schiller das Einzige, was er besaß: Familie, Heimath, Vaterland, und arm und hilflos, nicht wissend wo er sein Haupt hinlegen werde, ging er als ein Flüchtiger und Heimathloser, auf Gott und auf die eigne Kraft vertrauend, in die weite Welt.

Es war eine verhängnißvolle Stunde, diese Nacht des 17. September 1783, in welcher Schiller aus seiner Heimath entfloh. Nur der Mutter und Schwester hatte er sich entdeckt, und ihre bitteren Thränen flossen dem geliebten Sohne und Bruder, als er sie wenige Stunden vor seiner Flucht zum letztenmal umarmte. Der Vater durfte nichts wissen, denn — er war Soldat und Offizier seines Fürsten. Von einem treuen Freunde,

Andreas Streicher, begleitet, ging Schiller zuvörderst nach Mannheim. Hier hatten seine „Räuber" zuerst unter allgemeinem Zujauchzen die Bühne beschritten, und deren Vorstand, der Freiherr von Dalberg, ihm Förderung versprochen. Aber er ward getäuscht.

Der Freiherr von Dalberg benahm sich gegen den flüchtigen Dichter „kleinlich und elend." Er verließ ihn in seiner Noth, ja er nahm sogar Schiller's zweites Trauerspiel „Fiesko" nicht zur Aufführung an, auf das der pfennigloſe Dichter seine Hoffnung gesetzt hatte, und verweigerte ihm selbst ein Ermunterungsgeschenk an Gelde, wozu ihn der damals an der Mannheimer Bühne angestellte große Schauspieler Iffland dringend aufgefordert hatte. In dieser Noth zeigte sich die Größe von Schiller's Charakter. Von Anstrengung und Aufregung erschöpft, bald sich versteckend vor etwaigen Verfolgern des Herzogs, bald mit wunden Füßen zwischen Mannheim und Frankfurt hin und herwandernd, dichtete er in der ärmlichen kalten Stube einer elenden Fuhrmannsherberge zu Oggersheim sein drittes Trauerspiel „Kabale und Liebe," das herzzerreißende Gemälde des bürgerlichen Elends, unter dem das damalige deutsche Leben seufzte. Die elf Louisd'or, welche er für den Verkauf seines „Fiesko" von dem Mannheimer Buchhändler Schwan erhielt, reichten kaum aus, um seine Rechnung in der Herberge zu Oggersheim und den elenden Postwagen zu bezahlen, der den flüchtigen Dichter nach Franken führen sollte, wo eine edle deutsche Frau, Frau v. Wolzogen, ihm in der Einsamkeit des abgelegenen Dorfes Bauerbach ein Asyl angeboten hatte. In winterlicher Kälte, von dem nothwendigsten Schutze wärmender Kleidung entblößt, — trat er die Reise an, die ihn nach sieben langen Tagen und Nächten in das verschneite Thal des rauhen Rhöngebirges führte. Aber der freundliche Empfang guter Menschen und die Freundschaft, welche jene edle Frau dem Ausgestoßenen angedeihen ließ, erwärmte bald wieder sein Herz, das die in Mannheim erlittene Behandlung schon fast zum Menschenhasse erkältet hatte. „Sie haben," — schrieb er später an Frau von Wolzogen, — „den zu einem guten Menschen ge-

macht, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte Tausende zu verderben." Während er hier an seiner vierten großen Tragödie, am „Don Carlos" arbeitete, rief ihn der Herr von Dalberg, da er merkte, daß Herzog Karl den Dichter nicht weiter verfolgte, nach Mannheim zurück, und bot ihm eine Stellung als Theaterdichter mit fester Besoldung an. So gering die letztere war, entschloß sich doch Schiller sie anzunehmen, um nur irgendwo festen Fuß zu fassen, und vor allen Dingen, um die Schulden tilgen zu können, die er in Stuttgart zurückgelassen. Es waren Schulden, die er gemacht hatte, um seine „Räuber" und seine ersten Gedichte drucken zu lassen! Diese Schulden lasteten um so schwerer auf ihm, als ein Freund dafür Bürgschaft geleistet hatte, der jetzt durch seine Flucht selbst in Verlegenheit gerathen war. Damals war eine Zeit in Deutschland, wo der Druck von Dichterwerken, welche die Nation mit Begeisterung las, den Dichter, statt ihm Geld zu bringen, in Schulden stürzte! denn das geistige Eigenthum war damals noch vogelfrei, und jedem Diebstahl des frechsten Nachdrucks Preis gegeben! So haben Goethe und Schiller der Nation ihre ersten Werke — geschenkt, und Schiller hat an der Last der dafür gemachten Schulden viele Jahre lang schmerzlich getragen!

Nach Mannheim zurückgekehrt warf er sich mit dem ganzen heiligen Feuereifer seiner Begeisterung für die Bühne, welche er als eine Schule der Sittlichkeit und Veredlung ansah, auf seinen Beruf. Sein Ziel war das Theater zu heben und zu einer nationalen Förderungsstätte wahrer Volksbildung zu machen. Aber auch hier litt er, wie vor ihm Lessing, Schiffbruch an denselben Klippen deutscher Engherzigkeit und kleinlicher Verhältnisse, und an dem Geize des Intendanten, den die erhabenen Zwecke des Dichters wenig kümmerten. Von Arbeiten und Sorgen fast aufgerieben, körperlich krank, dazu von unglücklicher Liebesleidenschaft verwirrt und von nagender Sorge um seine Stuttgarter Schulden gepeinigt, sah er sich zuletzt dem Untergange nahe. Da reichte ihm die Freundschaft, „die er früh gesucht und früh gefunden," die rettende Hand. Ein trefflicher Mann, Christian

Gottfried Körner aus Leipzig, das Muster eines großartig edlen deutschen Charakters, der Vater des Dichters von „Leier und Schwert," von Bewunderung ergriffen durch das Lesen der Schillerschen Dichtungen, that was keiner der deutschen Fürsten und Großen thun mochte: er bot dem Dichter eine Freistätte an, zu ruhigem Schaffen. Die Art wie dieser Treffliche, der selber nicht reich war, jetzt und später gegen den von aller Welt Verlassenen seine großmüthige Aufopferung übte, war es werth, daß er bis an des Dichters Lebensende den ersten Platz in Schillers großem und dankbarem Herzen behauptete, und daß sein Name unsterblich geknüpft sein wird an den Namen des Lieblings der deutschen Nation. „Die Thränen," (schrieb ihm Schiller, der seiner Einladung gefolgt war) die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, Dir zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du!" und mit selbstbewußter Ahnung seiner einstigen Größe fügt er hinzu: „Zerreiße diesen Brief nicht, du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."

Ein neues Leben ging in Leipzig und Dresden dem Dichter an der Seite liebender und verehrender Menschen auf, und herrliche Früchte entwuchsen diesem neuen Leben. Denn „Leid bringt wohl Früchte, aber nur Freude kann sie ernten." Seine Sehnsucht nach einem ihn ganz verstehenden Freunde hatte in Körner ihre Erfüllung gefunden: darum strömte er seinen Freudenjubel über sein Glück: jetzt „eine Seele sein zu nennen auf dem Erdenrunde", in dem begeisterten Hymnus „an die Freude" aus, der seine würdige Wohnung gefunden hat in der letzten und größten Tonschöpfung des großen Meisters Beethoven. — Es waren glückliche Tage, die er hier (1784—1787) verlebte, Tage der sittlichen und geistigen Läuterung und Aufklärung über sich selbst und seinen Beruf. Wie Viele sind seitdem andächtig hingewandert zu dem unscheinbaren Gartenhause in Gohlis bei Leipzig und zu dem kleinen Weinbergshäuschen in Loschwitz bei

Dresden, wo in geweihten Stunden der Don Carlos geschaffen ward, in den der Dichter alle seine Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit niederlegte; wo der Roman „Der Geisterseher" entstand, und wo dem Dichter die gewaltige Gestalt seines Wallenstein zuerst aus seinen historischen Studien aufdämmernd vor die Seele trat!

Aber auch hier konnte seines Bleibens nicht ewig sein. Die Sehnsucht, Weimar, die geweihte Stätte der erneuerten deutschen Dichtung und Bildung, die Stadt, wo Herder, Wieland und Goethe lebten und wirkten, zu sehen und an dem Umgange mit diesen Großen sich weiter zu bilden; die Hoffnung, dort vielleicht gleichfalls eine Stellung zu erhalten, die den noch immer Heimathlosen wieder seßhaft machte und seine bescheidenen Ansprüche auf Selbständigkeit erfüllen möchte, trieben ihn im Sommer 1787 von Leipzig fort nach Weimar.

Aber „der Liebling der Himmlischen" war kein Kind des Glücks. Er kam zur Unzeit nach Weimar. Goethe war in Italien; Herzog Karl August ebenfalls auf längere Zeit abwesend, und Weimar ohne seine beiden Augen zeigte dem neuen Ankömmlinge ein wenig tröstliches Gesicht. Seine erste Aufnahme bei den dortigen Größen Wieland, Knebel, Herder und der Fürstin Amalie war nicht viel anders, als sie dort so ziemlich jeder erste beste fahrende Literat zu finden pflegte. Hatte doch ein Mann wie Herder nicht einmal Schillers bisherige Dichtungen gelesen! An eine Anstellung oder sonstige äußere Förderung war gar nicht zu denken; und der Mann, dessen Name und kolossales Ehrendenkmal jetzt Weimars größte Zierden sind, fand sich damals, wie er selbst erzählt, in einer Lage, wo er einmal in seinem gemietheten Studirstübchen saß „und alles Geld bis auf zwei Groschen ausgegeben hatte, ohne zu wissen, woher anderes nehmen!" Aber die Qual solcher Noth „erlahmte an seinem Stolze." Was Andere zu Boden gedrückt hätte, hob ihn höher empor. Er verglich sich mit den Größen, die seine ehrfurchtsvolle Bewunderung aus der Ferne bisher weit über sich gestellt hatte, und er fand, wie er seinem Körner schrieb, daß

seine gute Meinung von sich selber sehr gestiegen sei. Auf diesen Boden seines edlen Selbstgefühls zog er sich jetzt zurück. Mit erneuter Begeisterung warf er sich auf das Studium der Geschichte und des Alterthums. Zurückgezogen von der Welt in Weimar und Rudolstadt lebend, schrieb er die Geschichte der Niederländischen Revolution und gab mit diesem Werke seiner Nation das erste Beispiel einer wahrhaft philosophischen, gedankenvollen und zugleich populären Geschichtsschreibung, in welcher die Lehre von einem unwandelbaren Gesetze fortschreitender Entwicklung der Menschheit die belebende Seele bildete; dichtete er seine „Götter Griechenlands" und seine „Künstler," entwarf er den Plan zu einem Heldengedicht auf den großen preußischen Friedrich. In Rudolstadt endlich fand er in Charlotte von Lengefeld die Liebe seines Lebens und gründete mit ihr verbunden den langersehnten eigenen Heerd in der neuen Heimath. Die Aussteuer, welche seine neuen Landesherren ihm dazu auf Bitten der Familie seiner Braut gaben, waren: eine unbesoldete Professur an der Universität Jena und ein Hofrathstitel.

So hatte nun der Flüchtling, der Vertriebene wieder eine Heimath und sogar eine bürgerliche Stellung. Aber die letztere vermehrte nur seine Arbeit, ohne sie zu lohnen. Der kühne Mann ging seiner Kraft vertrauend aufs Neue in den Kampf des Genius mit der Noth des Lebens. Aber hier zum ersten Male erlag seine Kraft. Nicht der Geist, wohl aber der Leib erlag unter der Last, die man dem „Pegasus im Joche" aufgeladen hatte, der vierzehn Stunden, außer seinen Vorlesungen, arbeitend am Schreibtische saß, um des Lebens Nothdurft für die Seinen zu gewinnen. Schon im zweiten Jahre brach der starke Mann zusammen. Entbehrungen und übermenschliche Anstrengung hatten den Grund zu einem Siechthum gelegt, das ihn nicht mehr verlassen sollte. Eine schwere Krankheit warf ihn aufs Lager nieder, und sein geängstetes Weib wußte nicht, „ob sie die zweihundert Thaler Gehalt, welche die Gnade des Fürsten von Weimar verliehen hatte, in die Küche oder in die Apotheke schicken sollte!" Da kam — vom

fernen Auslande Rettung in höchster Noth! Ein Geschenk von dreitausend Thalern auf drei Jahre vertheilt, dem todtkranken Dichter von zweien seiner Verehrer in Dänemark dargereicht und mit Ausdrücken der Dankbarkeit, die man ohne Thränen nicht lesen kann, angenommen, brachte diese Rettung, und erhielt dem deutschen Volke den Dichter, der ihm die edelsten Kleinodien seiner nationalen Literatur schenken sollte.

Jetzt, wo er endlich, endlich! erreicht, was er ersehnt: ein paar Jahre Sorgenfreiheit des Lebens und Schaffens, jetzt trieb es den kaum halb Genesenen, die vor zehn Jahren verlassenen Geliebten in der Heimath wiederzusehn. Er sah sie wieder und verlebte mit den greisen Eltern glückliche Monate (1793–1794) in dem schwäbischen Heimathlande, wo ihn der grollende Herzog finster schweigend duldete, während bei einem Besuche der Karlsschule der Jubelruf der Zöglinge den Stolz des Schwabenlandes begrüßte. Erheitert und gestärkt kam er nach Jena zurück.

Und nun schien es, als ob selbst das Schicksal, müde den erhabenen Dulder zu verfolgen, ihm für den kurzen Rest seines Daseins noch alles Höchste und Beste gewähren wollte, was eines Menschen Leben schmücken und verherrlichen mag. Es gab ihm Vaterglück und Vaterfreude an der Seite einer trefflichen, ganz seiner würdigen Gattin. Es ließ ihm das Streben gelingen, die Thätigkeit von ganzen Lebensaltern zusammenzudrängen in den kurzen Spannraum der kaum zehn ihm noch gegönnten Lebensjahre, und Werke zu schaffen, große, unerreichte, unsterbliche, welche die Menschheit zu ihren Schätzen stellt. Es gab ihm die immer wachsende Verehrung und Liebe seiner Zeitgenossen und seines Volks, dessen ahnender Instinkt in dem Dichter des Tell den Führer und Fahnenträger seiner nationalen Zukunft erkannte. Und es krönte endlich den Gipfel seines Daseins, indem es ihm das Herz und die Freundschaft des einzigen Mannes gewährte, der, wie er heute in Rietschels hohem Erz-Denkmale zu Weimar Hand in Hand mit seinem großen Freunde zu uns Nachgebornen herniederschaut, ewig mit und neben ihm genannt werden wird, so lange redende Menschen-

Geschlechter die Erde bewohnen werden: — es gab ihm die Freun
schaft Goethe's, nach der er sich lange vergebens gesehnt, die e
unbeirrt durch bittere Gefühle über den glücklic[illegible]en Nebenbuhle
unbeirrt selbst von der Kälte und der Abneigung, welche d
Fertige dem Strebenden anfangs entgegenbrachte, als ein höchst
Gut erstrebte, weil er, „dessen Muse das Gewissen war," i
diesem Manne, wie er selbst aussprach, den Einzigen erkannt
der ihm geben könne, wonach seine Seele dürstete: „Wahrhei
über sich selbst und sein dichterisches Streben." — Di
ser erhebende Freundschaftsbund der zwei größten Dichte
Geister ihres Volks und Jahrhunderts gab dem ältere
wie er dankbar bekannte, eine zweite Jugend, während
alle Blüthen des Genius in dem jüngeren zur vollendete
Reife bringen half. Vereinten Kampfes richteten sie zuerst, u
dem Erwachsen eines neuen Geiste[illegible] nationaler Dichtung Rau
und Boden zu schaffen, die weithintreffenden Geschosse ihr
Sinngedichte (Xenien) gegen alles Schlechte und Gemeine, gegen d
selbstgefällige Mittelmäßigkeit und Philisterei, gegen die Schla
heit und Trägheit ihrer Zeit und gegen die raffinirte Unnatur ein
den schlechten und weichlichen Affekten des großen Haufens d
Halbgebildeten schmeichelnden Kotzebueschen und Lafontainesche
Dichtung. Durch eine Poesie voll männlicher Würde, Kraft un
Schönheit, durch eine Poesie, welche die erhabensten Gedanke
und höchsten Strebens-Ziele sittlicher, nationaler und al
gemein menschlicher Bildung in der edelsten und reinsten Form
„goldene Früchte in silberner Schale" der Nation darbot, die
Nation zum Wahren, Guten und Schönen, zu einem Volke vo
Männern und edlen freien Menschen zu erziehen, das wa
die Aufgabe, die Beide, die Schiller vor allen sich stellte. Schille
dieser wahrhafte „Aristokrat des Geistes", war eben darum, we
er es war, zugleich der ächteste Volksmann. Denn sein Strebe
war kein Sich-Herablassen, sondern ein Emporheben Anderer z
der eignen Höhe; kein Herrschenwollen, sondern ein Befreien
und er war darum zugleich der wahrhaft Adlige, weil er di
ganze Kraft seines Genies daran setzte, durch das Beste, Edelst

und Herrlichste, was er selbst besaß, die Menschen, „seine Brüder alle," zu Denkenden, Wissenden und Edelgesinnten zu machen.

Durch das Beste was er selbst besaß! — Er hat es niedergelegt in der glanzvollen Reihe erhabener Schöpfungen, die in diesen letzten zehn Jahren eines Lebens, das nur noch ein stetes Ringen des strebenden Geistes mit den Leiden eines gebrochenen Leibes war, an das Licht gebracht hat. Er hat es niedergelegt in seinen gedankentiefen lyrischen Gedichten, in den Romanzen und Balladen, in denen er mit seinem großen Freund um den Preis rang, in seinen tiefsinnigen Schriften über Kern und Wesen aller Kunst und Poesie, über die ewige Berechtigung und den unveräußerlichen Werth beider für die Bildung der Menschheit. Er hat es niedergelegt endlich in seinen großen dichterischen Thaten, in jenen Werken der tragischen Dichtung, die wie leuchtende Sterne am Himmel unserer Nationalliteratur prangen und deren Namen „Wallenstein," „Maria Stuart," „Jungfrau von Orleans," „Die Braut von Messina," und die Krone von Allem „Wilhelm Tell," nicht nur jeder Deutsche, sondern alle gebildeten Menschen der Erde mit Bewunderung nennen. Jede dieser Geistesthaten war ein neuer Sieg auf seiner Heldenlaufbahn. Und erst als er den letzten und schönsten errungen, entfiel das Geistesschwert, die Feder, der Hand des siegesmüden Kämpfers.

Wie seine Kunst, so hatte er auch sein ganzes Wesen hinauf geläutert zu der höchsten für Menschen erreichbaren Höhe sittlicher Vollkommenheit, und neben dem größten Dichter stand der edelste Mensch, von dem Goethe singen durfte, daß:

— hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!

In seiner ganzen, fast schon den Schranken des Menschlichen enthobenen Erscheinung, auch in der äußerlichen, war Alles an ihm groß und erhaben, nur die Augen waren sanft. Er hatte als Mensch und Dichter, wie ein anderer geistesverwandter Freund und Zeitgenosse, Wilhelm v. Humboldt, noch bei Schillers Leben sich ausdrückte, „das Höchste ergriffen und hatte die Kraft, es

festhalten. Es war seine Region geworden. Und nicht genug, daß ihn das gewöhnliche Leben nicht darin störte, so brachte er aus jenem höhern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit in dieses Trübe, die unverkennbar ihre göttliche Abkunft verriethen. Für Ihn brauchte man das Schicksal nur um Leben zu bitten!"

Doch gerade dieses Einzige ward ihm, ward der Welt versagt. Wohl hatte sein erhabner Geist im Angesichte seiner großen Aufgabe stets mit starkem Muthe „die Angst des Irdischen von sich geworfen." Aber die Anstrengung des Kampfes um das irdische Dasein hatte seine Kraft frühzeitig verzehrt. Es half ihm nichts mehr, daß ihm ein Jahr vor seinem Tode nach seinem ersten und letzten Besuche in Berlin der edle König Friedrich Wilhelm III. einen Gehalt von Dreitausend Thaler nebst freier Hofequipage anbot, wenn er Berlin zum Wohnsitz wählen wollte; es half ihm nichts mehr, als der Herzog von Weimar, da der kränkelnde Dichter sich von Weimar und von seinem Goethe nicht trennen mochte, ihm das kümmerliche Gehalt von 400 Thalern an der Schwelle des Grabes auf 800 Thaler erhöhte. Er trug den Tod im Herzen; und das Gefühl, die Seinen, trotz so großer Arbeit, unversorgt zurückzulassen, umdüsterte seine Seele bei der Ahnung, daß die Scheere, die seinen Lebensfaden abschneiden sollte, bereits von der Hand der unerbittlichen Todesgöttin erhoben sei.

Am 9. Mai des Jahres 1805 weinten seine verzweifelnde Gattin und seine vier unmündigen Waisen am Todtenlager des besten Gatten, des treuesten Vaters und Erhalters, vernahm das deutsche Volk die erschütternde Kunde, daß der strahlendste Stern am Himmel des deutschen Geistes niedergesunken und erloschen sei, und daß ihm nur noch übrig bleibe dem Worte des großen Ueberlebenden zu folgen, das ihm zurief:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

I.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1865.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Mauerstr. 10.

Vorwort.

Diese Charakterbilder Goethe'scher Frauengestalten, welche ich hier dem geneigten Leser übergebe, wurden zunächst durch die Aufforderung des Verlegers der Kaulbach'schen Goethegallerie veranlaßt, welcher zu dem bekannten Prachtwerke einen von mir verfaßten sogenannten Text zu haben wünschte. Da die zu diesem Zwecke entworfenen Charakteristiken von vorn herein eine selbständige Geltung anstrebten, so trage ich kein Bedenken, der Aufforderung mancher Freunde, welche dieselben als ein besonderes leicht anschaffbares Ganze veröffentlicht zu sehen wünschten, hiermit Folge zu leisten.

Obschon in dieser Sammlung Manches verändert, Einiges erweitert und berichtigt worden ist, so sind doch die auf die künstlerischen Darstellungen des berühmten Meisters bezüglichen Bemerkungen zum größten Theile beibehalten worden, da die Kaulbach'schen Handzeichnungen in ihren zahlreichen Vervielfältigungen durch Photographie und Stich als allgemein bekannt und interessirend vorausgesetzt werden dürfen.

Die Fortsetzung meiner Arbeit wird jedoch auch solche Frauengestalten Goethe's, welche von dem Künstler nicht illustrirt worden sind, in ihren Kreis ziehen.

Ich widme diese Blätter vor allen den deutschen Frauen, deren Wesen der größte Dichter der Weiblichkeit und ihrer Eigenart in den herrlichsten Bildern abgeschildert hat. Möge dieses kleine Buch dazu beitragen, Herz und Sinn unserer Frauen immer aufs Neue zu der Quelle edelster Schönheit und genußreichster Geistes- und Herzensbildung hinzuleiten, wie sie in den Werken des Unsterblichen für jeden sinnvollen Lebenswanderer unversieglich fließt.

Berlin 1865.

Adolf Stahr.

Inhalt.

		Seite
I.	Goethe's Muse	1
II.	Werther's Lotte	21
III.	Adelheid von Walldorf	41
IV.	Dorothea	59
V.	Gretchen	79
VI.	Helena	113
VII.	Iphigenie	129
VIII.	Leonore von Este	147
IX.	Eugenie	167
X.	Friederike von Sesenheim	189
XI.	Maximiliane La Roche, die Mutter Bettina's	211
XII.	Lili	229

I.

Goethe's Muſe.

I.

Goethe's Muse.

Am Eingange der Goethe'schen Werke steht ein Gedicht, das mit seinen vierzehn Stanzenstrophen gleichsam eine majestätische Vorhalle zu dem erhabenen Tempel der Schönheit und Wahrheit bildet, den der unsterbliche Dichter mit seinen Werken seiner Nation und der ganzen Menschheit aufgerichtet hat. Gleich den Marmorsäulen jener Propyläen, welche zu dem hohen Sammelpunkte hellenischer Kunst und zu den Meisterwerken des Phidias auf der Stadtburg der göttergeliebten Musenstadt Athen den Eingang bildeten, und deren ernste Schönheit kein Hellene ungerührten Herzens durchschritt: schmücken diese unvergleichlichen Strophen in ihrer vollendeten Marmorschöne den Eingang, der zu dem Allerheiligsten Goethe'scher Kunst und Dichtung führt, sind sie ebenbürtig dem Besten und Herrlichsten, was er geschaffen, erfüllen sie das Herz des Eintretenden mit jenem Gefühle der Ehrfurcht vor dem Genius, deren bewußte Empfindung uns zugleich den Schlüssel giebt zu dem innersten Wesen des Dichters und dem tiefsten Gehalte seiner Schöpfungen.

Auch dieses Gedicht, wie fast alle Dichtungen Goethe's, hat seine eigne Geschichte, in deren Laufe es mannigfache Wandlungen und Umbildungen erfahren hat. Entstanden in dem Dufte deutscher Waldeskühle, ist es gereift und ausgestaltet unter der Sonnenwärme des italischen Himmels, in dem Lande der Schönheit, das den Dichter sich selber wiedergab. Hervorgerufen

durch seine Liebe zu jener Frau, der zehn Jahre lang sein ganzes Sein und Wesen angehörte, bestimmt, diese Frau, die ihm zuerst in Freundschaft, dann in voll erfüllter Liebe viele Jahre lang zu eigen war, unter der Hülle des poetischen Schleiers mit seinen besten Gaben zu feiern und ihr zu sagen, „wie lieb er sie habe", sollte es anfangs die Einleitung bilden zu jenem räthselhaften Gedichte „die Geheimnisse", das gleichfalls mit jenem Verhältnisse des Dichters zu Charlotte von Stein in nahem Zusammenhange stand.

Aber es kam anders. Die Flucht nach Italien löste jenes Verhältniß und erlöste den gefesselten Prometheus von den Banden einer Leidenschaft, deren Aufhören er selbst zuletzt als eine Befreiung empfand. Das Gedicht der „Geheimnisse" blieb unvollendet, und die Einleitung zu demselben erhielt eine andre, höhere und würdigere Bestimmung. Losgelöst von jenem fragmentarischen Werke und gereinigt von allen auf eine bestimmte einzelne Person bezüglichen Wendungen und Bestandtheilen, wurden diese Strophen von dem Dichter in Italien (1787) umgestaltet zu dem, was sie heute sind und ewig bleiben werden: zu der Eingangsweihe seines ganzen dichterischen Schaffens und Strebens. Als solche standen sie bereits im Jahre 1787 an der Spitze der ersten Ausgabe der gesammelten Werke des Dichters, gewiß zu sehr schmerzlicher Befremdung Charlottens von Stein, die sich dadurch eine Huldigung entzogen sah, welche sie bisher als ihr persönliches Eigenthum betrachtet hatte. Sicherlich blieb die dadurch erregte Mißempfindung nicht ohne Einfluß auf die gereizte Stimmung, mit welcher die sich gekränkt und beeinträchtigt fühlende Frau den Freund und Geliebten bei seiner Heimkehr aus Italien empfing, und die zu einem vollständigen Bruche des alten Verhältnisses führte*). Es konnte ihr nicht

*) Das Nähere darüber findet man in meinem Buche: Weimar und

gleichgültig sein, ganze Strophen, die nur auf sie bezüglich waren, wie zum Beispiel die jetzt nur noch in Goethe's Brief an sie vom 24. August 1784 erhaltene herrliche Stanze:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne;
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt."

von der neuen Gestaltung des Gedichtes ausgeschlossen und unterdrückt, anderes nur in umgeänderter Form, wie die bekannte „Für ewig" überschriebene Strophe, der Sammlung der Gedichte einverleibt zu sehen.

Wenden wir uns jedoch von der Geschichte seines Entstehens und seiner Wandlungen zurück zu dem Gedichte selbst, wie es als „Zueignung" in seiner jetzigen Gestalt an der Spitze der Werke des Dichters steht, und wie wir es hier folgen lassen, um unsre Erläuterungen und schließlich unsre Bemerkungen über die von Kaulbach unternommene Versinnlichung der Gestalten desselben daran zu knüpfen:

Jena (1852) Th. II, S. 127—185. In dem seit jener Zeit herausgegebenen „Briefwechsel" Goethe's mit Karl August (I, S. 105) giebt der erstere die Gründe seiner „Flucht" nach Italien in einem Briefe, den er unter dem 25. Januar 1788 aus Rom an den fürstlichen Freund richtete, mit den Worten an: „Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physischen und moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten."

Zueignung.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich, und wechſelte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor;
Des ſchönen Blicks ſollt ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah ich mich von Wolken wie umfloſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämmrung eingeſchloſſen.

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier theilt' er ſteigend ſich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn Alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah ich in meinem Leben,
Sie ſah mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt Du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb und Treue Ton entfloß;
Erkennſt Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe ſchon nach mir Dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich Dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt Dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich Dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: Du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt Du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt Du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt Du Dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt Du von Andern unterſchieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächſt in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran.
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte, ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah ich ſie den reinſten Schleier halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt,
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Weben banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Die Ueberschrift: „Zueignung" ist das Erste, was unsere Erklärung verlangt. Wir finden sie in der Strophe, welche den Schluß des Gedichtes bildet.

Wer ist es, dem der Dichter seine Werke, die Früchte seines Lebens zu eigen darbringt? Nicht die Geliebte, die so viele Jahre lang sein Ein und Alles gewesen; nicht sein fürst-

licher Freund und Beschützer, der ihm „August und Mäcen war", der ihm gewährt hatte —

— „was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus,

nicht seinem Karl August, geschweige denn sonst einem Kaiser oder Könige widmet der vom Unverstande „Höfling" gescholtene Dichter das Werk seines eigensten Lebens, die reiche Fülle der Schöpfungen seines Genius! Freilich auch nicht der deutschen Nation, von der damals, wie selbst ein Lessing klagen durfte, noch nichts zu spüren war. Sondern bescheiden widmet er sie „den Freunden", d. h. allen Denen, die sich selbst zu eigen machen wollen und können, was er darbringt, die seine Gaben aufnehmen, wie er sie bietet, den mitempfindenden, verstehenden, Freude und Leid des Menschendaseins mit ihm theilenden, des Lebens Bürde und Mühen gleich ihm in der Betrachtung und im Genusse der Schönheit und Wahrheit zu lindern, seine Erfolge und Freuden in solchem reinen Aether der Kunst zu verklären und zu steigern beflissenen Seelen, — diesen wahrhaften „Freunden", in denen Er die Welt sieht. Denn:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!

Dieses Wort ist innerste Lebensmaxime des Dichters. Es klingt hindurch durch alle seine geheimsten Geständnisse, in den vertrautesten Herzensergießungen gegen seine Freunde vom Anfange bis an's Ende seines Lebens, und es ist oft rührend zu sehen, mit wie dankbarer Seele der große Dichter jedes verständnißvolle Entgegenkommen, jeden, auch den kleinsten Beweis freundlicher und beifälliger Theilnahme an seinem Denken und Schaffen entgegen- und aufnahm. Diese Sehnsucht nach Gemeinschaft des Denkens, Empfindens und Schaffens wurzelte auf

dem Grunde jener tiefen Lebensanſchauung, zu Folge welcher auch der von Goethe ſo hoch verehrte Spinoza, und mit Spinoza deſſen Wiedererwecker Leſſing, die „ſtille Verbrüderung mit ſympathiſirenden Geiſtern“ neben „inbrünſtiger Liebe zur Wahrheit“ zu den höchſten Gütern des nach Erkenntniß leidenſchaftlich ſtrebenden Denkers zählte. Das Entbehren aber dieſer „ſtillen Verbrüderung mit ſympathiſirenden Geiſtern“, der Mangel dieſes entgegenkommenden Verſtändniſſes, dieſer beglückenden Gemeinſchaft, — wie oft und ſchwer haben alle größten Menſchen, hat Goethe ſelbſt in ſeinem Leben ſolche Vereinſamung empfunden! Und wie ſchmerzlichen Ausdruck giebt ſich in unſerem Gedichte die Klage über ſolche Vereinſamung in den rührenden Worten, welche der Dichter an die Lichtgeſtalt der Wahrheit richtet:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich Dich kenne, bin ich faſt allein!

„Faſt allein,“ — doch niemals ganz allein. Denn es lächelt ihm die tröſtliche Hoffnung auf die Gemeinſchaft mit jener ſeinen Blicken unſichtbaren Gemeinde, der ihm angehörigen, zu ihm ſich haltenden, an ihm und mit ihm ſich fördernden und auferbauenden „Freunde“, in deren Herzen ſeine Dichtungen und ſeine Gedanken leben und wiederklingen, und denen er zum Dank und Lohn dafür — prophetiſchen Blickes und mit gerechtem Selbſtbewußtſein — verheißt: daß ihre Liebe zu ihm, ihr Andenken noch bei ſpäten Enkeln erhalten bleiben werde.

Der kunſtvoll gegliederte Bau des Gedichts ſondert ſich in drei Haupttheile: in die Einleitung, welche die drei erſten, in die Viſion, welche die zehn folgenden Strophen umfaßt, und in das wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehrende Schlußwort, welches die letzte Strophe ausſpricht.

Die Einleitung iſt ganz realiſtiſch gehalten. Wir ſehen den früh erwachten Dichter in der Frühe eines duftigen Sommer-

morgens ſein geliebtes Weimariſches Gartenhaus am Stern, ſeine „ſtille Hütte“, in deren Einſamkeit er ſich ſo oft in jener Zeit, in welcher dies Gedicht entſtand, auf Tage und Wochen zurückzuziehen liebte, verlaſſen, und durch die thauige Friſche der im Erwachen begriffenen Natur hinaufwandern zu jener Höhe, zu welcher ſich der von ihm bepflanzte und liebevoll gepflegte Garten — ſein liebſtes Beſitzthum — hinanzieht. Denn hier, am Ilmthale, nicht im Saalthale von Jena, wie manche Erklärer gemeint haben, iſt die Scene zu denken; das lehrt der Augenſchein einen jeden, der jene Oertlichkeiten kennt, auch wenn nicht, wie es der Fall iſt, die Ausſagen kundiger Zeit- und Lebensgenoſſen Goethe's, dieſe meine Anſicht beſtätigt hätten. Noch ſteht der Felsblock auf der Höhe des Gartens, und noch leſen wir auf der einfachen, in ſeine Wand eingeſenkten Steintafel die Weiheinſchrift, mit welcher der liebende Dichter dieſen „erwählten Fels“, dieſen Ruhe- und Ausſichtsplatz huldigend der Geliebten zueignete:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten,
Heiter ſprach er zu mir: werde mir Zeuge, Du Stein!
Doch überhebe Dich nicht, Du haſt noch viele Geſellen;
Jeden Felſen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jeden Baum des Waldes, um den ich wandernd mich ſchlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur Dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Zu dieſer Höhe, zu dieſer, der geliebten Charlotte von Stein, ſeiner irdiſchen Muſe, geweihten Stätte ſehen wir den Dichter in der erſten Morgenfrühe hinaufwandeln, wie er in der Wirklichkeit ſo oft und ſo gerne that, um dort die erſten Empfindungen der „friſchen Seele“ der Geliebten als Morgenopfer darzubringen; und ſo iſt denn wenigſtens in dieſem Eingange noch ein Ueberreſt von der erſten Geſtalt und Beziehung des ſpäter umgewandelten Gedichts enthalten. Wir ſehen ihn bei einem

jeden Schritte voll Freude weilen, bei jeder neuen, von seiner Hand gepflanzten Blume, die ihr thauerfrischtes Antlitz dem jungen Tage entgegenhebt. Wir sehen ihn auf seinem Gange Erquickung saugen aus der allgemeinen Erquickung der Natur. Schon freut er sich im Steigen des Entzückens, das ihm von der Höhe herab der Blick auf Wald und Wiesen seines geliebten Thals in hellem Glanze der jungen Morgensonne gewähren soll. Da plötzlich ändert sich die Scene. Nebelstreifen vom „Fluß der Wiesen", der Ilm, emporziehend, wallen und weben zu ihm hinauf, wachsen im schwimmenden schwebenden Zuge ihm „geflügelt um das Haupt empor", und statt des ersehnten schönen Blicks in's Freie, Weite, sieht er sich „von Wolken wie umgossen" mit sich selbst in Dämmerung allein.

Diese herrliche Schilderung, dieses Gemälde der nebelüberraschten Morgensonnenfrühe, dessen Gleichen an Einfachheit und Naturwahrheit wie an melodischem Zauber, und an Feinheit und Weichheit der Farbentöne die deutsche Sprache kein zweites besitzt, bahnt nun dem Dichter in der dritten Strophe den Uebergang aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Vision, aus dem Bereiche des Natürlichen und Irdischen in das Phantastische und Ueberirdische. Es ist die Muse, die erscheinende Göttin selbst, welche diese Nebelwolken um ihn versammelt hat, um abgetrennt von der Welt, wie die Götter es von der Altväter Homer und Moses Zeiten an lieben, sich den sterblichen Blicken ihres Lieblings darzustellen. Diese Göttin aber, deren schönheitstrahlende Gestalt zu dem Dichter hernieder schwebend sich seinen Blicken enthüllt, sie ist die Göttin der Wahrheit, die ihn zu ihrem Lieblinge erkoren hat, weil er selbst von Jugend auf mit seinem strebenden Herzen zum ewigen Bunde sich „fest und fester an sie angeschlossen", schon als Knabe sich „mit heißen Herzensthränen" nach ihr gesehnt hat. Wer Goethe's Selbstbiographie kennt, wird dieses so bescheiden klingende und doch so große Wort bestätigt

finden; wer in des Dichters inneres Weſen eingedrungen iſt, wird in dieſem Worte den Schlüſſel zu demſelben erkennen. Denn in der That von Goethe's Jugend, von dem Knaben an, der mit ſeinem ſymboliſch aufgebauten Opferaltare und dem auf demſelben beim erſten Strahle der Morgenſonne entzündeten Rauchopfer das Verlangen ſtillen wollte, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden unmittelbar zu nähern, bis zu dem Manne, dem jede abſtracte Vorſtellung, jedes traditionelle Wort eine unſagbare Pein verurſachte, und der in Italien ſich ſelbſt das Gelöbniß erneuerte: „nicht eher zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort und Tradition, ſondern alles lebendiger Begriff geworden ſei", geht dieſer unwandelbare Zug, dieſes unverwandte Streben nach Wahrheit, nach Wahrheit in Dichtung und Forſchung, in Erkenntniß und Darſtellung der Natur und des Menſchenherzens, durch ſein ganzes Leben, bis zu dem letzten Rufe des ſterbend nach „mehr Licht!" verlangenden Dichters. Und ſo erſchließt ihm denn auch hier der holde Anruf der ihm ſichtbar genahten Göttin, der er ſich ganz zu eigen weiß, in der ſechsten und ſiebenten Strophe die Lippen zu jenem erneuten Geſtändniß ſeines Hingegebenſeins an ſie, das ſich ſchließlich gipfelt in der Klage über die Vereinſamung, der er ſich verfallen empfinde, ſeit er ſie erkannt:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen:
Da ich Dich kenne, bin ich faſt allein!
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen."

Es iſt dieſelbe Klage, die der Dichter, nur bitterer und herber, ſeinen Fauſt gegen den Alltagsmenſchen Wagner ausſprechen läßt, die Klage über die Vereinſamung, über das Verſchließen der erkannten Wahrheit in ſich ſelbſt, aus dem herauszugehen und das Erkannte mitzutheilen, zum Lohne Kreuz und Scheiterhaufen bringt:

Ja, was man ſo „Erkennen“ heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

So dichtete Goethe, der vierundzwanzigjährige Jüngling; ſo düſter herbe ließ er die ſchwermüthige Melancholie des zweifelnd verzweifelnden Fauſt reden. Nicht alſo aber, nicht mehr mit dieſer bittern Herbigkeit, ſpricht hier der ausgereifte ſechsunddreißigjährige Mann. — Und dennoch „lächelt“ die Göttin zu der Selbſtüberhebung, die auch noch in dieſer gemilderten Form der Klage liegt. Sie lächelt über den Wahn: daß er „ſie kenne“, ſie ganz erkannt habe, da er doch kaum „dem gröbſten Truge“ entflohen, kaum „Herr vom erſten Kinderwillen“ ſei. Sie lächelt über den Irrthum, der die ganze Wahrheit zu beſitzen vermeint, die doch — nach Leſſings unſterblichem Worte — nur für die Gottheit allein iſt; und leiſe ſtrafend wirft ſie ihm vor, daß er in ſolchem Wahne „die Pflicht des Mannes zu erfüllen verſäume“, wenn er das „wenige“ des ihm enthüllten Wahrheitslichtes andern mitzutheilen unterlaſſe. Wie viel biſt Du ſelbſt denn, — ruft ſie dem ſich „Uebermenſch“ dünkenden, über die Welt um ihn her erhaben glaubenden Freunde zu:

Wie viel biſt Du von andern unterſchieden?
Erkenne Dich, leb mit der Welt in Frieden!

„Erkenne Dich!“ das uralte Weisheitswort, das hier die Wahrheit ſelbſt dem Freunde zuruft, was heißt es anders, als: erkenne Dein innerſtes Weſen, Deine Naturbedingtheit, Dein Menſchenthum, das Du mit Deinen Brüdern theilſt, erkenne Dein Verhältniß zum Weltganzen, dann wirſt Du mit der Welt in Frieden leben, von der Du ein Theil biſt, in der und

mit der Du lebſt, und die Du ſelber als Mikrokosmos wiederſpiegelſt.

Und der Freund begreift die treffende Wahrheit dieſes Tadels, dieſer warnenden Mahnung. Verzeihung, Göttin, ruft er aus, „ich meint' es gut!" Ich klage ja nur, daß ich bisher das rechte Mittel nicht zu finden wußte, um „den andern" das mir von Deiner Huld Verliehene mitzutheilen! Das iſt es, was den in mir lebenden „frohen Willen" hemmt!

„Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll!"

Das iſt es! Es iſt der Schmerz über das Zurückgedrängtſein und die Verſtümmlung ſeines eigentlichen und urſprünglichen, von Gott und Natur ihm angewieſenen Berufs: ein Lehrer und Erwecker der Menſchheit, ein Verkünder und Geſtalter der Wahrheit und Schönheit zu ſein, dieſer tiefe Seelenſchmerz, der damals in dem Innern des mit Weg- und Straßenbau, Rekrutenaushebung und Feuerlöſchanſtalten, Finanzberechnungen und Kammerakten, und nebenbei mit Maskenfeſten, Gallabällen, Hofdienſt und geſchäftlichen Zerſtreuungen aller erdenklichen Art belaſteten Pegaſus im Joche wühlte. Dieſer in faſt allen ſeinen Briefen aus den letzten Jahren ſeiner erſten weimariſchen Zeit wiederklingende Schmerz iſt es, dem der Dichter mit jenem klagenden Geſtändniſſe ſeiner Göttin gegenüber hier Wort und Ausdruck verleiht. Es iſt dieſer ſelbe Schmerz, der ihn endlich zu dem Entſchluſſe ſeiner Flucht nach Italien brachte, um ſein eigentliches Selbſt zu retten und zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung zurückzukehren, die doch, wie er aufathmend aus Italien ſchrieb, keine andre ſei, als eben — die Dichtkunſt.

Und die Göttin verſteht ihn. Wieder lächelt ſie ihm zu; aber diesmal iſt ihr Lächeln kein mitleidig ironiſches, ſondern

es ist das Lächeln des innigen Verstehens und der huldvollen Gewährung dessen, was der Freund mit heißer Seele für sich erfleht. Und so reicht sie ihm denn, „was sie ihm lang bestimmt“ — d. h. aus der allegorischen in die Sprache der Wirklichkeit übertragen: was er von Jugend auf besessen, den „aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung“: Das heißt: sie giebt den Dichter sich selbst und seiner Bestimmung wieder — eine That, die in der Wirklichkeit der Dichter selbst durch das Abbrechen aller seiner damaligen Weimarischen, seinen wahren Beruf unterdrückenden Lebensverhältnisse, durch seine Flucht nach Italien vollzog. Und hier möchte ich nochmals Neue daran erinnern, daß dies Gedicht, mit dem wir uns beschäftigen, eben in Italien seine jetzige Gestaltung erhalten hat, und daß diese letzten Strophen in ihrer gegenwärtigen Gestalt wahrscheinlich der Italischen Lebensperiode des Dichters angehören.

Die Wahrheit selbst ist es, die ihm den Schleier der Dichtung reicht, und dieser Schleier der Dichtung, in welchen gehüllt er nach der Göttin Weisung die von ihm erkannte, in seinem Innern lebende Wahrheit „den Andern zeigen soll“, heißt darum „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit“, weil alle wahre Poesie belebend und erfrischend, wie Morgenluft das Menschenherz erquicken und stärken soll, weil ihr Wesen, wie die Liebe selbst, dem Sommermorgen der Natur vergleichbar ist und wirkt, und weil sich die Klarheit des Lichtes in ihr vermählt mit jener dämmernden Hülle der schönen Form, welche das lichte und doch sanft verschleiernde Gewand der Wahrheit bildet, die nur die Wissenschaft auf der einen und die Wirklichkeit des Lebens auf der andern Seite in hüllenloser Nacktheit und Härte zeigen und darstellen. Diese, die Welt und das eigne Leben schmückende, verklärende, erhellende Kraft der Poesie, welche dem armen Menschen den so schnell hinschwindenden Morgen der

Jugend geiſtig zu bewahren, das Herz jung und hoffnungsreich zu erhalten, den Tag zu verſchönern und die Nacht zu erhellen, ja ſelbſt die Gruft „zum Wolkenbette“ zu verwandeln beſtimmt iſt, dieſe Kraft und Wirkung der Dichtung, wie konnte ſie ſchöner ſymboliſirt und ausgedrückt werden, als durch die Wahl des Augenblicks der duftigen Morgenfrühe, in welchem der Dichter die Göttin erſcheinen läßt!

Und jetzt wenden wir unſern Blick von dem Gedichte zu der ſichtbaren Geſtaltung, welche Kaulbachs Hand demſelben zu verleihen gewagt hat. Ich ſage gewagt hat; denn ein Wagniß war und iſt es, dieſes Gedicht in ſeinem Mittelpunkte geſtaltend zu erfaſſen, dieſe ſelbſt aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewobene Viſion des geiſtigen Dichterauges, dem leiblichen Auge des Leſers entſprechend vorzuführen; und nur ein Meiſter wie Kaulbach durfte ſich dieſes Wagniſſes unterfangen, und es im Ganzen glücklich beſtehen. Im Ganzen glücklich, denn bei dieſer Aufgabe allen Einzelheiten gerecht zu werden, liegt vielleicht außerhalb der Gränzen der bildenden Kunſt, und nirgends hat man ſo wie hier es ſchon dankend anzuerkennen, wenn der Bildner das Weſentliche des Gedichts ergriffen und zur Anſchauung gebracht hat. Kaulbach hat für ſeine Darſtellung den in der elften und zwölften Strophe des Gedichts gegebenen Moment gewählt. Zu dem auf einſamer Bergeshöhe „ſelig“ vor der göttlichen Erſcheinung „zur Erde geſunkenen Dichter“ ſchwebt die himmliſche Geſtalt der Göttin voll milder Hoheit nieder, mit der Rechten den Schleier vom Haupte nehmend, „der um ſie her in tauſend Falten ſchwoll“, während ſie mit der Linken dem vor ihr mit ausgebreiteten Armen knieenden Lieblinge den Kranz reicht, durch welchen der nachdichtende Künſtler, den Bedingungen ſeiner Kunſt gemäß, wieder

seinerseits die Ueberreichung des symbolischen Schleiers zu symbolisiren sich erlaubt hat. Die Flügel seiner Göttin hätten wir ihm erlassen mögen, vielleicht selbst den Blumenkranz, den er dem Haupte der herrlichen Gestalt verliehen hat — denn die Wahrheit bedarf eben nicht des Schmuckes. Dagegen ist ein wahrhafter Meisterzug, daß er in der äußeren Erscheinung des Dichters, dessen jugendliche Mannesgestalt und Gesichtszüge nach der herrlichen Trippel'schen Büste hier vor uns stehen, die Wirklichkeit hart neben die Idealerscheinung der Göttin stellte. Er hat damit, bewußt oder unbewußt, denselben Gegensatz, den wir in unserer Erklärung des Gedichts selbst nachgewiesen haben, auf das Glücklichste wiedergegeben. Das ist derselbe Goethe, der im Anfange des Gedichts aus seiner „stillen Hütte" am Ilmufer hinaufwandelt zu der Höhe des „erwählten Felsens", den das Weihedenkmal [illegible]er irdischen Muse schmückt. Vielleicht wäre es möglich gewese[illegible]s leichte, lichte Nebelduftgewölk etwas weniger dunkel und massenhaft, den „reinsten, aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier" etwas weniger irdisch schwer und stofflich zu halten; vielleicht wäre es sogar möglich gewesen, das:

„Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen" —

des Gedichts durch einen des Dichters Hütte tief unten im Thale beglänzenden Lichtstreif wiederzugeben und so das Phantastische der Vision mit der Realität im Anfange des Gedichts durch einen neuen Zug auszudrücken! Doch wie wenig bedeutet ein solches „vielleicht" des Wunsches, gegenüber der Einsicht des die Bedingnisse und Schranken seiner Kunst mit sicherem Blicke erfassenden Künstlers, der oft da zu entsagen hat und sich zu bescheiden weiß, wo wir Andere unsern Wünschen ungehemmt die Zügel schießen lassen!

Die Krone aber des Ganzen ist in dieser Komposition für mich die Gestalt des Dichters, in dessen äußerer Erscheinung,

ſoweit ſie das Koſtüm betrifft, wiederum Wirklichkeit und Idealität auf das Schönſte vermählt ſich zeigen. Der ganze Ausdruck ſeines edlen, mit ſanfter Neigung zur Göttin erhobenen Antlitzes, und die Haltung ſeiner Arme und Hände ſprechen das reinſte Hingegebenſein, das „innigſte Vertrauen" des Dichters aus, der „alles Glück nur von ihr haben", nur aus den Händen derjenigen empfangen will, an die ſein ſtrebend Herz ſich früh zum ewigen Bunde geſchloſſen hat: aus den Händen der Wahrheit! —

Den Schluß des Gedichts endlich haben wir bereits zum Anfange unſerer Betrachtungen erklärt. Was der jugendliche Dichter ſich erwünſchte, das iſt ihm geworden. Er ſelbſt bezeugt es mit den Worten, in welchen er im ſpäteſten Greiſenalter von ſich rühmt:

„Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt!"

II.

Werther's Lotte.

II.

Werther's Lotte.

Ich möchte den Leſern dieſer Aufſätze einen Rath geben, deſſen Befolgung vielleicht nirgends ſo erſprießlich ſein dürfte, als gerade bei derjenigen Dichtung, mit deren weiblicher Hauptperſon wir uns hier beſchäftigen wollen. Es iſt der: vor der Lektüre dieſer Charakteriſtiken immer die betreffende Goethe'ſche Dichtung ſelbſt von Anfang bis zu Ende wieder einmal durchzuleſen. Beruhige ſich Keiner damit, daß er ja den Werther kenne, daß er ihn vor ſo und ſo viel Jahren geleſen. Es iſt nichts mit dem Worte von ſolchem „Geleſenhaben". Meiſterwerken gegenüber, zu denen man nicht oft genug zurückkehren kann; zumal in ſo zerſtreuender Zeit wie die unſrige, in welcher die Sturzwaſſer einer gleichſam mit Dampf betriebenen Fabrikproduktion das von unſeren klaſſiſchen Dichtern mühſam eroberte und angebaute Terrain der ächten Dichtung auf dem Felde des Romans mit immer erneuten Ueberſchwemmungen zu überdecken und zu verwüſten drohen.

Ein Meiſterwerk aber, und zwar ein in ſeiner Art ganz einziges, iſt dieſe Wertherdichtung des fünfundzwanzigjährigen Jünglings Goethe, ganz und gar. Zu dieſer Schöpfung ſeiner Jugend kehrte der fünfundſiebzigjährige Dichter noch mit inniger Rührung in dem ſchönſten Gedichte ſeines Alters zurück, und es hat Leute gegeben, die, wie z. B. Immermann, dies Werk über Alles ſetzten, was der Dichter überhaupt geſchaffen habe. Sein

furchtbares Wort von den „problematiſchen Naturen“, „die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, denen keine Lage genug thut“ und die eben deshalb von vorn herein dem Untergange geweiht ſind, im Werther iſt es Fleiſch geworden. Im Werther liegen die Elemente von Hamlet und Fauſt, liegen die Elemente der zwei wunderbarſten Geſtalten der ganzen neueren Poeſie beiſammen. Beſtimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit, das ſind die Todfeinde aller problematiſchen Naturen, und vor allem Werther's. Das ſpricht ſich aus in tauſend Zügen der Dichtung. Die einzige Thätigkeit, die Werther üben möchte, wäre, wie er ſagt, eine ſolche, „die keine Folge auf den Morgen hätte, die Fleiß und Beſtimmtheit auf den Augenblick erfordert, ohne Vorſicht und Rückſicht zu verlangen“. Alle ſeine Entſchlüſſe ſind dann auch „Grillen“, Kinder des Augenblicks, und er führt keinen aus und durch, als den einzigen letzten, weil dieſer eben aller Qual des Entſchließens und Sichbeſtimmens ein Ende macht.

Doch wir haben es hier mit Lotte und nicht mit Werther zu thun. Lotte iſt das vollendete Gegenbild Werther's nach dieſer Seite hin. Ihre einfache Beſtimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit ſind es denn auch, an welcher der Unglückliche zu Grunde geht; ſie iſt der Felſen, an welchem das ſteuerloſe Schiff ſeines Daſeins letztlich zerſchellt. Werther iſt oft zergliedernd nachgebildet, Lotte vielleicht niemals vollſtändig in ihrem Weſen entwickelt. Machen wir den Verſuch!

Wenn ich von einem Ausländer aufgefordert würde, ihm das deutſche Mädchen und Weib in einer typiſchen Geſtalt unſerer poetiſchen Nationallitteratur nachzuweiſen, ſo würde ich dieſe Goethe'ſche Lotte als diejenige Frauengeſtalt nennen müſſen, welche dieſen Nationaltypus unter allen Schöpfungen deutſcher Dichtung in ſeinen weſentlichen Zügen am vollkommenſten und naturwahrſten ausdrückt. Verſteht ſich: auf den Kreis des bürger-

lichen Mittelstandes beschränkt, wie er in der zahlreichen Klasse des gebildeten Beamtenthums vertreten ist, und in einzelnen Zügen bestimmt durch die Formen und Farben der Zeit, deren Produkt und Ausdruck das Gedicht selber ist, dem Lotte's Gestalt angehört. Bei ihrer Charakteristik muß man sich jedoch weniger an Werther's Schilderungen, als an dasjenige halten, was sie selber sagt und thut, und was unparteilichere und weniger befangene Beurtheiler als Werther von ihr erzählen und über sie aussagen.

Lotte ist in mäßigen, ja beengten Verhältnissen geboren und erwachsen. Sie ist das älteste von neun Kindern eines fürstlichen Amtmanns, der als Wittwer in einem einsamen Jagdhause seines Herrn wohnt. Als Werther sie kennen lernt, haben wir sie als Neunzehn- oder Zwanzigjährige zu denken; ihr ältester Bruder ist fünfzehn, ihre älteste Schwester elf Jahre alt, das Alter der übrigen Geschwister kann man sich danach denken. In stiller Beschränktheit und eifriger häuslicher Thätigkeit ist sie aufgewachsen; denn, kaum selbst aus den Kinderjahren getreten, sah sie durch den Verlust einer geliebten Mutter die ganze Last und Sorge der Hausfrau und der mütterlichen Pflegerin und Erzieherin zahlreicher Geschwister auf ihre jungen Schultern gebürdet. So hat sie eigentlich eine rechte freie Jugend nie gehabt. Mit dem Bewußtsein schwerer Pflichten ist früh etwas über ihre Jahre Verständiges, Hausmütterlichernstes, selbst hier und da Pedantisches in ihr übrigens heiteres und leichtlebiges Wesen gekommen, und das Gefühl von der Hoheit und Würde der Pflicht und der Nothwendigkeit ihrer Erfüllung hat früh sich in dieser, von Hause aus auf ruhiges Maaß und feste Regelrechtheit angelegten Natur als das herrschende und sie erfüllende Element entwickelt.

Im völligen Gegensatze zu Werther, der vor jedem Folge habenden Geschäft zurückschreckt, ist ihre Thätigkeit stets eine

ſolche geweſen, die auf „Vorſicht und Rückſicht“, auf der Vorſorge für das Morgen beruht. Der Vater erzählt, wie von dem Augenblicke an, wo die ſterbende Mutter ihr die Pflicht auferlegte, ihm die Hausfrau, den Kindern die Mutter zu erſetzen, „ein ganz anderer Geiſt über ſie gekommen“; wie ſie „in der Sorge für ihre Wirthſchaft und in dem Ernſte ihrer Pflicht eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen ſei, ohne daß ihre Munterkeit ſie dabei verlaſſen habe.“ Aeußere Kultur durch Schule und Unterricht ſind wenig an ſie herangekommen. Sie hat wohl hier und da auch ihren Roman geleſen, aber doch nur ſelten; und wenn ſie als Vierzehnjährige ſich gern Sonntags mit einer empfindſamen Erzählung von Glück und Leiden einer Miß Jenny „in ein Eckchen ſetzte“ und an beiden „mit ganzem Herzen Theil nahm“, ſo ſind ihr doch jetzt, wie ſie uns geſteht, ſchon lange nur die Romane die liebſten, „in denen es zugeht, wie um ſie her, und wo ſie ihre eigenen häuslichen Zuſtände wiederfindet.“ Ueber dieſe Poeſie, wozu, wie wir ſehen werden, noch etwas Klopſtock'ſche Naturſchwärmerei kommt, geht ihre Bildung nicht hinaus. — „So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit!“ Das ſind die erſten Worte, mit denen Werther ſie ſchildert, und es ſind, wie wir ſehen, lauter Eigenſchaften, die ihm ſelbſt abgehen: Verſtand, Feſtigkeit, Seelenruhe und Luſt an wahrer Lebensthätigkeit. Der Verſtand aber ſteht in dieſer Schilderung obenan. Das iſt ſehr bezeichnend; denn dieſer ruhige Verſtand in ſeiner Geſundheit iſt es, was auf Werther, zumal an einem ſo jungen und ſchönen Mädchen, vor allem einen Achtung gebietenden Eindruck macht. Geſund an Leib und Seele, unverzärtelt, arbeitgeübt und luſtig zur Arbeit wie zum Tanze, den ſie leidenſchaftlich liebt, immer heiteren Sinnes und glücklich in ihrem häuslichen Berufe, iſt

ſie ganz dazu geſchaffen, einen einfachen, braven Mann als Gattin und Hausfrau glücklich zu machen. Und ſolch ein einfacher, braver Mann hat ſich denn auch bereits gefunden. Lotte iſt Braut. Es iſt keine Leidenſchaft, die ſie und ihren Verlobten zuſammengeführt hat, ſondern ruhige Neigung. Albert hat bei dem Herrn Amtmann um ſie angehalten, und der vermögensloſe Vater von neun Kindern hat ſicher nichts einzuwenden gehabt gegen die Ausſicht, das älteſte ſeiner Kinder durch die Verbindung mit einem „braven Menſchen“ (ſo nennt ſie ihn ſelbſt zuerſt gegen Werther, und ſo nennen ihn auch die andern), der zugleich „eine ſehr anſehnliche Verſorgung“ in nächſter Ausſicht hat, aller ſpäteren Lebensnoth einzelnſtehender Mädchen enthoben zu ſehen. Lotte ſelbſt iſt ihrem Verlobten gut, ſie ſchätzt und achtet ihn und iſt überzeugt, mit ihm glücklich zu leben. Aber ihre Neigung iſt eine ganz ruhige, denn das Weſen dieſer in ſich harmoniſch befriedeten Natur beſteht eben darin, daß ſie der Leidenſchaft eigentlich nicht fähig iſt. Was davon in ihr iſt, geht auf in der Liebe zum Tanze. Das iſt eine Erregung, ein Vergnügen, bei dem ſie „mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei iſt“. „Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt“, ſagt ſie am erſten Tage ihrer Bekanntſchaft zu Werther, „ſo geſtehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen.“ „Und wenn ich was im Kopfe habe“, ſetzt ſie hinzu, — „und mir auf meinem verſtimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt Alles wieder gut.“ Solch ein junger, grüner, ſaftſtrotzender Frühlingsbaum iſt kein Holz für das Feuer großer, hinreißender, verzehrender Leidenſchaft. Dieſer auf „verſtimmtem“ Klavier vorgetrommelte Contretanz und ſeine eigenthümliche herſtellende, oder, wie die Alten ſagen, kathartiſche Wirkung iſt einer der ſprechendſten Schilderungszüge ihres Weſens in der Dichtung und verbietet von vorn herein, bei dem Conflikte in derſelben an Tragödie und tragiſche Katharſis zu denken. Es iſt Iffland,

nicht Shakespeare. Wenn dies junge Wesen dennoch in eine Tragödie verwickelt wird, so ist und bleibt dies eben nur eine äußerliche und augenblickliche Betheiligung, die den Kern ihres Wesens nicht berührt, und die Gesundheit desselben nicht dauernd anzutasten vermag.

Noch wichtiger ist ein anderer Zug. Lotte hat bereits eine unglückliche Leidenschaft eingeflößt, und diese hat höchst unheilvoll geendet. Ein sanfter stiller junger Mensch, ein Schreiber ihres Vaters, der seine arme Mutter mit seinem Fleiße ernährte, hat eine leidenschaftliche Liebe für sie gefaßt, genährt, verborgen, und zuletzt ihr entdeckt. Er ist darüber aus dem Dienste gejagt und rasend geworden. Ein Jahr hat er als Tobsüchtiger in den Ketten eines Tollhauses zugebracht, dann ist er als sanfter und unschädlicher Irrsinniger entlassen worden, und so findet ihn Werther am Felsenuferhange des Flusses im trüben Naßkalt eines Novembertages, beschäftigt, Blumen zu „einem Strauße für seinen Schatz zu suchen". Tags darauf erfährt er den so eben geschilderten Zusammenhang durch Albert, der ihm den Hergang, welcher erst vor anderthalb Jahren passirt ist, „mit trockenen Worten erzählt".

Und Lotte? — Es wird nirgends gesagt oder auch nur angedeutet, daß dieses Ungeheuere sie erschüttert oder auch nur ihre Heiterkeit irgendwie getrübt habe. Sie ist eben ein „verständiges" Frauenzimmer, dem die Liebe eines armen, niedriggeborenen Schreibers zu der Tochter des fürstlichen Amtmanns als baare Narrheit erscheint und erscheinen muß, und das von der Leidenschaft und ihrer Macht gar keinen Begriff hat. Um so gefährlicher ist sie aber selbst eben deshalb einem Gemüthe, das ganz von der Leidenschaft hingenommen und beherrscht zu werden fähig ist, um so gefährlicher ist sie einem Werther, von dem es wie von dem zur still brennenden Kerze hinflatternden „Nachtfalter" in Goethe's Gedicht „Selige Sehnsucht" heißen kann:

„Keine Ferne macht Dich ſchwierig,
Kommſt geflogen, kommſt gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt Du Schmetterling verbrannt!“

Lotte iſt die „ſtille Kerze“, dies ruhige Licht, an welchem der Nachtfalter Werther verbrennt.

Er kommt zu ihr von einem noch friſchen Unheil, das er ſelbſt, halb unſchuldig, halb ſchuldig, angerichtet. Die Qual, die ihn ſelbſt jetzt bald verzehren ſoll, er hat ſie ſo eben erſt über ein von ihm angezogenes weibliches Weſen gebracht. Hören wir ſeine eigenen Betrachtungen in den erſten Worten ſeines erſten Briefes! „Wie froh ich bin, daß ich weg bin! — waren nicht meine Verbindungen recht ausgeſucht, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch, — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergetzt? hab' ich nicht — O, was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf!“ — Dieſe der Tragödie vorangehende Epiſode, welche uns an die Parallele der voraufgehenden Leidenſchaft Romeo's in Shakeſpeare's höchſter Liebestragödie erinnert, — ſie iſt ein Meiſterzug der Goethe'ſchen Dichtung, wie denn Goethe überhaupt dieſe Wertherdichtung, die er erſt beinahe zwei Jahre nach den eigenen Wetzlarer Erlebniſſen niederſchrieb, mit der bewußteſten Ruhe künſtleriſcher Ueberlegung in der Kompoſition ausgeſtattet hat. Wie ſelbſtiſch weiß hier im Anfange der Dichtung der nämliche Werther ſich mit dem gleichen Unglück abzufinden, das er über ein anderes Weſen gebracht hat, und das an ihm ſelbſt ſo furchtbar ſich er-

neuern ſoll! Er will „das Vergangene vergangen ſein laſſen“ und „das Gegenwärtige genießen“: denn; „der Schmerzen wären weniger in der Welt, wenn die Menſchen nicht mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen!“ — In dieſem Eingange liegt das Grundthema des ganzen folgenden Gedichts ausgeſprochen. Der arme ſelbſtbetrogene Bethörte! er ahnt nicht, daß das vergeltende Schickſal ihm leiſe nachſchleicht, ahnt nicht, wie bald er in eine Lage verſetzt werden ſoll, in welcher er die Kraft dieſer ſeiner Lebensweisheit an ſich ſelbſt zu erproben haben wird.

Im Frühlinge, in der wonnevollſten Pracht der Maienblüthe, beginnt die Dichtung. Freier, leichter, ruhiger, als es ſeit lange geweſen, fühlt der jener Verwicklung glücklich entronnene Werther ſein unſtätes Herz inmitten all der Werbeluſt des Frühlingszaubers um ihn her. Er fühlt ſich verſöhnt mit den Menſchen ſeiner neuen Umgebung, „eingelullt“ von der Poeſie „ſeines Homer“, deſſen Schilderung der einfachen Urzuſtände des Menſchheitsfrühlings er auf ſeine Weiſe in Garten und Küche des Bauernhauſes von Wahlheim, ſein Mittagbrod ſelbſt bereitend, in die Wirklichkeit überſetzt. Ganz verſunken in ſeinen naturgenießenden Müßiggang, empfindet er ſich hochbefriedigt durch den Verkehr mit den armen, noch von keiner Kultur beleckten Dorfleuten und mit den Kindern dieſer zweiten Natur, dieſen Weſen, „die nicht wiſſen, warum ſie wollen“, — gleich ihm ſelbſt und ſeinem „verzogenen“ Herzen. Da, plötzlich und unerwartet, ſteht aller Glanz und Duft, alles lichte, ſtille Weben und Blühen des Frühlings der Natur verkörpert vor ihm in der Geſtalt des ſchönen holdſeligen Weſens, zu dem er an einem gewitterſchwülen Frühlingsnachmittage mit ſeiner Tänzerin und deren Baſe durch „den weiten ausgehauenen Wald“, der das fürſtliche Jagdhaus umgiebt, hinausgefahren iſt, um ſie zu dem

von ihm und ſeinen Freunden veranſtalteten ländlichen Ballfeſte abzuholen.

Mit ſicherem Takte und glücklichem Griffel hat Kaulbach gerade dieſen Moment gewählt, um Lottens Bild und Weſen zu erfaſſen und ſichtbar vor uns hinzuſtellen. Denn in dieſer von dem Dichter unvergleichlich geſchilderten Scene iſt in der That die ganze Naturbeſtimmtheit ihres Weſens, das „häusliche", zur Mutter und Hausfrau beſtimmte deutſche Mädchen, vor uns entfaltet. Aber ein noch größerer Meiſterzug Kaulbach's iſt — was ich wohl hier und da als einen Fehler bezeichnen hörte —, daß er es verſchmäht hat, dem zur geöffneten Thür eintretenden Werther die Apolliniſchen Züge des jugendlichen „Götterjünglings" Goethe zu verleihen. Denn nicht nur, daß Goethe eben nicht Werther, der Dichter nicht ſein Geſchöpf iſt: — eine ſolche Darſtellung Werther's, ſo nahe ſie auch einem minder gedankentiefen Künſtler liegen mochte, — würde zugleich einen künſtleriſchen, einen äſthetiſchen Fehler enthalten haben. Sie würde die Aufmerkſamkeit von derjenigen Geſtalt abgelenkt haben, die der Dichter allein in den Vordergrund des Intereſſes ſtellen wollte und ſtellen mußte. — Doch wir müſſen uns hier noch verſagen, auf Kaulbach's Darſtellung näher einzugehen, weil wir unſere Charakteriſtik Lottens fortzuſetzen haben.

Von jenem Augenblicke an iſt Werther's Schickſal entſchieden. Lotte iſt verlobt, gehört einem Andern an. Das vermehrt ihren Reiz für den Mann der Leidenſchaft, während es dagegen ihr ſelbſt und ihrem Wohlgefallen an Werther die volle Unbefangenheit giebt. Auch Werther ſelbſt *glaubt* unbefangen in ſeinem Wohlgefallen zu ſein. Aber dieſer Glaube iſt Täuſchung und vermehrt nur die Gefahr. „Mein Herz iſt ſo verderbt nicht", ſchreibt er dem Freunde, „daß ich dieſes Vertrauen täuſchen könnte, obſchon es allerdings ſchwach genug iſt!" Aber er weiß doch innerlich beſſer, was das letztere, was die Schwäche des

Herzens heißen will, denn er setzt sogleich selbst hinzu: — „Und ist das nicht Verderben?“ —

Lotte ist durchaus auf praktisches Leben gestellt und ohne alle eigentliche Sentimentalität. Darum übersieht sie den unpraktischen, sentimentalen Werther von vorn herein. Sie behandelt ihn zeitig mit einer gewissen mütterlichen Sorglichkeit, denn sie hat einen starken Zug und Hang zu dem, was man im gemeinen Leben „bemuttern“ nennt. Gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft, als Werther sich bei dem alten Pfarrer mit seiner Rede über liebende Schonung unserer Nächsten selbst zu Thränen rührt, warnt und schilt sie ihn auf dem Rückwege „über den zu warmen Antheil, den er an Allem nehme, und daß er darüber zu Grunde gehen werde, wenn er sich nicht schone“. Später wirft sie ihm seine Maaßlosigkeit vor, „daß er sich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken“; und überhaupt erscheint ihr weiterhin sein ganzer Zustand geradezu als „Krankheit“, obschon sie weit entfernt ist, die ganze Bedeutung dieser Leidenschaftskrankheit auch nur zu ahnen, weil sie selbst eben keine Ader von Leidenschaft in sich hat.

Was ist es nun aber, das sie zu Werther hinzieht, ihre Neigung, ihre Theilnahme auf ihn richtet? Zunächst ein ganz klein wenig Romantik und Naturschwärmerei. Denn diese gesunde, im Kreise ihres engen Daseins durchaus befriedete Natur, die sich hier und da auch wohl, wie bei dem Besuch im Pfarrhause, mit Verstand und Behagen auf das Gebiet der Trivialität und auf den Kleinkram des Lebens einläßt und ein Plauderstündchen mit einer Freundin über Neuigkeiten und unbedeutenden Stadtklatsch auch dann nicht verschmäht (siehe den Brief Werther's vom 26. October), wenn der interessante Freund in ihrer unmittelbaren Nähe ist, — sie hat doch auch ihr bescheiden Theilchen von der deutschen Empfindsamkeit jener Zeit in der Seele. Das zeigt sich gleich Anfangs in jener Ballnacht, wo sie, am

Fenster stehend an Werther's Seite bei dem niederrieselnden Frühlingsregen des fernabdonnernden Gewitters mit thränenvollem Auge zum Himmel blickend, ihre Hand auf die seine legt und leise: „Klopstock!“ ausruft. Diese Scene wäre ihr mit ihrem Verlobten nicht wohl möglich gewesen; denn der treffliche, aber etwas trockne Albert ist kein Resonanzboden für solche Klopstock'sche Gefühlsüberschwänglichkeit, während dagegen Werther'n jener unschuldige Ausdruck gefühlvoller Erregung sofort völlig außer sich und zu dem Wunsche bringt: „von nun an den Namen Klopstock nie wieder nennen zu hören!“ Lotte findet ebenso in Werther ein Echo für ihre im Mondschein ausgesprochenen Wiedersehens- und Unsterblichkeitsgedanken, während ihr Albert dieselben immer mit einem: „Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte!“ — abzuschneiden sich bestrebt.

Goethe spricht einmal in einem seiner Briefe an Kestner, nach dessen Verheirathung mit dem Original der Werther'schen Lotte, von „den Taschengeldern der Empfindung, daran der Mann keine Prätension hat“, die seine (Kestner's) Lotte wohl an ihn wenden könne*). Diese „Taschengelder der Empfindung“ sind es, welche die Lotte der Dichtung unbedenklich an Werther wendet, weil sie weiß, daß sie damit ihrem Bräutigam, für den dieselben keinen Werth haben, Nichts entzieht. Selbst ganz ohne Leidenschaft, reizt sie eben deshalb unwissend in ihrer Unschuld den nur in der Leidenschaft lebenden und webenden Werther durch tausend kleine Vertraulichkeiten und Unvorsichtigkeiten. Von dem ersten Geschenke der rothen Bandschleife ihres Kleides bis zu dem Kusse, den sie ihm durch ihren Kanarienvogel übermittelt, wird Alles ihm verderblich und zu Gift, was sie arglos ihm gegenüber thut. „Sie sieht nicht, sie fühlt nicht“, ruft er einmal aus, „daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu

*) Goethe und Werther, von A. Kestner, S. 179.

Grunde richten wird, und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft, — oft? nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meinen Qualen, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet!"

Das letzte Wort iſt das rechte. Mitleid iſt das zweite Band, welches Lotte mit Werther verbindet, Mitleid mit einem Kranken, einem liebevoller Pflege Bedürftigen; und Lotte heißt und iſt eine treffliche Krankenpflegerin. Nur daß ſie ſich bei dieſem Kranken in der Behandlungsweiſe vergreift, weil ſie ſeine Krankheit wohl in ihren Symptomen, aber nicht in ihrem Weſen erkennt. Seine zeitweilige Ausgelaſſenheit, ſeine übertriebene Luſtigkeit ängſtigen ſie und ſind ihr unheimlich. „Um Gotteswillen," ſagte mir Lotte heut, „ich bitte Sie, keine Scene wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind!" Soweit Mitleid Liebe enthält und iſt, ſoweit liebt ſie ihn, nicht weiter, — wenigſtens nicht viel weiter. Ihr Verlobter dagegen, der wackere nüchterne Albert, merkt den wahren Zuſtand Werther's beim erſten Blicke; er vermeidet es, ſeine Braut in Gegenwart Werther's zu liebkoſen und zu küſſen, aber er behält beide ruhig im Auge. Allein erſt nach der Hochzeit, als Werther, der ſich entfernt hatte, von ſeiner Leidenſchaft überwältigt, wieder zurückkommt an die Stätte ſeiner Qualen, erſt da hält Albert es für nöthig, ſeine Lotte zu warnen. Er wünſcht, daß es möglich ſein möchte, den Freund wieder zu entfernen: „ich wünſch' es auch um unſertwillen, und ich bitte Dich, ſieh zu, ſeinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öfteren Beſuche zu vermeiden. Die Leute werden aufmerkſam."

Dieſe Worte vernichten mit einem Schlage die nachtwandleriſche Sicherheit, mit der die unſchuldige Lotte bis dahin am Rande eines Abgrunds ihren Weg gewandelt iſt; denn das aus-

gesprochene Wort hat eine ungeheure, eine bannende Macht. Aber Naturen, wie diese Lotte, sind rasch entschlossen, weil sie zweifellos sicher sind über das, was ihnen zu thun obliegt. Und Lotte handelt denn auch entschlossen. Gleich in der nächsten Unterredung mit Werther führt sie den Wunsch ihres Mannes aus, und die Art, wie sie es thut, hebt sie auf die Höhe ihres Wesens, zeigt diese ächt deutsche Frauengestalt in dem ganzen Adel, in der vollen Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ihrer reinen Natur. Die einfachen, klaren, überzeugend wahren und dabei so liebevoll milden Worte, mit denen sie ihn zur Besinnung zu bringen sucht, gipfeln sich zuletzt in dem einen Zurufe: „Sein Sie ein Mann!“ Goethe hat diesen Zuruf später selbst als moralischen Epilog zu seiner Dichtung angewendet, in dem er seinen Werther aus dem Jenseits jeden, der sein Schicksal beweine, ganz im Sinne Lessing's ermahnen läßt:

„Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!“

Aber trotz diesem tapfern Verhalten unserer Heldin ist doch in ihrem Innersten noch etwas Verborgenes, etwas Geheimnißvolles, etwas, das der Dichter selbst „mit Worten auszudrücken“ sich scheute, und es lieber „einer schönen weiblichen Seele überlassen wollte, sich ganz in die Seele Lottens zu denken und mit ihr zu empfinden.“ Diese Scheu, die so natürlich war bei dem Dichter, der in diesem aus Wahrheit und Phantasie so wunderbar gemischten poetischen Seelengemälde die eigensten Verhältnisse persönlicher Wirklichkeit, welche seiner Dichtung offen zum Grunde lagen, zu berücksichtigen und zu schonen hatte, wir brauchen sie nicht zu haben und zu üben. Und so dürfen wir denn unsere Charakteristik Lottens — der Lotte der Dichtung, nicht der wirklichen, die hierin mit ihr nichts Verwandtes hat, — durch den letzten Zug vervollständigen: daß unmittelbar nach jener ihrer letzten That des Verstandes und der Pflicht, mit der

ſie Werther'n von ſich weiſt, der Funke der Leidenſchaft, der in jedem Menſchenherzen ſchlummert, für einen Augenblick in ihrer Bruſt zur Flamme auflodert. In der Stunde des grauen Dezembernachmittags, die dem letzten verhängnißvollen Zuſammentreffen mit Werther vorhergeht, vergleicht ſie, einſam in ihrem Zimmer ſitzend, zum erſtenmale den theuren Freund, den ſie fortan für immer entbehren ſoll, mit dem Gatten, an den Neigung und Achtung, Gelübde und Pflicht ſie unauflöslich binden, und Niemand, der dieſe Stelle aufmerkſam lieſt, kann ſich darüber täuſchen, auf weſſen Seite hin in dieſem Augenblicke ſich bei ihr die Schale neigt! „Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden; gleich von dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt, der lang dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situation hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie Intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt, mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohte in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte.“ Um ihn in ihrer Nähe behalten zu können, hätte ſie ihn „in einen Bruder verwandeln, ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen mögen“ — aber „ſie fand keine, der ſie ihn gegönnt hätte!“

Und nun kommt der Unglückſelige, kommt, ihr unerwartet, ſie überraſchend in dieſer Stimmung. Zum erſten Male erbebt ihr das Herz bei ſeinem Eintritt, empfängt ſie ihn „mit leidenſchaftlicher Verwirrung“, ſcheut ſie mit ihm allein zu bleiben, wie in Schiller's „Kabale und Liebe“ Luiſe mit Ferdinand nicht allein bleiben mag — und wünſcht doch wieder, daß die Freundinnen, zu denen ſie ſchickt, „nicht kommen möchten.“ Die Lektüre der Oſſianſcene thut das Letzte, und halb gezogen, halb hinſinkend, vergeht ihr wie ihm die Welt, berührt das reine

Weſen zum erſten und letzten Male, wenn auch nur mit dem ſtreifenden Saume des Gewandes, das Gebiet der in ihren Augen und vor ihrem Gewiſſen ſündlichen Leidenſchaft. Zur rechten Zeit mfft ſie ſich empor, denn ſelbſt in dieſem furchtbaren Augenblick bleibt ihr Verſtand noch wach und ſtärker als ihr Herz. Aber ſie hat nicht mehr den Muth, ſich und „ihre Schuld und ihre Ahnungen“ ihrem zurückkehrenden Gatten zu entdecken. Kann ſie doch kaum wünſchen, daß derſelbe in ihrer Seele leſen möchte. „Selbſt nach der beruhigenden Einſamkeit der Nacht kehren ihre Gedanken immer wieder zurück zu Werther'n, der für ſie verloren war und den ſie doch nicht laſſen konnte, den ſie leider ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren, nichts mehr übrig blieb!“

Hierin liegt der Schlüſſel zu den Worten, mit welchen die Dichtung nach der erfolgten Kataſtrophe des Werther'ſchen Selbſtmords von Lotten Abſchied nimmt: „Man fürchtete für Lottens Leben.“

Aber dieſe Furcht, ſo begründet ſie ſcheint, wird ſich nicht erfüllen. Dieſe Lotte, in der Goethe die geſunde Lebenskraft ſeiner eigenen Natur verkörpert hat, wird leben bleiben und glück'ich leben an der Seite ihres braven Mannes, ſo gewiß, als ſie unglücklich geworden wäre als Gattin eines Werther. Die Wunde, die ihr Herz erhalten, wird ſich ſchneller ſchließen, als ſie ſelbſt es denkt, und wenn ſie auch die Narbe davon behält, ſo wird doch dieſes Lebensleid nur dazu dienen, der Schönheit ihres Weſens einen neuen Reiz durch jenen Zug ſanfter Melancholie hinzuzufügen, welche das Andenken an das Glück und an das Leid ihres Zuſammenlebens mit Werther von Zeit zu Zeit in ihr hervorrufen wird.

Und nun zum Schluſſe noch ein Wort über die Kompoſition des bekannten Kaulbach'ſchen Bildes. Durch die geöffnete Thür des Gartenzimmers, in welcher der erſtaunte Werther ſteht, nicken

die Roſen des Juni, ſäuſelt das Laub der Bäume, während in der Ferne das weißgraue Gewölk des Gewitters herüberdroht. Da ſind ſie alle acht verſammelt, wie die Orgelpfeifen, die ſchönen Amtmannskinder um die ſchon zum Tanzfeſte geſchmückte älteſte mütterliche Schweſter, weil ſie noch zu guter Letzt ihr Vesperbrod zu dem Frühobſte von keiner andern als von ihrer geliebten Lotte geſchnitten haben wollen. Denn Vesperzeit iſt's, vier Uhr Nachmittags, wie uns die große hölzerne Wanduhr ſagt, der zur Seite im Schatten die langen Reiterpiſtolen hängen. Ich ſage nichts von dem Kindergewimmel um Lotte her; nichts von der nächſtälteſten Schweſter Sophie, der Lottchen das Regiment für die Zeit ihrer Abweſenheit übergeben hat, und die denn auch bereits mit Haube und Strickſtrumpf ſich in die gehörige, Achtung gebietende Verfaſſung zur Uebernahme der ſchweren Pflicht des Ordnunghaltens geſetzt hat; nichts von dem zerrenden kleinen Buben, deſſen Herandrängen zu der Vesperbrodſpenderin einer anderen kleinen Schweſter ſo gefährlich für Lottens Toilette erſcheint, daß ſie für nöthig hält, den kleinen Halbſansculotten gewaltſam von derſelben zurückzureißen; nichts von dem Kirſchen mauſenden Buben, welcher zu ſeiner bereits empfangenen Aepfelration ſich ſelbſt die Zulage zu nehmen im Begriff iſt; nichts von dem jüngſten, zuerſt mit dem Vesperbrode bedachten „Stuhlkinde", das, den eintretenden fremden Mann halb furchtſam anſtarrend, doch über dieſem Anſtarren und Eſſen nicht ſeine dritte und liebſte Thätigkeit vergißt, welche darin beſteht, die dicken feiſten Beinchen und Füßchen noch von dem letzten Reſte der glücklich abgeſtrampelten Bekleidung zu befreien; nichts endlich von dem humoriſtiſchen Blickgeſpräche der ehrbar daſitzenden Hauskatze mit dem von ſeinem Reiter über dem Vesperbrode im Stiche gelaſſenen Rollpferdchen, das gerade ſo maltraitirt ausſieht, wie ein ordentliches Rollpferd der Kinderſtube ausſehen muß: — Das Alles ſind Nebenſachen im Vergleich zu der

Hauptfigur in der Mitte, zu der ſchönen ſchlanken Mädchenblume, die in dem kleidſamen und doch ſo einfachen ſchmuckloſen Feſtputze vor uns daſteht:

„Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön!“

Ihr ſchlichtes weißes Ballkleid mit den blaßrothen Schleifen hindert ſie nicht, die Pflichten der Hausmutter gegen die Kinderſchaar zu üben, die dieſe jungfräuliche Mutter umgiebt. Ganz vertieft in ihr Geſchäft, das ſchwarze Hausbrod gegen den ſchönen Buſen gedrückt, und vorſichtig nach Alter und Appetit der Empfänger die Schnitte bemeſſend, die dunklen Augen auf die herandrängenden Kinder niedergeſenkt, ſieht ſie nicht den eintretenden Gaſt, nicht den entzückt erſtaunten auf ſie gerichteten Blick, mit dem derſelbe in der geöffneten Thüre ſtumm und ſprachlos ſtehen bleibt. Der ſchreiende und jubelnde Lärm ihrer Kinderſchaar hat den knarrenden Ton der aufgehenden Thür übertönt; von den Kindern ſelbſt ſieht und hört gleichfalls keins den Eintretenden — bis auf das „Stuhlkind“, das aber blos mit ſeinen Augen ſpricht —, und ſo hat Werther Muße, „das reizendſte Schauſpiel, das ſeine Augen je geſehen,“ einen Moment ganz ungeſtört zu betrachten. Daß Kaulbach zu dieſem Zwecke aus dem älteſten, fünfzehnjährigen Bruder der Dichtung einen zehnjährigen gemacht hat, iſt durchaus in der Ordnung. In Ordnung aber iſt überhaupt Alles auf dieſem reizenden Bilde jungfräulicher Hausmütterlichkeit, ſelbſt die kräftige Birkenruthe, die hinter dem kleinen Rokkokoſpiegel gleichfalls nicht fehlt, ſo wenig als dem eingerahmten Schattenriſſe der verſtorbenen Mutter der Schmuck des friſchen Blumenſtraußes mangelt.

Und dieſe lieblichſte, unſchuldigſte und harmloſeſte aller Scenen iſt dazu auserſehen, daß ſich an ſie das furchtbarſte Schickſal knüpft! Dieſe holdſelige, friedenvolle Geſtalt ſoll Verderben bringen über den Jüngling, den wir, verzückt in ihre Schönheit,

in voller Jugendkraft vor uns ſtehen ſehen! Dieſe Bandſchleife an ihrer Bruſt ſoll ihn in ſein Grab begleiten, zu dem er ſelbſt in dieſem Augenblicke ſchon unwiſſend den erſten Spatenſtich thut; und eins dieſer ſo ruhig an der Wand hangenden verſtäubten Mordgewehre ſoll die ſchöne freie Stirn zerſchmettern, auf der wir jetzt nur den lichten Glanz der Schönheit ſich wiederſpiegeln ſehen, deren Anblick ſeine Augen mit Entzücken in ſich trinken! Es ſoll an ihm ſich bewahrheiten das ſchwermüthige Wort des Dichters, daß:

„Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen,
Iſt dem Tode ſchon anheimgegeben!“

III.

Adelheid von Walldorf.

III.

Adelheid von Walldorf.

Eine Kluft, tief wie der Abgrund zwiſchen Unſchuld und Sünde, trennt die zuvor betrachtete Schöpfung des jugendlichen Dichters, trennt die holdſelige, in ſich befriedete, ſanft liebreizende Lotte ſeines Werther von der dämoniſchen Frauengeſtalt, welche uns Goethe in Adelheid von Walldorf vor die Augen führt!

Aber wenn es auch nicht zu verwundern iſt, daß ein und derſelbe Dichter dieſe beiden weiblichen Weſen geſchaffen hat, ſo ſcheint es doch faſt ein Wunder, daß er ſie ungefähr zu ein und ebenderſelben Zeit in ſich trug, und daß Goethe, während ſein Herz in Wetzlar zu Lottens Füßen den rein poetiſchen Roman der lieblichſten und unſchuldigſten Idylle durchlebte und künſtleriſch ſteigerte, in demſelben Wetzlar zu gleicher Zeit die Geſtalt dieſes dämoniſchen Weibes in ſeinem Innern erzeugte, deren verrätheriſche Schönheit Tod und Verderben über Alles bringt, was ihrem Zauberkreiſe ſich naht. Und das größte aller Wunder endlich iſt, daß ebenderſelbe Goethe, während er ſeine Seligkeit darin zu finden ſchien, mit Albert's Lotte im Hausgarten Obſt zu brechen und Schooten zu pflücken, ſich allen Ernſtes in jene Adelheid, in dieſes Geſchöpf ſeiner Phantaſie, verliebte, ja ſo ſehr verliebte, daß dieſe „reizende Frau", wie er ſie in Dichtung und Wahrheit nennt, ſelbſt ſeinen Helden Götz „bei ihm ausſtach", und daß das Intereſſe an ihrem Schickſal dergeſtalt in der Dichtung überhand nahm, daß er ſich bei ſpäterer Ueber-

arbeitung aus künſtleriſchen Gründen gezwungen ſah, dasſelbe auf ein bedeutend geringeres Maaß zurückzuführen!

Und doch iſt die Erklärung dieſes Wunders gar nicht ſchwer. Eine ſpätere Geliebte des Dichters — auch eine Lotte, wenn auch etwas weniger idylliſch und unſchuldig als die erſte —, Frau Charlotte von Stein, that einmal über Goethe, als er ſich aus ihren Banden losgemacht und die junge ſchöne Chriſtiane Vulpius in Haus und Herz aufgenommen hatte, den klagenden Ausruf: „Es ſind zwei Naturen in ihm!“ Die Gute glaubte damit etwas gar Haarſträubendes geſagt zu haben, und doch war es nichts mehr und nichts weniger als die einfache Wahrheit. Alle wahrhaft bedeutenden Menſchen — aber auch nur ſolche — können und müſſen mit Fauſt ſagen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andere hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Goethe's Roman mit der Wetzlarer Lotte war eben ſo idealiſtiſch wie die Geſtalt, zu der er dieſe Liebe in ſeiner Dichtung verklärte. Es war eine rein poetiſche (um nicht zu ſagen eine freiwillig erzeugte und erträumte), keine wirkliche irdiſche Leidenſchaft, die ihn zu der Verlobten des redlichen Hannoveraners hinzog, und es war der Dichter in ihm, der dieſes Verhältniß eifrig und mit vollem Bewußtſein von deſſen poetiſchem Gehalt und Werthe pflegte und in ſich ſteigerte. Wer das noch nicht wiſſen ſollte, der kann ſich davon aus dem achtundſechzigſten Briefe des vielfach mißverſtandenen Goethe-Keſtner'ſchen Lotte-Briefwechſels bis zur unwiderleglichen thatſächlichen Gewißheit überzeugen. Aber in allerinnigſter Nachbarſchaft mit dem im

Mondschein schwärmenden, sich mit dem geistigsten Dufte des Idylls begnügenden Goethe, wohnte noch ein zweiter Goethe, der damals neben Goldsmith auch Shakespeare, neben dem Vikar von Wakefield auch einen Macbeth, neben einer sanften Werther'schen Lotte auch die dämonische Gestalt einer Shakespeare'schen Kleopatra zu schätzen und zu genießen wußte. Und dieser zweite Goethe schuf seine Adelheid und verliebte sich in diese Gestalt, in der man die Elemente von Shakespeare's Macbeth und Kleopatra, in der man den Einfluß der begeisterten Shakespearelektüre des jugendlichen Dichters auch heute noch gar wohl, selbst in wörtlichen Zügen, erkennen kann.

Ein Biograph Goethe's*) hat seine Leser überreden wollen, die Selbstgeständnisse Goethe's in Dichtung und Wahrheit über sein Verhältniß zu dieser dämonischen Gestalt der Adelheid seien nichts als „eine galante Deutung, die der ältere Goethe dem jüngern, der Biograph dem Dichter untergeschoben habe". Aber das ist ein Irrthum, der auf gänzlicher Verkennung dichterischen Schaffens beruht. Denn weit mehr als die reinen, einfachen, ungebrochenen, sind es die gemischten Charaktere, welche den schaffenden Dichter anziehen, seine Theilnahme in Anspruch nehmen, ja dieselbe bis zur Vorliebe steigern. Dies ist hier des Dichters Fall, gegenüber diesem wunderbaren Weibe, bei dessen Erschaffung, wie ihr Gatte Weislingen sagt, „Gott und Teufel um's Meisterstück wetteten". Um dieser Gestalt und Goethe's ursprünglichen Absichten bei ihrer Schöpfung gerecht zu werden, müssen wir, neben der allgemein bekannten zweiten, auch die erst spät nach des Dichters Tode bekannt gewordene erste Bearbeitung des Götz in Betracht ziehen, die zugleich bei weitem kühnere und genialere Züge aufweist.

Adelheid von Walldorf ist seit vier Monaten Wittwe. Jung,

*) Viehoff, Goethe's Leben II, S. 74.

reich, unabhängig, viel umworben, befreit von einem unbedeutenden Gatten, dem ihre Jugend ohne Liebe vermählt worden war, hegt ſie hochfliegende Pläne für ihre Zukunft, ſucht ſie einen Mann, der ihr die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Entwürfe zu ſichern vermag. In Weislingen glaubt ſie einen Augenblick einen ſolchen Mann zu ſehen, und darum bietet ſie Alles auf, ihn in ihre Feſſeln zu ſchlagen. Ihr Geiſt, ihre Kunſt der Intrigue und der Gefallſucht, und vor Allem ihre Schönheit, ſichern ihr den Erfolg. Ihre Schönheit iſt von jener ſinnverwirrenden Unwiderſtehlichkeit, die Alles, was ſich ihr naht, mit Zaubermacht berückt. Der jugendliche Dichter hat nicht umſonſt ſeinen Homer und Leſſing's Laokoon geleſen; er hütet ſich, ihre Schönheit beſchreiben zu wollen. In der ganzen Dichtung findet ſich kaum ein einziger beſchreibender Zug. Deſto eindringlicher ſchildert er ſie durch die Wirkungen, die wir ſie auf die verſchiedenſten Perſonen üben ſehen. Als Weislingen's Edelknabe Franz ſie zum erſten Male erblickt hat am Hofe des Kirchenfürſten zu Bamberg, da gilt ihm ſeines Herren: „ich habe viel von ihrer Schönheit gehört!“ gerade ſo viel, als wenn einer ſagte: ich habe Muſik geſehn. Als ihn ſein Herr „nicht recht geſcheidt“ heißt, erwidert er: „Das kann wohl ſein. Das letzte Mal, da ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr — ich fühlte in dem Augenblicke, wie's den Heiligen bei himmliſchen Erſcheinungen ſein mag: alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.“ Sein volles, ganz von der Empfindung ihrer Schönheit erfülltes Herz macht den unglücklichen Knaben zum Dichter. „Wenn ſie einen anſieht, iſt's, als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.“ „Ein Blick von ihr“ hat ihn „zum Narren gemacht“. „Wie ich von dem Biſchof Abſchied nahm“, erzählt er, „ſaß ſie bei ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah

ſeine Nachbarin, ſie hatte ihr Auge auf's Brett gebeftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne: Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König ſein mögen! Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!" Aber beredter noch iſt das ſchlichte Wort des ehrlichen Reitersbuben Georg, als er den ungetreuen Weislingen zu Bamberg an ihrer Seite erblickt hat: „Sie iſt ſchön, bei meinem Eid, ſie iſt ſchön! Wir bückten uns Alle, ſie dankte uns Allen." Und der Ausruf des wilden Zigeuners mit den „Augen wie's Irrlicht auf der Haide", der, die weißen Zähne zuſammenbeißend, ihr ſein: „Du biſt ſchön!" zuruft, ſagt mehr als tauſend Worte. Nicht nur der glühende Jüngling Franz und der ſchwache Weislingen fallen in die Netze ihrer verderblichen Schönheit, auch der edle, ritterliche Sickingen fühlt ſich durch ſie gebannt beim erſten Anblick. Ja ſelbſt der ausgeſandte Mörder der heiligen Vehme fühlt beim Anſchauen dieſes „königlichen Weibes", daß er, der Elende, in ihren Armen ein Gott ſein würde, und ſein letzter Ausruf an der Leiche des von ſeiner Hand ermordeten Weibes lautet: „Gott! machteſt Du ſie ſo ſchön, und konnteſt Du ſie nicht gut machen!" —

In dieſen Worten liegt das Problem, das den Dichter reizte: die höchſte körperliche Schönheit des Weibes im Bunde mit einem böſen Sinn, die Schönheit als ein Mittel zu Verbrechen, Sünde und Verderben. Es iſt das Problem des Shakeſpeare'ſchen Macbeth, die Verkörperung des Hexenwortes: Fair is foul, and foul is fair! — Schön iſt häßlich, häßlich ſchön! Die Seele von Adelheid's Weſen iſt Ehrgeiz. Ehrgeiz, nicht Liebe iſt es, die ſie zu dem Entſchluſſe bringt, Weislingen an ſich zu feſſeln, ihn, wenn's nöthig, zu heirathen, und die Art und Kunſt, wie ſie den durch Freundſchaft und Liebesgelöbniß

doppelt gebundenen Mann zu doppeltem Treubruche zu zwingen, wie sie zu diesem Ende alle Hebel der Koketterie und des Sinnenreizes in Bewegung zu setzen weiß, ist unübertrefflich vom Dichter geschildert. Aber auch hier gehen Ehrgeiz und Politik der Liebe vorauf und zur Seite. Bei seinem Ehrgeize faßt sie den schwachen Mann zuerst, indem sie darauf hinweist, daß er, „der Herr von Fürsten sein könne, sich zum Sklaven eines Edelmannes mache!“ Dabei mischt sie in ihren Geständnissen über sich selbst, die sie gegen ihn thut, Wahrheit mit Lüge so geschickt, daß die eine von der andern kaum zu unterscheiden ist. Es ist volle Wahrheit, wenn sie Weislingen gegenüber seiner Liebe für Götz gesteht, daß sie nicht begreifen könne, wie man einen Menschen lieben könne, den man beneidend bewundere; aber es ist das Umgekehrte der Wahrheit, wenn sie sagt, „daß sie über die Leute nicht denken möge, denen sie wohl wolle“; und gleich ihre folgenden Worte, in denen sie ihm, dem sie doch wohl will, den unerbittlichen Spiegel dessen vorhält, was sie an ihm vermißt, strafen ihre Worte Lügen. Als sie sich überzeugt hat, daß sie sich in ihm getäuscht, als sie sieht, daß er der Mann nicht ist, „der fähig ist, auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf zu steigen“, da ist sein Schicksal entschieden. Als er gar durch Eifersucht ihre Pläne zu kreuzen, sie zum Gehorsam zu zwingen Miene macht, da ist in ihrem Innern sein Todesurtheil gesprochen. „Er muß in den Boden, mein Weg geht über ihn hin!“ Es ist kein geringeres Ziel als ein Thron, zu dem dieser Weg ihren hochfliegenden Ehrgeiz führen soll. Es ist kein geringerer Mann, den sie jetzt zunächst als Führer auf diesem Wege und zu diesem Ziele sich ausersehen hat, als „Karl, der große treffliche Mann, und Kaiser dereinst!“ Sie zweifelt kaum an seiner Gewinnung, denn sie ist sich der Unwiderstehlichkeit ihrer Reize voll bewußt. „Sollte er der Einzige

ſein unter den Männern, dem der Beſitz meiner Gunſt nicht ſchmeichelte!“X— Als dieſer Plan ihr fehlſchlägt, ſetzt ſie den ebenſo ehrgeizigen Sickingen an ſeine Stelle, der, nicht minder wie ſie „zu den ſtolzen Unternehmungen“ gemuthet, ihr nach der erſten Liebesnacht das verheißende Wort zuruft: „Du wärſt eines Thrones werth!“

Zwar hat der Dichter bei der ſpäteren Bearbeitung, im richtigen Gefühle, mit dieſer Verwickelung Sickingen's in die unreinen und verbrecheriſchen Bande Adelheid's dem Andenken der edelſten hiſtoriſchen Geſtalt des deutſchen Ritterthums jener Zeiten zu nahe getreten zu ſein, dieſe ganze letzte Epiſode ausgelaſſen. Das hindert uns aber nicht, ſie richtig zu finden für die Tragödie der erſten Anlage, in welcher nicht der ſich in kleinen Raufhändeln zerſplitternde getreuherzige Götz, ſondern die kühne, konſequent die ſtolzen und großen Pläne ihres Ehrgeizes verfolgende Adelheid von Waldorf die Heldin war und iſt, und bei der dem Dichter bewußt oder unbewußt ein weiblicher Macbeth vorſchwebte. Oder erinnert etwa ihr Selbſtgeſpräch nach der Liebesnacht mit dem von ihr gleichfalls dem Tode geweihten Franz nicht an Macbeth?

„Ich habe mich hoch in's Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brauſen. Zurück iſt kein Weg. Ich muß eins der Welle Preis geben, um das andere zu retten. Die Leidenſchaft dieſes Knaben droht meinen Hoffnungen. Könnte er mich in Sickingen's Armen ſehn, er, der da glaubt, ich habe Alles in ihm vergeſſen, weil ich ihm eine Gunſt ſchenkte, in der er ſich ganz vergaß? Du mußt fort — Du „„würdeſt Deinen Vater ermorden““ — Du mußt fort. Er ſoll. Wenn's nicht fürchterlicher iſt zu ſterben, als einem dazu zu verhelfen, ſo thu ich auch kein Leides. Es war eine Zeit, wo mir graute!“

Erinnert das nicht an Macbeth, der auch „einmal ſo tief in's Blut geſtiegen“,

„Daß, wollt' ich nun im Waſſer ſtille ſtehn,
Rückkehr ſo ſchwierig wär', als durch zu gehn,

an Macbeth, der auch „verloren hat den Sinn des Grauens" und der da weiß, daß „Blut fordert Blut"?

Und dieſe ſchönheitſtrahlende Verderberin, dieſe Vermenſchlichung des Märchens von der verführeriſchen Paradiesſchlange, dieſes buhleriſche, kalt berechnende, ehrgeizige, ſinnliche Weib, das, von Verbrechen zu Verbrechen halb freiwillig, halb gedrängt ſchreitend, in Sündenſchmach und Tod endet, es iſt doch noch immer Weib genug, um menſchlich zu erſcheinen, um ſogar in ſeiner Weiſe zu lieben. Adelheid liebt wirklich, liebt mit aller weichen Regung des Gefühls, die ihr noch geblieben iſt, den ſchönen, jungen, bis zum Wahnſinn ihr hingegebenen Edelknaben Franz. Zuerſt iſt es Mitleid, was ſie mit ſeiner Liebesqual empfindet. „Es koſtet mich ſo wenig, ihn glücklich zu machen!" und — ſie macht ihn glücklich! Ihre drei Geſpräche mit Franz ſind vielleicht das Wunderbarſte, was dem Dichter in der Schilderung dieſes dämoniſchen weiblichen Charakters gelungen iſt. Man empfindet ſich ſelbſt mit ergriffen von dem todbringenden Zauberhauche, der aus ihrem Munde den Unglücklichen berauſchend anweht. Es iſt keine Lüge, wenn ſie ihm ſagt, „daß ſie ſeine Lieb' und Treue fühle". „Ich lieb' ihn von Herzen!" ruft ſie im Selbſtgeſpräche nach der erſten Unterredung aus, „ſo wahr und warm hat noch Niemand an mir gehangen!" Wir dürfen es ihr glauben. Es iſt keine Frage: dieſes Weib iſt das, was ſie geworden iſt, auch durch das Schickſal geworden, das ihrer erſten Jugend die rechte Liebe eines ächten Mannes verſagte. Man hat ſich ihren erſten Gemahl als einen ganz alltäglichen Dutzendmenſchen zu denken, dem das ſchöne, aber arme Edelfräulein für den Kaufpreis ſeiner reichen Güter, ſeiner Schlöſſer und Burgen verhandelt ward. „So wahr und warm hat noch Niemand an ihr gehangen", wie dieſes

feurige junge Blut, das gleich anfangs nicht blos ihre Schönheit, nein auch „ihr Leben, ihr Feuer, ihr Muth“ entzücken. Die Liebe zu diesem „süßen Knaben“, wie sie ihn nennt, ist die Poesie ihres verbrecherischen Daseins. Es ist eine wundervolle Scene, eine der wenigen, die in der dritten, sonst unsäglich schwächeren Bearbeitung für das Theater, mit welcher der alternde Goethe sich an dem Werke seiner Jugend versündigte, keine Verschlechterungen sind, eine wunderbar ergreifende Scene ist es, in welcher Adelheid dem eben aus ihren Umarmungen entlassenen Lieblinge durch die unheimlich helle Mondnacht von dem Söller ihres Schlosses nachsieht, wie er den ihr entrissenen weißen Schleier um sein lockiges Haupt zu ihr zurück schwingend, auf seinem Schimmel in's Verderben reitet. Fast möchte sie ihn zurückrufen! „Kann er wohl noch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter. Noch zaudert er!“ — Aber sie kann nicht mehr zurück auf dem Wege des Verbrechens, und so ruft sie denn mit tiefem Schmerze das letzte: „Fahre hin, süßer Knabe, fahre hin!“ dem jetzt für immer ihr verlorenen Lieblinge nach. Ein gleich erschütternder, tief gefühlter Zug ist es, daß in der ersten Bearbeitung, unmittelbar vor ihrer Ermordung durch den ausgesendeten Mörder der heiligen Vehme, der abgeschiedene Geist des treuen Knaben ihr warnend erscheint.

Meister Kaulbach hat eine schwere Aufgabe gewählt, als er die Gestalt dieses Weibes uns darzustellen unternahm; denn das Zusammengesetzte und Gemischte eines Charakters ist von der bildenden Kunst schwer auszudrücken und darzustellen. In der Poesie dagegen ist es der umgekehrte Fall. Darum hat denn auch der bildende Künstler auf diesem Blatte zu vielfachen äußerlichen Hilfsmitteln symbolischer Andeutung seine Zuflucht genommen, — ein Feld, auf welchem er bekanntlich eben so fruchtbar als glücklich sich zu bewegen liebt.

Die Scene ist am Hofe des Bischofs von Bamberg; es ist

dieſelbe Scene, von der uns Weislingen's Edelknabe Franz im erſten Akte erzählt hat. Ein kühles, hohes, nicht allzu großes Gemach, in das die Strahlen der Spätnachmittagsſonne fallen, zeigt uns Adelheid mit dem alten Kirchenfürſten, deſſen Geſtalt an Rafael's Portrait Papſt Julius' II. erinnert, beim Schachſpiel, nach der Tafel, von der noch die köſtlichen Deſſertweine in den kühl geſtellten Silberkannen mit in das Spielzimmer herübergenommen worden ſind. Adelheid liebt das Schachſpiel, dieſen „Probirſtein des Gehirns", wie ſie es nennt. Sind ihr doch auch im Leben ſelbſt die Menſchen nur Figuren für die klug berechneten Züge ihres hohen Spiels, Puppen, die ſie dahin ſetzt, wo es ihr dienlich, und die ſie wegwirft, wo deren Aufopferung ihr für ihre ehrgeizigen Zwecke nothwendig oder förderlich erſcheint. Sie hat ihrem Gegner ſoeben ein letztes „Schach und — Matt" geboten, und genießt nun mit unheimlicher Spielerfreude den Anblick des alten Biſchofs, der, die Linke bequem auf's Knie geſtützt, den mit dem Hauskäppchen bedeckten Kopf weit vor- und zu dem Spielbrette niedergebeugt, noch halb ungläubig und wie verdutzt die rechte Hand über den Figuren ſchwebend hält, als hoffte er noch einen rettenden Zug thun zu können. Aber es iſt Nichts mit dieſer Hoffnung, das ſehen wir an ſeiner etwas übellaunig vorgeſtreckten Unterlippe, mehr und ſicherer noch an dem „feinen lauernden Zuge um Mund und Wange" ſeiner ſchönen Gegnerin, deren Blick und Haltung des Kopfs und der rechten Hand etwas unſagbar Ironiſch-Befriedigtes hat. Es gemahnt an den Blick, den eine ſchöne bunte Angorakatze auf die vor ihr ſich in Todespein windende und krümmende gefangene Maus wirft, die ſie zum letztenmale freigelaſſen hat, ehe ſie ſie verſchlingt. Das würden wir ſehen, auch ohne die vom Künſtler ſymboliſch hinzugefügte, vergnügt in ſich zuſammengezogene und doch ſprungbereite Lieblingskatze, die, auf dem ſchwellenden Polſterkiſſen des weichen „Lotter-

bettes" neben ihrer Herrin ruhend, den Blick derſelben wiederholt. Und dieſe Adelheid, ſie iſt wirklich ein „königliches Weib!" Wie ſie ſo halb liegend da ſitzt auf dem üppigen Ruhebette, die ſchlanke herrliche Geſtalt, von weicher ſchwellender Fülle alle Formen, die theils in den reichen Fluthen der hüllenden Gewandung und durch ſie hindurch ihren verführeriſchen Ausdruck finden, theils unverhüllt, wie Hals und Buſen, ſich in ihrer marmorleuchtenden Schöne „von dem finſtern Haare gehoben" zeigen! Sie iſt wie ein Zaubergeſang der Sirenen Homer's, dem ſelbſt der vielerfahrene Held Odyſſeus, der liebend heimkehrende Gatte der ſchönen treuen Penelope, ſich nicht zu widerſtehen getraut und ſich lieber binden läßt mit ſtärkſten Banden von den wackern Gefährten „aufrecht unten am Maſtbaum" ſeines ſchnellen Schiffes!

Hat ſie den greiſen Kirchenfürſten ihr gegenüber, auf den die ſinnlichen Reize ihrer verführeriſchen Schönheit nur noch als ſchwaches Wetterleuchten wirken können, gefeſſelt durch den Zauber ihrer geſelligen Anmuth und ihres klugen und verſchlagenen Geiſtes, ſo hat ſie dagegen in dem ausſchweifenden, cyniſch kecken, an Witz und Geiſt wie an ränkevoller Gewiſſenloſigkeit ihr ebenbürtigen Hofmanne Liebetraut die ſinnliche Gluth der Lüſternheit zur hellen Flamme angefacht. Er kennt ſie, wie kein Anderer; er weiß, wer und was ſie iſt; er ſpricht mit ihr und ſie mit ihm, wie mit ihres Gleichen, die freie Sprache des Einverſtändniſſes, und er iſt nicht ganz ohne Hoffnung, gelegentlich dafür belohnt zu werden. Das ſagt ſein Lied, das er zur Cither ſingt:

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männilich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.

Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Buſen
Ach leider! ſo bloß,
Sie nahmen ſo witzig
Ihn all auf den Schooß.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei eio! Popeio!

Kaulbach's Liebetraut iſt aber doch nach meinem Gefühle zu ſehr Karikatur, um dem Goethe'ſchen Liebetraut zu entſprechen. Die Lüſternheit, mit der er vorgeſtreckten Kopfes auf und in die Tiefen des entblößten Buſens ſtiert, auf deſſen leiſe wellendem Gewoge ſich die weißen Perlenſchnüre wiegen, hat zu viel von einer gewiſſen Figur des Kaulbach'ſchen Irrenhauſes und zu wenig von dem Ausdruck eines Mephiſtopheles, deſſen Typus hier allein am Orte geweſen wäre.

Deſto herrlicher iſt dem Künſtler dafür die Figur gelungen, welche den entſprechenden Gegenſatz zu dem innerlich ausgehöhlten, überſättigten und doch noch begehrlichen Welt- und Lebemenſchen bildet, die Figur des Edelknaben Franz. Die Geſtalt dieſes von dem Blitzſtrahl der erſten Liebesleidenſchaft getroffenen Jünglingsknaben iſt für mich die ſchönſte auf dem ganzen Bilde. Ein einziger Blick aus den Augen dieſer Armida hat ſein ganzes Weſen verwandelt, hat ihn „außer ſich gebracht". Er iſt gekommen, ſich von dem Biſchofe zu verabſchieden. „Als der Biſchof endigte und ſich neigte, ſah ſie mich an und ſagte:

Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof — (warum hat Goethe nicht geschrieben: „warf sie"?!) — einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin!"

Er weiß es nicht, der Glücklich-Unglückselige. Aber wir wissen es, Meister Kaulbach sagt, zeigt es uns. Er ist bis an die Schwelle der Thür des Gemachs gekommen, aber er konnte nicht weiter, er konnte nicht hinaus! Der Klang ihrer Stimme, das „Schach!" das sie gerufen, hat ihn festgebannt. Er lehnt seine schlanke Gestalt an den ausgeschweiften Pfosten der mit dem schweren Vorhangsteppich bedeckten Thür; aber dieses Lehnen ist kaum ein Lehnen, — wie das Halten kaum ein Halten ist, mit dem er den kleinen Blumenstrauß in seiner Linken umschließt. Das Barett mit der Rechten hinter sich auf dem Rücken haltend, steht er da, ohne zu wissen, daß er steht, ohne Bewußtsein von sich selbst, nur von einem Einzigen erfüllt, „das Herz ganz voll von einer einzigen Empfindung", das reine vollkommne Bild der Verzückung: „alle Sinne stärker, höher, vollkommner und doch der Gebrauch von keinem!" Auch sein brennender, halbirrer Blick ist auf das schöne Weib, auf den weißen Busen gerichtet, aber mit wie unendlich anderm Ausdrucke, als der Blick des gemein sinnlichen Citherspielers Liebetraut! Ja, man kann eigentlich sagen: er sieht gar nicht und Nichts; sein starrendes Sehen ist nur der Ausdruck, daß hier „der Vorhof des Himmels" ist, und daß er — fort soll von dem „Engel in

Weibesgeſtalt", der dieſen Raum zum Paradieſe macht. Schöner, ſprechender iſt die erſte ſinnlich überſinnliche Jugendleidenſchaft in ihrem ſtarren ſchaudernden Entzücken, für das „draußen der Tod iſt", kaum jemals von Künſtlerhand geſchildert worden!

Da erbarmt ſich ſeiner der gutmüthige Abt, das „Weinfaß von Fulda". Er faßt den liebestrunken in ſich Verſunkenen ſanft beim Arme, während der wie zum Schlürfen edlen Weins geöffnete Mund zu ſagen ſcheint: Komm, guter Knabe, der Trunk hier iſt für Dich zu ſtark! — und führt ihn hinaus und hinweg von der verlockenden, verzaubernden Nähe. Es iſt wohl nicht der erſte, dem er ſolchen Warnungsdienſt leiſtet. Denn iſt er ſelbſt auch über die Jahre des Sündenfalles und des hier in Frage kommenden Gebotes der zehn „Du ſollſt nicht!" des altteſtamentlichen Geſetzgebers hinweg, deſſen ſteinerne Geſtalt ſo dräuend über dem lockigen Haupte des armen Edelknaben ſteht, ſo wiſſen wir doch, daß er auf dieſe Gebote hält und daß er ihre Befolgung in der Nähe dieſer Zauberin für die Jugend ſchwer finden mag.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf die äußern Umgebungen der beſprochenen Figuren dieſes trefflichen Bildes, in welchem der Künſtler wieder einmal die darzuſtellende Hauptfigur recht im Mittelpunkte ihres Weſens gefaßt und zur Erſcheinung gebracht hat.

Daß die koſtbar verzierten Bücher, die zu Füßen des alten lockeren Kirchenfürſten neben ſeinem rothſammtenen Seſſel in traulicher Nähe bei den ſilbernen Weinkrügen am Boden liegen, keine heiligen, keine Gebetbücher ſind, darauf möchten wir ſchwören dürfen, trotzdem daß der Schalk Kaulbach dem einen derſelben das allbekannte Münchener Wahrzeichen auf den ſpangengeſchmückten Deckel gezeichnet hat. Weit eher ſind es noch Bücher mit Liedern, wie Freund Liebetraut eins derſelben ſingt, oder auch ſchöne „Hiſtorien" Boccazi'ſcher und Petronius'ſcher Art,

ausgestattet mit farbenglühenden Miniaturen und Bildern, die dem Inhalte entsprechen. Vielleicht hat man daraus gelesen, ehe das Schachspiel begann; oder vielleicht wird Liebetraut nach Beendigung desselben zur Beförderung heiterer Verdauungsstimmung daraus vorlesen, da doch ein Gast wie Ehren Olearius, dessen Anwesenheit dabei hindern könnte, diesmal nicht vorhanden ist, und der junge Edelknabe sich soeben verabschiedet hat.

Aber hart neben dem Scherze steht, wie Kaulbach es liebt und die Sache es forderte, der finstere Ernst, dessen Mene Tekel Upharsim auf den zwei großen Freskobildern dräuend von der Wand herunterblickt auf die Scene der verführerischen Lust. Da sehen wir rechts unter dem von der Schlange umwundenen Paradiesbaume die schöne nackte Eva ihrem Gefährten schmeichelnd die verbotene Frucht der Sünde reichen, während auf dem andern Bilde, zur Linken des ersten, wo der Engel das sündige Paar mit dem Flammenschwerte aus dem Paradiese treibt und der grinsende Tod geigend vor den Ausgestoßenen hertanzt, die furchtbaren Worte der Schrift verkörpert sind:

Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde,
Die Sünde aber gebieret den Tod.

IV.

Dorothea.

IV.

Dorothea.

Goethe's Werther-Dichtung ist die Poesie der Krankheit, und zwar der unheilbaren Krankheit mit tödtlichem Ausgange. Sein Hermann und Dorothea dagegen ist die Poesie der Gesundheit selbst, die Poesie des einfach menschlichen Lebensgefühls und seines durch und durch gesunden Kerngehalts. Darum wirkte denn auch gerade dieses Gedicht gleich bei seinem ersten Erscheinen so voll und durchaus erfreulich auf alle Welt, auf die Menschen der verschiedensten Alter und Stände, Bildung und Lebensanschauung, und übt diese rein erfreuende Wirkung noch heute in ganz gleichem Maaße auf alle Leser aus, während Werther und seine „Leiden" bereits der Grundstimmung eines großen, ja des größten Theils der heute lebenden Menschen, zumal der Jugend, fast fremd geworden sind.

Das ist natürlich. Der Werther, soviel Bleibendes auch in ihm enthalten ist, wurzelt doch so tief mit seinem innersten Gehalte in einer krankhaften Zeitstimmung, deren krankhafte Weichheit und Empfindungsüberschwenglichkeit eben darum von jener Dichtung so überwältigend ergriffen wurde, weil sie in derselben ihr verklärtes Spiegelbild erblickte:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben;
Jedes Mädchen so geliebt zu sein!"

Das ist anders geworden seitdem, schon lange anders. Die gesunde Empfindung selbst der damaligen Zeit, Lessing an ihrer

Spitze, sträubte sich gegen diese Verherrlichung der Ungesundheit, und Lessing hatte Recht, bei aller hohen Anerkennung der künstlerischen Meisterschaft, die der jugendliche Dichter in diesem wunderbaren Seelengemälde bewiesen, gegen „solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" wie der Held dieser Dichtung, laute Verwahrung zu erheben*).

Anders ist es mit Hermann und Dorothea. Dies Gedicht würde Lessing wie kein anderes entzückt haben, weil es in dem einfachsten und gesundesten Urgefühle der Menschheit seine starken Wurzeln hat. Goethe selbst gestand noch fast ein Menschenalter nach Abfassung des 1796—1797 entstandenen Gedichts, daß: „Gegenstand und Ausführung ihn dergestalt durchdrungen hätten, daß er es niemals ohne große Rührung vorlesen können, wie denn auch dieselbe Wirkung ihm seit so vielen Jahren immer geblieben sei". Und diese Wirkung wird bleiben für alle Zeiten und Menschen, wie die Wirkung Homer's, weil die Motive, welche dieselbe hervorbringen, die Motive: Heimath und Vaterland, Bürgersinn und Bürgertugend, Familie, Eltern- und Kindesliebe, Liebe endlich der Geschlechter auf das reine Glück der Ehe gerichtet, keiner bestimmten Zeit und keinem bestimmten Volke, sondern der Menschheit überhaupt angehören; weil diese Motive dieselben sind, welche der Odyssee noch heute nach dreitausend Jahren ihre sittliche und gemüthliche Wirkung verleihen. Dahin ist es denn auch zu verstehen, wenn Goethe selbst den Gegenstand als „äußerst glücklich", als einen Stoff bezeichnete, wie ihn ein Dichter in seinem Leben nicht zweimal finde. „Denn die Gegenstände zu großen Kunstwerken werden", wie er hinzusetzt, „seltener gefunden als man denkt, deswegen denn auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreise bewegen", — eine Bemerkung die, beiläufig gesagt, der Vater der Aesthetik Aristo-

*) Vgl. Lessing's Leben und Werke v. Adolf Stahr, Th. II, S. 155—158.

teles schon zweitausend Jahre vor Goethe in seiner Poetik (Kap. XIII, § 5; XIV, § 10) ausgesprochen hat.

Schöner als irgend ein Anderer es vermögte, hat der Dichter selbst den wesentlichen Gehalt seiner Dichtung zusammengefaßt in die wenigen Verse der Elegie, welche er als Vorspiel derselben dichtete und seinem Schiller sandte, auf dessen Herz sie, wie derselbe dem Freunde zurückschrieb, einen „eignen tiefen rührenden Eindruck machte, der keines Lesers Herz, wenn er eins habe, verfehlen könne". Diese Verse lauten:

„Darum höret das neueste Lied! Noch einmal getrunken!
Euch bestreche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutsche selber führ' ich Euch zu in die stillere Wohnung.
Wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht, —
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht."

Es ist das gesunde, inmitten der Krankheit und Verderbniß der höheren Stände noch in seinem innersten Kerne gesunde und tüchtige, wahr und menschlich empfindende, der Natur noch nahe gebliebene, muthige Geschlecht des deutschen Volks, dessen tapferer Arm und muthiger Sinn letztlich gut machten, was die Vornehmen und Großen verschuldet, und das Vaterland erretteten, wie sie es wieder erretten werden, wenn die Zeit erfüllet und das Maaß der Sünden voll sein wird, es ist das Volk, welches Goethe in diesem herrlichen Gedichte wie keiner mehr gefeiert und in den zwei Vertretern seiner Tugenden geschildert hat. Sein Hermann und Dorothea sind der reinste und edelste Ausdruck der in seines Herzens Tiefen lebendigen Liebe zu dem Volke, und der Hoffnung, die er auf dasselbe setzte. Ja er liebte das Volk, weil er es kannte. Von einem seiner Geschäftsritte durch das Land schreibt dieser Minister einmal seiner hochgebornen Geliebten, der er so oft seinen Widerwillen gegen

das „Hofadelsgeschmeiß“ auf's Brod gegeben: „Wie sehr ich wieder auf diesem Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden Dulden — Dulden in un — un — — ich will mich nicht in Ausrufungen verlieren!“ „In unerträglichem Drucke“ wollte er sagen. Aber zehn Jahre später, in seinem Hermann und Dorothea setzte er an die Stelle der Geduld den kühnen zum Schwerte greifenden Muth, der denn auch, so hoffen wir, die Einheit der Nation erzwingen wird, weil er fühlt, daß sie nothwendig ist für die Errettung des Vaterlandes!

Dorothea ist der Typus eines deutschen Mädchens aus dem Volke, in seiner gesunden, durch keinen Zwiespalt überreizter Leidenschaft getrübten oder gebrochenen Natur. Während man bei der Lotte des Werther immer durchfühlt, daß man es mit einem Mädchen des bürgerlichen Mittelstandes, mit einer Tochter des über dem sogenannten „niederen Volke“ stehenden mittleren Beamtenstandes zu thun hat, — man denke nur an ihr Verhalten gegenüber dem aus Liebe zu ihr wahnsinnig gewordenen Schreiber ihres Vaters, — haben wir in Dorothea das ächte Kind des Volks vor uns: ein Mädchen, dem es keine Schande dünkt, als dienende Magd mit ihrer Hände Arbeit im Hause eines wohlhabenden Bürgers ihr Brod zu erwerben. Diese ehrwürdige Klasse des Volks, auf deren lange nicht genug geschätzter Hingebung letztlich doch das ganze behagliche Leben aller höheren Stände ruht, hat der größte deutsche Dichter in seiner Dorothea verherrlicht und in ihrer Gestalt zu erhabener Schönheit verklärt! Das sollten diejenigen nimmer vergessen, die dem Dichter von Hermann und Dorothea noch immer den ungerechten Vorwurf anhängen: daß er für das Volk kein Herz gehabt. In drei

seiner schönsten Frauengestalten hat Goethe das Mädchen des Volkes ausgeprägt, und in jeder anders individualisirt. Das Gretchen des von Begierde zum Genusse taumelnden und im Genusse nach Begierde schmachtenden Faust, das Clärchen des glänzenden liebenswürdig leichtsinnigen Aristokraten Egmont, sie sind, wie diese Dorothea seines Hermann, Kinder des Volks, alle gleich an Naturreinheit, kindlicher Herzenseinfalt und Seelenschönheit, aber dennoch wie ganz verschieden vom Dichter ausgestaltet! Dies Gretchen, das ein furchtbares Schicksal mit dem unseligsten der Menschen zusammenführt, dies duftige Veilchen, dessen friedlich stilles Daseinsglück der „von Fels zu Felsen brausende Wassersturz" der Leidenschaft des „Flüchtlings", des „Unbehausten" vernichtet, ist es nicht gleichsam eins jener deutschen Volkslieder mit traurigem herzzerreißenden Ausgange, die uns so tief in das Gemüth dringen, wie keins der schönsten Lieder, welche die Kulturpoesie gedichtet hat! Gegenüber diesem Gretchen, die „mit kindlich dumpfen Sinnen im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld" weilt, gegenüber diesem Kinde des Volks, deren ganzes „häusliches Beginnen umfangen ist in ihrer kleinen Welt", erscheint dagegen Egmont's Clärchen in dem Pathos ihrer begeisterten, gleich einer Jungfrau von Orleans zur äußeren That schreitenden Hingebung an die Liebesleidenschaft, — mit der doch der große Herr nur ein anmuthiges Spiel treibt, bestimmt als ein „freundliches Mittel", die sinnenden Runzeln von der Stirn wegzubaden", — als die verkörperte Volkstragödie. Dorothea aber, die ihr glücklicheres Schicksal und ihres eignen Herzens Zug einem Gleichen gesellt, der sie in Wahrheit als eine himmlische „Gottesgabe" an sein Herz nimmt, — sie ist in ihrer Einfachheit und Ruhe, in ihrer Tüchtigkeit und ihrer maaßvollen Empfindung selbst dem Volksepos vergleichbar, zu dessen Heldin sie der Dichter gemacht hat.

Suchen wir jetzt in der Dichtung die einzelnen Züge auf,

aus denen sich ihr Bild uns auferbauen mag. Die Zeit, in welcher das Gedicht spielt, ist bekanntlich dasselbe Jahr, in welchem es entstand, das Jahr 179[illegible] und die gewaltsamen Umwälzungen jener Zeit bilden den großartigen geschichtlichen Hintergrund, gegen welchen sich das idyllische Epos mit seinen einfachen Begebenheiten abhebt, die der Umfang weniger Stunden, von der Mitte eines heißen Sommertages bis zu dem nächtlichen Gewitter, umschließt. Dorothea ist eine Waise; sie hat [illegible]gs Unterkommen und Schutz gefunden bei einer wohlhabe[illegible] ihr verwandten Familie, der sie „aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft" gedient hat. Diese Familie hat sie auf der Flucht vor den übermüthigen fränkischen Feindeshorden begleitet, und auf dieser Flucht, bei der sie selbst das Wenige, was sie besaß, verloren, geschieht es, daß Hermann ihr begegnet. Gleich ihr erstes Auftreten zeigt sie uns in der ganzen kernigen Tüchtigkeit ihrer Natur. Lassen wir Hermann erzählen, wie er sie zuerst erblickt hat. Von der Mutter mit Gaben der Liebe für die „armen Vertriebenen" abgesendet, so erzählt er, —

„Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands,
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher, und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen.
Aber mich dränget die Noth, zu reden!" —

Und so bittet sie denn der Noth sich fügend für das Neugeborne ihrer Herrin, der Frau des einst reichen Besitzers, das

der eben Entbundenen „nackend im Arme liegt", um etwas Entbehrliches von Leinwand als gütige Spende.

Hermann, den der erste Anblick Dorothea's ins Herz getroffen, fühlt sich glücklich, ihr das Gewünschte reichen zu können, das sie mit freudig dankenden Worten entgegennimmt:

„Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was Er durch Euch an uns thut, thu Er Euch selber!"

Mit seiner Kunst hat der Dichter in die kurze Schilderung dieser Scene des ersten Begegnens eine Fülle von charakteristischen Zügen zu dem Bilde Dorothea's zusammenzudrängen gewußt. Zwar giebt er hier noch keine Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung — die er auf eine wirksamere Stelle verspart, — aber wir sehen doch gleich hier schon eine kräftige Gestalt vor uns, die mit „starken Schritten" neben dem Wagen herschreitend die gewaltigen Thiere „klüglich" zu leiten weiß. „Gelassen" tritt sie den Fremdling an; ohne falsche Schaam und mit edlem Selbstgefühl bittet sie, die „noch nicht gewohnt ist, von Fremden die Gabe zu heischen", nicht für sich, sondern für ihre Frau, um die Hilfe, welche hier Noth thut. Wohl erwähnt sie, daß es die Frau eines „reichen Besitzers" ist, die „hier auf dem Stroh" liegend, kaum das Leben gerettet; aber sie enthält sich jeder weiteren Klage, und während in den vorangezogenen Gruppen der Auswanderer lautes Jammergeschrei und besinnungslose Verwirrung herrschten, sehen wir in dieser von Dorothea geleiteten letzten Gruppe Ordnung und besonnene Ruhe walten. Mit offener Herzlichkeit nimmt sie die gereichte Gabe entgegen, und weiß sofort die gute Seite allen Unglücks hervorzuheben, indem sie es sinnig ausspricht, daß der Mensch nur im Unglück „Gottes Finger und Hand erkenne". Aber nicht länger, als unumgänglich nöthig,

verweilt sie sich bei diesem Begegnen. Vorausdenkend an Alles, treibt sie die Ihrigen zur Eile, damit man das Dorf noch erreiche, in welchem:

„Unsre Gemeinde schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält,
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug alles und jedes."

Noch einmal grüßt sie herzlich dankend, und setzt dann sogleich wieder ihre Thiere in Bewegung.

Ein solches Auftreten erklärt denn auch den Eindruck der Tüchtigkeit, Umsicht und Verläßlichkeit, welchen Dorothea sofort auf den zurückbleibenden Hermann macht, und der sich in dem Entschlusse kund giebt, die Vertheilung aller der Gaben, welche ihm die Mutter für die Vertriebenen mitgegeben, in ihre Hand zu legen. Er thut es, und sie verspricht ihm, „mit aller Treue" die Gaben zu verwenden, daß nur der Bedürftige sich derselben erfreuen solle. Besonnen, selbstlos, tüchtig, frommen Sinnes, von tapferem Muthe und kluger Umsicht ist diese Jungfrau ganz geeignet, auf das gleichgesinnte Gemüth des Jünglings den tiefsten Eindruck zu machen, und wie ein Blitz zuckt durch die Seele des lange von den Eltern vergeblich zur Ehe ermunterten jungen Mannes der Gedanke: Diese oder Keine!

Wen der Strahl der ersten reinen Liebe berührt hat, der ist gezeichnet mit einem göttlichen Scheine vor den Menschen. Und so bemerken denn alle im Vaterhause Versammelten, daß der zurückkehrende Hermann ein anderer geworden in den kurzen Stunden seiner Abwesenheit. Zuerst der Pfarrer, der, ihn anschauend „mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt", ihm traulich lächelnd entgegenruft:

„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehen, und Euere Blicke so lebhaft."

Doch er irrt sich, der würdige Prediger, wenn er meint, es sei die Freude über die verübten Gutthaten, welche auf dem Gesichte des Jünglings leuchte. Auch der Vater erfreut sich an der plötzlichen Beredtheit des sonst so wortkargen Sohnes, der dem egoistischen Apotheker gegenüber so lebhaft die Schließung einer Ehe in Zeiten der Gefahr und Drangsal vertheidigt, und er verbirgt sein Erstaunen nicht über solche Veränderung:

„Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst, die schon Dir im Munde
Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!"

Aber am schärfsten sieht doch das Auge der Mutter. Sie allein hat gleich auf den ersten Blick erkannt, daß das Herz ihres Sohnes gewählt habe:

„Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, glaub' ich, gewählet,
Denn Dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es grad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das Du gewählt hast."

In dieser bedeutsamen Weise setzt sich die Wirkung von Dorothea's erstem Erscheinen gesteigert fort, bei allen Personen der Handlung. Und jetzt erst erfahren wir Näheres auch über das Aeußere ihrer Erscheinung, das sich dem von Liebe erfaßten Jünglinge beim ersten Schauen tief eingeprägt hat. Hermann, der sich entschlossen hat, durch den Pfarrer und Apotheker Kunde einzuziehen, „ob das Mädchen der Hand auch werth sei, die er ihm biete", obschon er selber dessen im Innersten sicher und gewiß zu sein erklärt, — theilt Beiden die äußern Zeichen mit, an denen sie leicht das Mädchen erkennen mögen:

„Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar,
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;

Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Geh'n die wohlgebildeten Knöchel."

Und so erkennen denn auch die abgesandten Freunde sogleich die Jungfrau wieder, die sie beschäftigt finden, das Neugeborne ihrer Herrin zu wickeln, und der Pfarrer gesteht bei dem Anblick ihrer herrlichen Gestalt und Bildung, „es sei kein Wunder, daß sie den Jüngling entzücke, da sie vor dem Blicke des Erfahrnen die Probe halte". Sicher sei hier dem Jüngling ein Mädchen gefunden, das ihm „die künftigen Lebenstage herrlich zu erheitern" und „treu mit weiblicher Kraft ihm beizustehen vermöge", denn:

„So ein vollkommener Körper verwahret gewiß auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Der in äußerer Schilderung so sparsame Dichter vollendet dann noch das Bild der äußerlichen Erscheinung durch wenige Pinselstriche: durch den offnen Blick des schwarzen Auges, dem der liebende Jüngling, — sollt' er die Geliebte auch „zum letztenmale sehen", — noch einmal begegnen, durch die „Brust und herrlichen Schultern", die er, — und sollt' er sie auch nie an sein Herz drücken, — noch einmal sehen möchte; durch den „lieblichen Mund":

— „von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich auf ewig macht, das Nein mich auf ewig zerstöret!"

und endlich durch „die hohe Gestalt des Mädchens", deren rüstig starker Wuchs fast gleich der Bildung des Jünglings, beim Eintreten des herrlichen Paares die Eltern mit Staunen erfüllt

„Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle."

Kehren wir jetzt vom Aeußern zurück zu dem Innern. Hermann hat ſich nicht getäuſcht in ihr, zu der er gleich nach der erſten Begegnung „das größte Vertrauen hegt, das irgend ein Menſch nur je zu einem Weibe gehegt hat". Dieſes Weib iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Blut von ſeinem Blut. Die „rüſtig geborne" Jungfrau, die eben „ſo ſtark wie gut", iſt ganz ſein Ebenbild. Der Richter erzählt den Freunden Hermanns, wie dieſelbe Maid, die ſie ſo eben ganz der liebevollen Wartung des zarten Säuglings hingegeben ſehen, in der Zeit höchſter Gefahr und Noth ihre eigene und der ihr anvertrauten halberwachſenen Mädchen Ehre und Leben, hochherzigen Muthes mit dem Schwerte in der ſtarken Hand gegen die Angriffe marauddirenden Geſindels ſiegreich vertheidigt habe. Ueberzarte Seelen haben in dieſem Zuge etwas „Unweibliches" gefunden; den geſunden Sinn gemahnt derſelbe dagegen an die heldiſchen Frauengeſtalten aus dem Alterthume unſeres Volks, aus deſſen Mitte auch in unſeren Tagen noch ähnliche Heldinnen, wie Eleonore Prohaska und andere tapfere Streiterinnen des glorreichen Befreiungskrieges hervorgegangen ſind. Mit muthiger Ergebung hat ſie im „ſtillen Gemüth" den Verluſt ihres erſten Bräutigams getragen, deſſen Ring noch jetzt ihren Finger ſchmückt. Daß Dorothea den „nach edler Freiheit ſtrebenden" Verlobten hinziehen ließ nach Paris, wo er, „wie zu Hauſe, Willkür und Ränke beſtritt" und dafür bald „den ſchrecklichen Tod ſtarb", zeigt uns das herrliche Mädchen in einem noch höheren Lichte. Es lehrt uns, daß ſie ſelbſt in ihrer geſunden Natur und ihrem „hellen Verſtande" ein Herz hat für die erhabenen weltumwälzenden neuen Gedanken der Freiheit und der Menſchenrechte,

obſchon dieſelben ihr den Verlobten von der Seite und in den Tod riſſen. Das iſt ein tiefer, lange nicht genug beachteter Zug in Dorothea's Weſen, der dieſes Mädchen des Volkes hoch emporhebt aus ihrer niedern Lebensſphäre, und ſie verbindet mit den idealen Intereſſen der Menſchheit. —

Solch ein Mädchen, das iſt der Eindruck, den die bisherige Schilderung Dorothea's auf uns macht, iſt wie geſchaffen zur Gattin eines Mannes wie Hermann, in welchem der Dichter alle die einfachſten Tugenden des ächten deutſchen Weſens vereinigt, und dem er ebendarum auch den typiſch deutſchen Namen verliehen hat. Und wie Hermann auf den erſten Blick erkannt hat, daß ihm hier das Weib nach ſeinem Herzen gefunden ſei, ſo hat ſein Begegnen auch in Dorothea's Bruſt ſofort ein ähnliches Gefühl wach gerufen. Aber während der Mann ſich ganz ſeinem Gefühle hingiebt und handelnd die erſten Schritte thut, die Erfüllung ſeiner Wünſche zu ſichern, drängt die Jungfrau beſcheiden ihr Empfinden zurück, und gewährt ihm nur Ausdruck bei der zweiten Begegnung am Brunnen durch die freundliche Anrede, mit der ſie ihm ſagt:

— „ſo iſt mir ſchon hier der Weg zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;"

Doch iſt ihm, ſo „ſtill und getroſt" er ſich auch fühlt, hier noch nicht möglich, „ihr von Liebe zu ſprechen"; denn auch hier bewahrt ſie gegenüber ſeinem vollen Herzen die ruhigere Faſſung:

— „ihr Auge blickte nicht Liebe,
Sondern hellen Verſtand, und gebot, verſtändig zu reden."

Und ſo thut er denn auch, indem er ihr den Vorſchlag macht, als Dienerin einzutreten in das Haus ſeiner Eltern. Dorothea geht ohne langes Beſinnen auf den ihr gebotenen Antrag ein. Ihre Pflicht gegen die Verwandten iſt erfüllt, und willig folgt ſie der Aufforderung, in der ihr frommes Herz einen „Ruf des

Schickſals" erkennt. Hermann hat das Wort der Dienſtbarkeit um Lohn auszuſprechen vermieden, das ihm ſelbſt zum Scheine ihr gegenüber nicht über die Lippen will. Sie aber kennt nichts von ſolcher falſchen Schaam:

„Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das Weit're zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grade heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter, — —
Und ihr glaubt an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt, und nicht von rohem Gemüthe."

Sie hat die Zuverſicht, dies ſein und leiſten zu können, und ſpricht dieſe Zuverſicht mit ruhigem Selbſtgefühle aus; und obſchon ſie bisher noch nicht um Lohn als Magd gedient hat, ſo dünkt es ihr doch in ihrer jetzigen Lage und in Zeiten wie dieſe, keine Schande: „ſich im Hauſe des würdigen Mannes dienend zu ernähren", und gerne will ſie es thun. Denn „dienen", ſie weiß es und ſagt es in jener herrlichen Stelle des ſiebenten Geſanges, iſt „die Beſtimmung des Weibes", durch die ſie „allein zu der verdienten Gewalt gelangt, die doch ihr im Hauſe gehört". So nimmt ſie Abſchied von den Ihrigen, mit den Segenswünſchen aller begleitet, und der alte Richter wünſcht Hermann Glück zu der Wahl ſolcher Dienerin mit den Worten:

— „Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euern Eltern, das brav iſt!
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter."

Und ſo zieht es hin, das ſchöne Paar, „der ſinkenden Sonne entgegen", umſtrahlt von der „ahnungsvollen Beleuchtung" der gewitterdrohenden Wolken. Das Erſte aber, wonach auf

dieſem Gange das Mädchen ſich erkundigt, bezeugt aufs Neue ihren feinen und klugen Sinn. Sie will die Eigenheiten und die Sinnesart derjenigen kennen lernen, denen ſie dienen ſoll, um zu wiſſen, wie ſie Vater und Mutter gewinne; und Hermann giebt ihr getreulich Auskunft. Doch als ſie ihn ſelber um das Gleiche in Beziehung auf ihn befragt, da bricht das erſte Grün der reichen in ſeinem Herzen keimenden Liebesſaat hervor in der Antwort:

„Laß Dein Herz Dir es ſagen, und folg' ihm frei nur in Allem!"

und dieſe Worte finden ihren leiſen Wiederklang in dem Herzen der Jungfrau, der ſich kund giebt in dem ſüßen Gefühle, das der volle Schein des Mondes, der herrlich vom Himmel niederglänzt, in ihr hervorruft, als ſie ſchweigend und ſtill unter dem Birnbaum auf der Höhe des Weinbergs beieinanderſitzen:

— „wie find'ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt gleich der Klarheit des Tages."

Aber immer noch hat ihre gerade, treuherzige Natur keine Ahnung von dem, was Hermann's Innerſtes bewegt, noch immer hält ſie ſeinen Antrag des Dienſtes bei ſeinen Eltern für volle Wahrheit; und erſt als beim Eintritt in das Haus der Eltern des Vaters Wort, das ſie für Spott nimmt, ihr das eigne Innere erſchließt, erſt da, als ſie ihr geheimſtes Wünſchen als hoffnungsloſe Thorheit erkennen und bekennen zu müſſen glaubt, erſt in dieſem Augenblicke, wo der Entſchluß bei ihr feſt ſteht, das Haus, das ſie kaum betreten, auf ewig zu verlaſſen, bricht aus der Tiefe ihres keuſchen Herzens das Geſtändniß ihrer eignen Liebe hervor. Da erſt „zeigen ſich ihre Gefühle" in aller ihrer Macht:

— „es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang,"

und mit „heiß vergoſſenen Thränen" geſteht ſie:

„Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht weil ich zu
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemt,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren."

Sie geſteht, daß ſein Wiederſehn am Brunnen ihr geweſen, „als ſei ihr der Himmliſchen einer erſchienen"; daß ſie ihm gerne als Magd gefolgt ſei, weil es ihr das Herz entzückt habe, bei dem „ſtill Geliebten" als treue unentbehrliche Dienerin zu wohnen. Doch jetzt, wo ſie die Gefahr für ihr Herz erkannt hat, wo ſie fühlt,

— „wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reichen Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre,"

jetzt, wo ſie empfindet, daß ſie nicht fähig ſein werde, die heimlichen Schmerzen zu ertragen, wenn er dereinſt die gewählte Braut zum Hauſe geführt brächte, jetzt, nach dieſem freien Bekenntniſſe ihrer „Neigung" und ihrer „thörichten Hoffnung", kann und ſoll Nichts länger ſie im Hauſe halten:

„Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner, (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm, — das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah dem verfolgenden Feinde. —
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allen zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen."

Aber wie das Gewitter draußen in der Natur ſich in triefendem Segen auf die dürſtende Erde entladet, alſo endet auch das Gewitter in den Herzen der Menſchen mit der Fülle des Glücks

und der Liebe. Die Verwirrung löst sich, das Mißverständniß klärt sich auf:

„Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Auf, und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Versichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet."

Kaulbach's Griffel zeigt uns die Liebenden in der, dieser letzten Scene vorhergehenden, Situation, welche der Schluß des achten Buches so entzückend schildert. Sie sind im Niedersteigen von dem Weinbergshügel begriffen, nach der kurzen Rast auf der Bank unter dem Birnbaum, den wir auf der Höhe gewahren. Das Gewitter ist im Anzuge. Ein kurzer heftiger Sturmstoß beugt die starken Kronen der Bäume und wirft das gelbende Kornfeld, an dem sie vorüberschreiten, in wallenden Wogen zur Seite:

„Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter, — —
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing."

Dies ist der von dem Künstler gewählte Moment. Er hat dabei zugleich einen andern, in der Dichtung vorhergehenden, mit seiner Darstellung verbunden, den Moment nämlich, wo sie „das Fenster am Giebel", das Fenster „seines Zimmers im Dache" im Glanze des Mondes erblickt hat, auf das er zeigend mit anmuthigem Doppelsinne hinzusetzt, „daß dies Zimmer nun vielleicht das ihrige werde". Der Moment selbst ist der Augenblick, der unmittelbar dem strauchelnden Tritte des Mädchens vorhergeht, von dem es heißt, sie:

„Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust, und Wang' an Wange. So stand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere,
Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes."

Es ist von den beiden schönen, in ihrer Stattlichkeit einander geschwisterlich ähnlichen Gestalten nur zu sagen, daß sie beide in der Reinheit und Unschuld wie in der kernigen Tüchtigkeit ihrer Erscheinung die würdigen Bilder des reinsten und schönsten Liebesgedichts sind, welches die deutsche Sprache kennt, eines Gedichts, dessen edle Einfalt an die Gesundheit jener Jugend der Menschheit erinnert, die aus den unsterblichen Gesängen Homer's zu uns herüberleuchtet!

V.

Gretchen.

V.

Gretchen.

I.

Vor der Schuld.

Die Gestalt Gretchens ist so einzig, wie das Gedicht selbst, dem sie angehört, einzig dasteht unter allen Dichtungen der Litteratur aller Zeiten und Völker. Zu allen andern Goethe'schen Frauengestalten lassen sich aus dem Bereiche der poetischen Litteratur Analogien und Parallelen auffinden; das Wesen aber, das der Dichter des Faust in seinem Gretchen erschaffen, ist unvergleichbar mit irgend welcher andern Schöpfung irgend welches andern Dichters von Homer's Zeiten an.

Was man auch klügeln und sagen mag: — es ist etwas an der Unvergleichlichkeit und Einzigkeit der „ersten Liebe", an jenem wunderbaren Zauber erster tiefer Liebesempfindung, der, einmal dahin, nimmer wiederkehrt, so wenig wie die Jugend selbst, deren Kind die erste Liebe ist!

„Die Rose duftet nicht mehr so, —
Seitdem!"

und dies Gretchen, das der Dichter des Faust geschaffen, ist die Verkörperung dieser „ersten Liebe". Sagt Goethe es uns doch selber, daß diese Gestalt empfangen ward in jenen wunderbaren Momenten, wo der Dichter sich im Busen „jugendlich erschüttert" fühlte von dem „Zauberhauche", welcher den, seinen innern

Blicken erscheinenden, Zug geliebter Schatten umwitterte, in deren Geleite —

„Gleich einer alten, halbverklungnen Sage" —

„erste Lieb und Freundschaft mit herauf" kamen, ein Schauer ihm das „strenge Herz erfaßte", und „Thräne den Thränen folgte" im erneuten Schmerze um des Lebens labyrinthisch irren Lauf, und um den unwiederbringlichen Verlust des seligen ach so flüchtigen Glücks der Jugend! In solcher Stimmung entstand ihm das Bild Gretchens, diese Verkörperung der „ersten Liebe" in dem Herzen eines deutschen Mädchens, eines Kindes aus dem deutschen Volke. Gretchen ist, wie vorhin schon ausgesprochen, das lyrische Herz des deutschen Volkes, es ist der zur festen Gestalt verdichtete Geist des deutschen Volksliebesliedes, wie es in Goethe's Lyrik seine ideale Vollendung erreicht hat, einzig, unnachahmlich, unerreichbar allen andern Völkern; es ist der verkörperte Duft des deutschen Liedes, jener Duft, der, wie ein deutscher Denker sagt, für das deutsche Lied dasselbe ist, was die „Blume" des deutschen Weines: das Kennzeichen des Bodens und des Erdreichs, aus dem es erwachsen ist. Und wie das deutsche Volkslied in seiner wunderbaren Tiefe und Innerlichkeit, in seiner hingehauchten ahnungsvollen Empfindung eine unendliche Gewalt besitzt, die unser Herz bis in seine letzten Tiefen erzittern macht, ebenso ist dies Gretchen in der Beschränktheit ihres „kindlich dumpfen" Wesens einer Kraft der Leidenschaft und einer Festigkeit des Entschlusses fähig, an denen alle Leidenschaft des geliebtesten Mannes, ja selbst der Witz der Hölle scheitern müssen. Darum eben gehört es zu den ewigen Meisterzügen der Faustdichtung Goethe's, daß er Gretchen zu einem Kinde des Volkes machte, daß er der höchsten Verstandesbildung, wie sein Faust sie darstellt, die unbewußte Natur der Volksseele entgegenstellte, deren Schönheit ihre Unschuld, deren Glück und deren Reiz ihr rührendes Unbewußtsein über sich selbst und ihren

Werth sind. Aus diesem mütterlichen Boden des Volks ist Faust selber hervorgegangen; und eben darum, weil Faust ihm seinem Ursprunge nach angehört, weil er in der Unseligkeit seines Zustandes mit voller Klarheit sich des verlornen Glücks jener ursprünglichen Unbewußtheit und Naturunschuld bewußt ist, die er geopfert hat, um dem Drange nach Wissen und Erkenntniß zu genügen, eben darum erfaßt ihn der Anblick dieses in Gretchens Erscheinung verkörperten Glückes mit unwiderstehlicher Gewalt.

Diese anziehende Kraft, welche Gretchen auf ihn ausübt, ist jedoch zuerst weit entfernt von dem Adel wahrer und tiefer Liebesleidenschaft, zu welchem sie sich im weitern Verlaufe der Dichtung erhebt. Sie ist zunächst eine rein sinnliche. Faust hat jenen Liebestrank der Hexe im Leibe, der ihn eine Helena in jedem Weibe sehen macht. Verzweiflung an allem früheren Streben und Denken hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich in die Welt der Sinnlichkeit, in den Taumel des Genusses zu stürzen:

„Ich habe mich zu hoch gebläht,
In Deinen Rang gehör ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen."

Diese Stimmung, in der es ihm Seligkeit dünkt, „nach raschdurchrastem Tanze den Tod in eines Mädchens Arme zu finden", diese Stimmung ist es, welche der Dichter durch die Zauberscene der Hexenküche sinnlich veranschaulicht hat. Faust hat dort zum ersten Male, wenn auch nur „im Zauberspiegel" der Hexe und im dämmernden Nebel, die unverhüllte Leibesschönheit des Weibes erblickt, und dieser Anblick hat sein ganzes Wesen erschüttert und trunken gemacht. Er hat bisher das Weib nicht

gekannt, es ist ihm, wie Alles, bisher nur ein abstrakter Begriff gewesen. „Ist's möglich!" ruft er darum aus, —

„Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?"

Der Hexentrank, in welchem ihn Mephistopheles Jugendfeuer und Jugendkraft trinken läßt, ist nur die poetische Versinnlichung der Wirkung, welche jener Anblick auf ihn ausgeübt hat.

Unmittelbar auf die Hexenküchenscene folgt in der Dichtung die erste Begegnung Faust's und Gretchens. Aber diese unmittelbare Aufeinanderfolge beider Scenen darf uns in einer Dichtung nicht täuschen, welche der absichtlichen Lücken und Verschweigungen so viele aufweist. Auch hier ist eine solche anzunehmen. Der Faust, der hier auf der Straße dem aus der Kirche kommenden Gretchen begegnet, kommt nicht unmittelbar aus der Hexenküche. Es ist dazwischen bereits ein Stück Zeit verflossen, in welcher er den ihm von Mephistopheles angepriesenen „neuen Lebenslauf begonnen", und die Prophezeiung Mephisto's, daß er „mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe sehen werde", gründlich zur Wahrheit gemacht hat. Des Dichters keuscher Genius hat uns mit der Darstellung dieser Lebensepoche seines Faust verschont; aber er läßt sie uns in der nun folgenden Scene deutlich genug errathen. Faust ist bereits ein vollkommner Wüstling geworden. Die rohe Frechheit, mit welcher er ohne Umstände sich an das schöne unschuldige Mädchen macht, das eben aus der Kirche kommt, und über deren Unschuld selbst der Teufel keine Gewalt zu haben erklärt, lernt sich nur in der Schule längerer Uebung, und es ist ein ebenso sprechender Zug für die sinnliche Verderbniß des Helden, daß er es bereits gelernt hat, den jungen Mädchen und schönen Weibern selbst beim

Ausgange aus dem Gotteshause aufzulauern. Die Abfertigung, welche ihm sein schnöder Antrag von Gretchen einbringt, schreckt ihn daher so wenig ab, daß sie vielmehr seine Sinnlichkeit, wie uns sein kurzes leidenschaftliches Selbstgespräch nach Gretchens Entfernung beweist, nur noch stärker aufregt:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht.
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!"

Aber all diese Erkenntniß, daß hier reine „Sittsamkeit und Tugend" ihm zum ersten Male mit höchster Schönheit verbunden begegneten, hindert ihn nicht, an den auftretenden Mephistopheles kurzweg die brutale Aufforderung zu richten:

„Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!"

So spricht nur, wer oft so zu sprechen und mit Erfolg zu sprechen Gelegenheit gehabt hat. Faust ist ein gelehriger Schüler gewesen. Sein wilder Cynismus in dieser Scene setzt selbst seinen Meister in ein gewisses Erstaunen. Vergebens stellt ihm Mephistopheles vor, daß über ein so unschuldiges Wesen selbst ein Teufel keine Gewalt habe:

— „Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei.
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab ich keine Gewalt."

Fauſt hat auf dieſe ſelbſt im Munde des Teufels faſt rührend klingende Schilderung und Ablehnung ſeines wüſten Verlangens keine andere Antwort als das brutale:

„Iſt er vierzehn Jahr doch alt!“

eines gegen alles ſittliche Gefühl abgehärteten „Bruder Liederlich“, wie ihn Mephiſto in ſeiner Entgegnung nennt. Seine Wüſtheit nimmt durchaus keine Vernunft an. Kein Tag ſoll ſich zwiſchen ſeine Begierde und deren Befriedigung drängen; noch dieſe Nacht will er das „ſüße junge Blut“ in ſeinen Armen haben, — wo nicht, hält er ſich ſeines Pakts mit dem Teufel entbunden. Und als dieſer ihm vorſtellt

„Bedenk, was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag,
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.“

erwiedert er ihm verächtlich mit dem ganzen prahleriſchen Hochmuthe des erfahrenen und ſich ſeiner Unwiderſtehlichkeit bewußten Wüſtlings:

„Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
Um ſolch Geſchöpfchen zu verführen.“

Fauſt erſcheint in dieſer ganzen Scene eingeteufelter als der Teufel ſelbſt; ja man kann ſagen, daß er hier das Verhältniß vorwegnimmt, in welchem ſpäter, nach ſeiner Umwandlung, Mephiſtopheles ihm gegenübertritt. Sein Wort:

„Hab Appetit auch ohne das!“

mit welchem er alles geiſtige ſentimentale „Brimborium“ ablehnt und geradeswegs auf den gemeinen Sinnengenuß dringt, iſt das Fürchterlichſte, was an Verrohung des Gefühls gedenkbar iſt, und fürchterlich ſoll es ihm vergolten werden im ſpäteren Verlaufe ſeiner tragiſchen Leidenſchaft, wo Mephiſtopheles ihm in

den höchsten Momenten seiner überſinnlichen Liebesempfindung mit eben derſelben cyniſch ſinnlichen Anſchauungsweiſe entgegentritt, in der wir Fauſt beim Beginne ſeines Liebesromans ſo ganz zu Hauſe ſehen. Vorläufig jedoch begnügt ſich Mephiſtopheles damit, den Sturm von Fauſt's ſinnlicher Leidenſchaft dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihm ſeinen Wunſch:

„Schaff mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ mich an ihren Ruheplatz!
Schaff mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!“

zu erfüllen, und ihn noch am ſelben Abend in das Zimmer des abweſenden Gretchen zu führen verſpricht, damit er „in ihrem Dunſtkreis ſatt ſich weiden könne an der Hoffnung künftiger Freuden“. —

„Schneller iſt nichts als der Uebergang vom Guten zum Böſen, ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt!“ ſagt ein andrer Fauſt in jenem berühmten Fragmente der Leſſing'ſchen Fauſtdichtung, in welchem ein Teufel ſich rühmt, daß ſeine Schnelligkeit der jenes Uebergangs gleich komme. An Goethe's Fauſt erfahren wir, daß in der Menſchenbruſt der Uebergang vom Böſen zum Guten oft nicht minder ſchnell iſt. Dieſer Uebergang erfolgt bei Fauſt in dem Momente, wo er das von ſüßem Dämmerſcheine umwebte Heiligthum jungfräulicher Unſchuld betritt. Das erſte Wort, das er in Gretchens Zimmer ſpricht, wohin ihn Mephiſtopheles begleitet, drückt dieſe unmittelbare Einwirkung aus. Es iſt die Aufforderung an Mephiſtopheles: ihn mit ſich allein zu laſſen —

„Ich bitte dich, laß mich allein!“

Die Gefühle, die ſich in dieſem Augenblicke urplötzlich ſeiner bemächtigen, ſind der Art, daß er die Gegenwart ſeines fürchterlichen Doppelgängers, des ſymboliſchen Spiegelbildes ſeiner eignen

bisherigen Wüstheit, in diesem Heiligthume reinster Jungfräulichkeit, das selbst Mephistopheles auf seine Weise anzuerkennen sich gezwungen findet, nicht zu ertragen vermag. Und nun folgt jenes Selbstgespräch Faust's, in welchem der Dichter jener ersten frechen Charakteristik Gretchens, welche der ganz in die Sinnlichkeit versunkene Faust bei ihrem ersten Anblicke gegeben hat, die zweite gegenüberstellt, zu welcher der umgewandelte Faust sich in dem „süßen Dämmerscheine" des jungfräulichen Heiligthums hingerissen fühlt. Es ist das deutsche Mädchen, die deutsche Jungfrau, das Kind des Volks, dessen Eigenschaften, dessen innerstes Wesen der von „süßer Liebespein" zum ersten Male wahrhaft ergriffene Faust in den Worten ausspricht:

„Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth, welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!"

Und immer wieder kommt er zurück auf dieses innerste Wesen der Geliebten, das sich in der ärmlichen Umgebung doch so deutlich ausspricht:

„Ich fühl, o Mädchen, Deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch Dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!"

Sie wird es, selbst für ihn, den Unseligen; und daß sie es wird, daß er in diesem Himmelreiche verweilen, hier „volle Stunden säumen möchte", — er, der zu Mephistopheles die Worte des Paktes gesprochen hat:

„Werd ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!“ —

das gerade iſt es, was dieſes Himmelreich in eine Hölle verwandeln, und ihn und die Geliebte ins Verderben ſtürzen ſoll. Denn die Schrankenloſigkeit des Gedankens und die Beſchränktheit, welche in ſich ſelbſt ſelig iſt, Fauſt und Gretchen, können nie zu dauernder harmoniſcher Vereinigung gelangen. Und Fauſt empfindet das in eben demſelben Augenblick, in welchem er die Seligkeit dieſes „Kerkers“ empfindet:

„Und Du! Was hat Dich hergeführt?
Wie innig fühl ich mich gerührt!
„Was willſt Du hier? Was wird das Herz Dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne Dich nicht mehr. —

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?“ —

Und ſo rafft er ſich denn, in dem richtigen Gefühle des kommenden Verderbens auf zu dem Entſchluſſe, den er dem eintretenden Mephiſtopheles zuruft:

„Fort! fort! ich kehre nimmermehr!“

Aber dieſer Entſchluß iſt eben nur ein halbunwillkürlicher Angſtruf des für einen Augenblick erwachten Gewiſſens, des Bewußtſeins über ſich ſelbſt und über die unausfüllbare Kluft, die ihn von der Unſchuld der Beſchränktheit und ihrer Seligkeit trennt, kein feſtes unerſchütterliches ſittliches Wollen. Die Sehnſucht der Liebe hält der Herzensangſt vor den Folgen das Gleichgewicht in ſeiner Seele:

„Ich weiß nicht, ſoll ich?“

sind die letzten Worte, die er dem mit dem verführenden Schmuckkästchen eintretenden Mephisto zuruft. Er schwankt, er läßt geschehen, und — sein und Gretchens Schicksal ist entschieden.

Kehren wir jetzt zu Gretchen zurück. Gretchen vor dem Sündenfalle ist das reine weibliche Wesen, in welchem die Blume der noch reinen Sinnlichkeit mit ihrer ungeprüften Unschuld in vollendeter Schönheit als Knospe erscheint. Herb und sicher weist sie Faust's erstes Annahen ab, wie eine Sinnpflanze vor jeder Annäherung eines fremden Elements sich in sich selbst zurückziehend. Aber Faust's Erscheinung und sein kecker Antrag sind doch nicht ohne tieferen Eindruck auf sie geblieben. Kaum nach Hause gekommen von dem verhängnißvollen Kirchgange empfindet sie ein Gefühl der Neugierde, der alten Paradiesesschlange, sich regen. Sie möchte wissen, wer der Herr gewesen, der ihr so keck genaht:

„Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär auch sonst nicht so keck gewesen."

Sie hat ihn also doch sich angesehen, so kurz sie sich auch von ihm losmachte, und seine männliche Schönheit und sein adlig vornehmes Ansehn haben Eindruck auf das Kind des Volks gemacht.

Ich meine, an diese Worte hat Kaulbach bei seiner Darstellung angeknüpft, indem er sich erlaubte, eine Scene zum Faust hinzuzudichten. Denn von diesem ersten Zusammentreffen Faust's und Gretchens, das der Künstler uns in seinem Bilde vorführt, steht nichts im Goethe'schen Faust zu lesen. Aber trotzdem hat Kaulbach doch im ächt Goethe'schen Geiste und Sinne diese Scene gedichtet. Gretchen hat Faust schon vor

der im Gedichte geschilderten Ausgangsscene aus der Kirche gesehn, und bei dieser Begegnung, und nicht bei der später folgenden, von so vielen andern Künstlern zur Darstellung gewählten, hat sie Gelegenheit gehabt, ihn anzusehn und den stattlichen Mann zu betrachten, was bei der vom Dichter geschilderten zweiten Begegnung nicht wohl denkbar ist, wo sie seine freche Zudringlichkeit mit „niedergeschlagenen" Augen „kurz angebunden" abweist. Anders bei diesem ersten, von Kaulbach angenommenen Begegnen. Hier erblickt das zur Kirche eilende Gretchen die hohe majestätische Gestalt des schönen Mannes in ritterlicher Tracht, der, gefolgt von seinem unheimlichen Gesellen, aus der engen Seitengasse kommend, bei ihrem Anblick wie vom Blitze getroffen stehen bleibt. Den linken Arm wie in staunender Bewunderung erhoben, läßt er den in Leidenschaft flammenden Strahl der mächtigen Augen ruhen auf der schlanken jungfräulichen Gestalt, die in allem Zauber ihrer morgenfrischen Schönheit vor ihm vorüber wandelt. Und so gewaltig ist der Blick dieser Augen, so dämonisch der Eindruck des stolzen düsteren und doch so adlig schönen Mannes, daß sie, die ihn im ersten Momente vielleicht unbefangen anschaute, schon im nächsten erschreckt das Köpfchen seitwärts wenden muß, und ihr Gewand erfassend sich beeilt die nahen Kirchenstufen zu ersteigen, auf die bereits ihr Schatten fällt. Aber von diesem Augenblicke an ist doch „ihre Ruhe hin"; und es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie an diese Erscheinung denken wird, während sie in der Kirche aus dem „vergriffenen Büchlein", das sie in der Hand trägt, ihre Gebete flüstert.

In der That, Kaulbach hat es meisterhaft verstanden, sich den richtigen und fruchtbaren Moment selbst zu schaffen, um uns nicht nur das Gretchen vor dem Sündenfalle, sondern auch die Gestalt Faust's selbst in all ihrer Mächtigkeit vor Augen zu stellen; und er hat wohl daran gethan, den in der Dichtung

ſelbſt gegebenen und geſchilderten Moment des erſten Zuſammentreffens, den bisher noch alle uns bekannten Verſuche einer ſogenannten Illuſtration des Gedichts gewählt haben, zu verſchmähen. Denn, wie ein Kritiker mit Recht bemerkt hat, dieſer letztere Moment, wo Fauſt an das aus der Kirche kommende Gretchen herantretend ihr ſeinen Geleitantrag macht, bietet keinen günſtigen Vorwurf für die Darſtellung des zeichnenden Künſtlers; er iſt zu unruhig, zu flüchtig und vor allen Dingen viel zu einſeitig, als daß die beiden Geſtalten in demſelben zu dem vollen Ausdrucke ihres Weſens gelangen könnten. Bei Gretchen wird der Zeichner, der dieſen Moment wählt, das „Schnippiſche" „Kurzangebundene" nothwendig vorzugsweiſe betonen müſſen; und bei Fauſt wird neben dem Charakter der gemeinen Zudringlichkeit höchſtens noch der Ausdruck des „Abgewieſenen" zur Erſcheinung kommen können, der immer etwas Geckenhaft-albernes an ſich trägt. Wie anders und — wie viel edler, inhaltvoller dagegen auf dem Bilde Kaulbach's! Hier ſehen wir in der ſtolz vorſchreitenden hochaufgerichteten Geſtalt mit der edlen und doch ſo düſtern, von dunklem Gelocke umwallten Stirn voll wilder Gedanken, mit dem beredten Munde, den geiſtflammenden Augen, wirklich den Fauſt des Gedichts, den Fauſt Gretchens vor uns, von dem ſpäter die begeiſterte Liebende ſingt:

„Sein hoher Gang,
Seine edle Geſtalt;
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt!"

ſehen wir den Mann, den „zu faſſen und zu halten" ſie ihr Leben in ſeinen Armen vergehen laſſen möchte. Und in dieſem Gretchen, wie Kaulbach es darſtellen durfte und dargeſtellt hat, in ihm ſehen wir nicht minder das Gretchen Fauſt's, das ganze Gretchen, wie es war in der Stille und Fülle ſeiner wie ein Veilchen in dunkler Verborgenheit erblühten geiſtigen und leib-

lichen Schönheit, ehe das Schicksal in Faust's Gestalt seiner unbewußten, „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen“ tugendenden Unschuld nahte, — das Gretchen wie es der Dichter in jener unvergleichlichen Gartenscene geschildert hat, oder vielmehr; sich selbst in der Erzählung ihres Lebens, ihres Thuns und Treibens schildern läßt. —

Verfolgen wir jetzt weiter die innere Entwicklung Gretchens in der Dichtung. Als sie von ihrem Abendausgange zurückkehrt in ihr so eben von Faust und Mephistopheles verlassenes Kämmerchen, hat sich das anfängliche Gefühl der Neugierde schon in ein anderes, in das Gefühl einer dumpfen bedrückenden Unruhe verwandelt, das der Dichter so wundervoll durch die physische Empfindung ausdrückt, von der getrieben sie das Fenster öffnet:

„Es ist so schwül und dumpfig hie, —
Und ist doch eben so warm nicht drauß'.
Es wird mir so, — ich weiß nicht wie —
Ich wollt' die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib.“

Dieses körperliche Insichzusammenschaudern, was ist es anders, als das sichere Zeichen, daß der in das süße Gift getauchte Liebespfeil ihr Herz gestreift hat! In dieser Stimmung, in dieser unbewußten Scheu vor einer dunkel geahnten Gefahr, in dieser angstvollen Beklommenheit, die ihr Sichbangen nach der Mutter so wundervoll bezeichnet, findet sie das verführende Schmuckkästchen. Sie kann nicht widerstehen, es zu öffnen, sich mit dem Geschmeide zu putzen, und die von Mephistopheles gestreute Saat geht sofort wuchernd auf. Zum ersten Male regt sich in ihrem unschuldigen Gemüthe ein Zug von Eitelkeit des Weibes, bricht aus ihrem bisher so zufriedenen Herzen ein Gefühl des Neides der Armen gegen die Reichen hervor. So ist

sie denn auch unzufrieden, als die Mutter den geheimnißvoll in's Haus gebrachten Schmuck an die Kirche verschenkt, die „ungerechtes Gut vertragen kann". Sie ist unruhvoll, weiß weder, was sie will, noch soll —

„Denkt an's Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der ihr's gebracht;" —

Sie ist nicht unempfänglich dafür, daß Mephistopheles, als er sie bei der Nachbarin Martha geputzt mit dem neuen Geschmeide antrifft, sie für „ein vornehmes Fräulein" hält. Sie weist zwar seine weiteren Schmeicheleien, daß sie werth sei, gleich in die Ehe zu treten, und daß, wenn's nicht ein Mann, doch derweil ein Galan sein könne, zurück; aber ihre Zurückweisung hat nichts mehr von jener früheren „schnippischen" Herbheit, und sie ist durchaus nicht unzufrieden über den Antrag, bei dem Wiedererscheinen Mephisto's, der seinen Freund, einen jungen „feinen Gesellen" zur Frau Martha führen will, gegenwärtig zu sein, denn sie ahnt, daß es der Geliebte sei.

Und er ist es! Die Scene „im Garten" der Nachbarin — wer möchte es unternehmen, diese höchste Blüte der Liebespoesie nachzustammeln, diese Scene zu schildern, in welcher das ganze Wesen der holdseligsten weiblichen Gestalt, welche die Poesie kennt, sich unter den Augen des Geliebten entfaltet, und wo die in sich verschlossene Knospe unter dem Sonnenstrahle der Liebe zur vollen wunderduftigen Rose sich erschließt!

Wie bezaubernd ist die kindliche Gesprächigkeit, mit der sie hier ihr ganzes Kleinleben vor dem fremden und ihr doch so nahen, geliebten Manne ausbreitet, in einer Sprache, deren Einfachheit und Eigenthümlichkeit selbst von Goethe nie wieder erreicht ist! Wie wundervoll der Uebergang von der Bescheidenheit, mit welcher sie anfangs die Huldigungen des Geliebten, als ihrer Niedrigkeit und Einfalt nicht gebührend, ablehnen möchte,

und vom dem ersten leisen seufzenden Eingeständnisse ihrer Neigung in den Worten:

„Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur, —
Ich werde Zeit genug an Euch zu denken haben."

bis zu dem letzten Aufjauchzen selig hingegebener Liebe, bis zu dem:

„Bester Mann! von Herzen lieb' ich Dich!"

mit dem ihre jungfräulichen Lippen ihm den ersten Kuß zurückgeben!

Wie in die Tiefe eines klaren See's sehen wir in ihr reines Gemüth. Wir sehen sie studieren an dem ABC der Liebe; sehen, wie ihre Seele sich um die Seele des Geliebten zu ranken beginnt, wie die Furcht in ihr aufsteigt, daß er scheiden und sie vergessen werde. Wir sehen, wie sie ihn zum Vertrauten der ganzen Vergangenheit ihres kleinen Lebens macht, wie sie ihm gesteht, daß selbst seine „Frechheit" bei dem ersten Begegnen sie nicht so beleidigt habe, wie sie eigentlich gesollt —

„Gesteh ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu Euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte."

Wir sehen sie endlich „halb Kinderspiele, halb den Gott der Liebe im Herzen" das Blumenorakel befragen, an dessen Schlusse die bis zum Aufspringen geschwellte Knospe der Liebe in seligem Glücksschmerze in sich zusammenschaudert, und auf Faust's: „Verstehst Du, was das heißt: Er liebt Dich!" keine andere Antwort hat, als das schauernde:

„Mich überläuft's!"

mit dem sie, wie um vor sich selbst zu entfliehen, sich den haltenden Händen des Geliebten entziehend, davon eilt.

Dies ſchaudernde „mich überläuft's!“ iſt der Schlußpunkt des erſten Akts in Gretchens Daſein. Von hier an beginnt die tragiſche Kataſtrophe ihres Lebens. Fauſt ſelber fühlt dies, wie eine vielſagende Bemerkung des Dichters andeutet; ſie lautet: „Fauſt ſteht einen Augenblick in Gedanken — dann folgt er ihr“.

Er folgt ihr zu ſeinem und zu ihrem Verderben. Aber dies Verderben ſelbſt, aus höchſter Liebe hervorgegangen, iſt nur ein zeitliches, und die Liebe bleibt durch alle Gräuel und Verbrechen, durch alles Elend und allen Jammer dennoch Siegerin und übt als ſolche, begnadet vor dem höchſten Richterſtuhle des Gottes der ſelbſt die Liebe iſt, ihre ſchuldaustilgende beſeligende, ewige Kraft über alle Zeitſchranken hinaus.

II.

Schuld und Sühne.

Wir haben zu Anfange unſrer Charakteriſtik Gretchen ein Kind des Volks genannt. Damit iſt ſchon von vornherein jeder Gedanke an eine falſche Idealiſirung dieſer Geſtalt von Seiten des Dichters ausgeſchloſſen; und in der That hat Goethe dafür geſorgt, daß dem Lichte auch hier der Schatten nicht fehle, der überall da nothwendig und unentbehrlich iſt, wo eine dichteriſche Geſtalt wirkliche Naturwahrheit haben und nicht ein Schattenbild falſcher körperloſer Idealität ſein ſoll. — Nach dieſer Seite hin haben wir jetzt Gretchen zu betrachten, um ihr Geſchick zu verſtehen und in ſeiner inneren Nothwendigkeit zu begreifen.

Eine Schattenſeite Gretchens iſt ihr Zuſammenhang mit Martha. Wie Fauſt in Mephiſtopheles, ſo hat Gretchen in

Martha den Gegenſatz der lichten Seite ihres Weſens neben ſich; und zwar dient dieſer Gegenſatz, weil als Perſon geſtaltet, alſo in aller Schärfe der Einſeitigkeit gezeichnet, zunächſt in ſeiner dunklen Häßlichkeit ihrer Schönheit künſtleriſch als Folie. Gretchens Unſchuld und Reinheit, ihre ſelbſtloſe Hingebung in der Liebe, leuchten noch heller, gegenüber dieſer perſonifizirten ſelbſtſüchtigen Gemeinheit einer durchaus gewöhnlichen Weibesnatur, bei der die Liebe nichts weiter iſt als ein geſteigerter ſchlechter Egoismus. Der Gegenſatz dieſer alternden, männerſüchtigen Halbwittwe, die bei dem Gedanken an den möglichen Tod ihres Ehegemahls, den ſie doch „recht herzlich zu lieben“ ſich einbildet, vor allem an den für eine zweite Ehe nöthigen „Todtenſchein“ denkt, und die bei der Erzählung ſeines angeblichen elenden Todes in der Fremde immer von den Thränen der mitleidigen Liebe über „das treue Herz“, über „den guten Mann“, dem ſie „längſt vergeben“, urplötzlich in den Ausbruch ſchimpfenden Zornes über „den Schelm“, „den Dieb an ſeinen Kindern“ übergeht, dieſer Gegenſatz des niedrigen gemeinen Leichtſinns einer Martha, die, um nur wieder einen Mann zu bekommen, ſelbſt einen Mephiſtopheles „beim Worte nehmen“ möchte, bildet für den Dichter den dunklen Hintergrund, auf dem ſich die Reinheit und Unſchuld, die Selbſtloſigkeit und Treue und das tiefe Gefühl Gretchens in geſteigertem Glanze abheben.

Aber dies iſt nur die eine Seite ihres Zuſammenhanges mit Martha. Ihr Verhältniß zu dieſer „Frau Nachbarin“ hat auch noch eine andere Seite. Martha iſt kein eigentlich böſes Geſchöpf; ſie iſt, wie die große Maſſe, weder gut noch böſe, die treue Repräſentantin eines großen Theils ihres Geſchlechts in ſeiner inhaltleeren Gewöhnlichkeit und einer gewiſſen kindiſchen oberflächlichen Gutmüthigkeit. Dieſe letztere Eigenſchaft vornehmlich iſt es, die Gretchen zu ihr hinzieht. Nachbarin Martha iſt eine ſogenannte „gute Frau“, die nicht Alles genau nimmt,

die der Jugend gern möglichst viel nachsieht, weil sie selbst von der Jugend wenigstens alle ihre Fehler und Schwächen, ihren Leichtsinn und ihre Selbstsucht, ihre Neugier, ihre Eitelkeit und ihre Lust an Heimlichthuerei und Heimlichkeiten, in sich trägt und hegt, und deshalb vorzugsweise gern mit der Jugend verkehrt. Gretchen hat zwar eine Mutter; aber diese Mutter ist von alle dem das Gegentheil, und, das ist ein tiefer Zug in des Dichters Charakteristik, Gretchen hat kein volles inniges Verhältniß zu ihrer Mutter. Wir sehen im Gedichte diese Mutter nicht, aber wir kennen sie, als ob wir sie vor uns sähen, durch die kurzen Züge, mit welchen Gretchen sie schildert. Sie ist sehr fromm, ihr Gebetbuch kommt ihr nie von der Seite, und der Pater Beichtiger ist ihr täglicher Gesellschafter und Berather. Sie ist sehr streng und weltabgewendet in der Erziehung ihrer Tochter, sie ist übermäßig eigen und „akkurat" und ebenso übermäßig sparsam und „genau" in der Führung ihres Hauswesens.

Gretchen selbst sagt uns dies Alles, und der Ton, in welchem sie gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft diese Züge in ihre Erzählung in der Gartenscene verwebt, hat bei aller kindlichen Pietät doch etwas leise sich beklagendes. Dieser Ton klingt durch, wenn sie die „Garstigkeit" und „Rauheit" ihrer Hand, als Faust dieselbe küßt, mit den Worten entschuldigt:

Inkommodirt Euch nicht! Wie könnt Ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab ich nicht schon alles schaffen*) müssen!
Die Mutter ist gar zu genau!

Dieser leise Stoßseufzer über die gar zu große „Genauigkeit", das heißt über die allzusparsame Strenge und Kargheit der Mutter kehrt wieder und wird weiter ausgeführt in den Worten:

*) „schaffen" süddeutsch für „arbeiten" und zwar schwer arbeiten.

Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
Und nähen, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So akkurat!

Und doch hätte die Mutter das, meint sie, gar nicht so nöthig, viel weniger nöthig als manche andere. Gretchen weiß, daß sie nicht unbemittelt ist:

Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit mehr als andere regen.
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.

Wenn dann Gretchen auch die Aufzählung ihrer schweren häuslichen Arbeitsnöthen mit dem Bekenntniß schließt: daß „dafür das Essen und die Ruh desto besser schmecken", so verhehlt sie doch nicht, daß dies ewige Einerlei, dies „immerfort wie heute so morgen, früh am Waschtroge stehn, dann auf den Markt und dann am Heerde sorgen" ohne alle und jede Vergnüglichkeit, — denn ihr Schwesterchen ist todt, dessen Pflege trotz aller „lieben Noth und Plage" ihr einziges Vergnügen war, — durchaus nicht ganz ein Leben nach ihrem Sinne ist.

In diesen Herzensergießungen haben wir die Schülerin von Frau Martha vor uns. Gretchen hat nicht ungestraft mit der Frau Nachbarin verkehrt. Die klatschhafte eigensüchtige Gemeinheit von Martha's Sinnesart ist es gewesen, die in Gretchen diese Betrachtungen über die Mutter und über Gretchens Loos durch ihr Bemitleiden wachgerufen hat. Zu Martha trägt sie denn auch ihren neuen zweiten Schmuckschatz, und Martha weiß auch gleich guten Rath. Vor allen Dingen empfiehlt sie: nur der Mutter nichts zu sagen, die es sonst gleich wieder „zur Beichte tragen" würde, und dann folgt die Anweisung, wie man später der Mutter „etwas vormachen könne":

„Die Mutter ſieht's wohl nicht; man macht ihr auch was vor!"

Gretchen aber, ganz in dem Anſchaun der Herrlichkeiten des Schmucks verloren, mit dem Martha unter ſolchen Lehren ſie vor dem Spiegel aufputzt, hat bei Mephiſto's Anklopfen nur den einen erſchreckenden Gedanken:

„Ach Gott! mag das meine Mutter ſein?"

So iſt alſo das reine Gold ihres Weſens bereits mit einer, wenn auch ſchwachen Zuthat unedlen Metalls, mit Unzufriedenheit, Eitelkeit, Putzluſt und Verlangen nach Lebensgenuß verſetzt, als Fauſt ihr im Garten der Frau Martha naht, die wie alle Weiber ihrer Art an ein Bischen Gelegenheitsmacherei und Eheſtifterei ihre Hauptlebensfreude hat. In Martha's Schule hat Gretchen ferner auch gelernt, über Andrer Fehltritte mit der Frau Nachbarin den Stab zu brechen. Denn für Weiber dieſer Art iſt das zweitgrößte Vergnügen nach der eigenen Gelegenheitsmacherei das behagliche Klatſchen und Läſtern über die unglücklich auslaufenden Liebeshändel Anderer, bei denen ſie nicht die Hand im Spiele gehabt haben. Solcher Klatſch hält ſie ſchadlos für die vielleicht nur widerwillig und ſchwer bewahrte eigene Sittlichkeit, und Gretchen ſagt ſpäter in ihrem Unglücke von ſich ſelbſt, mit rührend ſchmerzlicher Selbſtanklage:

Wie konnt ich ſonſt ſo tapfer ſchmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht ſchwarz genug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß! — —

Gewiß, dieſe Selbſtanklage iſt übertrieben in der Farbe, wie immer, wenn ein edles Gemüth den Stachel der Reue ſich ins

Herz drückt, aber unwahr ist sie nicht. Hier ist ein Stück Martha in Gretchen, wie in Faust ein Stück Mephistopheles.

Durch die Gartenscene hat Faust die volle Gewißheit empfangen, daß Gretchen seine Liebe theilt. Diese Gewißheit, so hoch sie ihn beseligt, so furchtbar regt sie zugleich den Kampf in seinem Innern auf. Er zaudert und schaudert vor der nächsten Zukunft, vor der weitern Entwicklung dieser Leidenschaft; denn er fühlt, daß dieselbe Gretchen verderben muß. Er ist aus Gretchens Nähe, aus der Stadt entflohen. Er hat sich in wilde Natureinsamkeit zurückgezogen, um der Versuchung zu entfliehen, und wir belauschen dort sein Selbstgespräch. Mephistopheles folgt ihm dahin, und indem er ihm Gretchens Kummer über seine Entfernung, ihre Liebessehnsucht nach ihm vormalt, sucht er das Feuer der Sinnlichkeit in ihm aufs neue anzufachen. Im Grunde ist es wieder Faust selbst, dessen Nachtseite, die Seite der Leidenschaft und Sinnlichkeit hier in Mephistopheles nur als zweite Person vor uns erscheint.

Daß Gretchen ihn entflohen wähnt, und wie sie ruhelos doch immer vergebens „nach ihm nur aus dem Fenster schaut", „nach ihm nur aus dem Hause geht", sagt uns ihr Selbstgespräch am Spinnrade, das rührende „Meine Ruh ist hin" ꝛc. Faust kämpft mit sich selbst — und er unterliegt. Er kann die Vorstellung nicht ertragen, daß das geliebte Geschöpf sich von ihm vergessen glaubt, und doch fühlt er im Voraus, daß selbst „die Himmelsfreude in ihren Armen" ihn ihre Noth, ihr unwiderrufliches Elend nicht vergessen lassen wird. Dies Gefühl, daß sein Herantreten an sie auch jetzt schon ihr Glück, ihren Frieden auf ewig untergraben hat, dies Gefühl, das er ausspricht in der leidenschaftlichen Selbstanklage:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh u. s. f.

dies Gefühl steigert seinen Zustand bis zu jener unerträglichen Angst, in welcher er, um nur ein Ende zu machen, sich zur Rückkehr entschließt:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen,
Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Das Auseinanderliegen der beiden Welten, in denen sich Faufts und Gretchens Lebens- und Geistesbahnen bewegen, diese unausfüllbar trennende Kluft wird an dieser Stelle von Faust mit voller Klarheit erschütternd ausgemalt: er der „rastlos von Fels zu Felsen begierig wüthend nach dem Abgrunde zu brausende Wasserſturz", — und sie —

mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Häuschen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt. —

in dieser kleinen Welt, in deren dumpfer Enge sein Geist nimmer Raum finden, die seine Liebe selbst nur zerstören kann. Und doch ist diese Liebe so wahr, ist das Gefühl, das er empfindet und für das ihm die höchsten Worte nicht genügen, ist „die Gluth der Liebesleidenschaft, von der er brennt", ist diese Wonne des ganz sich Hingebens ein Gefühl, das „unendlich, ewig, ewig" sein muß, denn „sein Ende würde Verzweiflung sein". Diese innerste Gewißheit der Unendlichkeit und Ewigkeit seines Empfindens, dieses Bewußtsein der göttlichen Wahrheit seiner Liebe ist der Bürge für die ewige Errettung bei zeitlichem Verderben, es ist der Stern der Erlösung zur Seligkeit, der durch diese tiefste Nacht des Untergangs leuchtet. Mephistopheles, der diese Empfindung, diese Liebe nicht begreift, hat auch hier und zwar in demselben Augenblicke sein Spiel verloren, in welchem er es

gewonnen meint. Denn Fauſt könnte nur ſein werden, wenn er in der Sinnlichkeit völlig unterginge, in ihr wirklich Befriedigung finden könnte.

Fauſt kehrt zu Gretchen zurück. Sie iſt beſeligt ihn wieder zu haben; ſeine Rückkehr iſt ihr Bürge, daß er es ehrlich meint. Sie betrachtet ihn jetzt als ihren verlobten Liebſten, und hat nur noch Bedenken wegen der Religion, weil ſie ahnt, daß es mit ſeinem Chriſtenthum nicht ſteht, wie es ſein ſoll und muß. Es iſt mit ihr und in ihrem Verhältniſſe zu Fauſt eine große Veränderung vorgegangen. Sie iſt nicht mehr blos das demüthig den Geliebten anſtaunende Kind; ſie erlaubt ſich jetzt ſchon ihm Vorſtellungen zu machen, daß er „die heiligen Sakramente", und auch die Ehe iſt ja ein Sakrament, nicht ehrt. Wie ſie ſich ganz ſein eigen empfindet, ſoll er auch ihr eigen ſein vor Gott und Welt. Sie tadelt ihn auch wegen ſeines Verkehrs mit Mephiſtopheles, mit dem Unreinen, dem Kalten, Liebeleeren, dem es an der Stirn geſchrieben ſteht, „daß er mag keine Seele lieben", und ſie verlangt, daß auch hier der Geliebte ihr Empfinden theile:

„Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſein!"

Aber ihre Liebe und ihr Glaube an die Liebe des Geliebten ſind doch ſtärker als alle dieſe Bedenken und Befürchtungen. Ein Blick in ſeine Augen genügt, ſie in Allem zu ſeinem Willen zu treiben, und ſo verſagt ſie ihm denn auch nicht das erbetene Stündchen ruhigen Alleinſeins mit ihr, und hat kein Bedenken, das ihr von Fauſt dazu gebotene Mittel des Schlaftrunks für die Mutter anzuwenden.

Am nächſten Morgen ſcheidet ſie — als Weib von ihrem Manne. Aber die Erfüllung des höchſten Liebesglücks iſt der Beginn des höchſten Elends und Verderbens. An einem andern ſolchen Morgen erwacht die Mutter nicht mehr aus dem gewalt-

samen Schlafe. Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, hat Gretchen zur unfreiwilligen Mörderin ihrer Mutter gemacht. Sie hat in ihrer angstvollen Aufregung die Dosis der drei Tropfen überschritten, und die Mutter ist so durch ihre Schuld ohne Beichte und Absolution „zur langen langen Pein hinübergeschlafen". Das Verbrechen kommt nicht an den Tag, denn Faust weiß zu beschwichtigen; aber desto tiefer wühlt es im Busen der Unglücklichen, die vergebens ihr Herz zu erleichtern sucht in dem flehenden Jammergebete, das sie in ihrer Noth zur Mutter Gottes, der Schmerzensmutter emporschickt, vor deren geheiligtem Abbilde wir sie auf Kaulbach's Bilde niedergeworfen sehen! Die Stichelreden, die höhnischen Anspielungen der guten Freundinnen nehmen ihren Anfang, und die Scene am Brunnen zeigt uns in dem Geschicke „Bärbelchens" das Geschick Gretchens und den Verlauf und die Beurtheilung ihres eigenen Verhältnisses zu Faust. Ihr entschuldigendes:

„Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau!"

welches Lieschen so schnöde beseitigt, zeigt uns deutlich, worauf in ihrem Elende ihr eigener einziger Hoffnungstrost noch beruht. Aber der schwache Faden dieses Trostes reißt. Ihr Bruder, der brave Soldat, den der Tod der Mutter auf einige Zeit aus der Fremde in die Heimath zurückgeführt hat, fällt in dem Versuche, die verletzte Ehre der Schwester durch Rache an dem Verführer herzustellen, durch die von Mephistopheles geführte Hand ihres Geliebten, der nun vor dem Bluträcher entfliehen muß. Einmal von Gretchen entfernt und von den drückenden Fesseln der eignen widerstreitenden Gefühle erlöst, wird er jetzt für einige Zeit wieder die Beute Mephisto's, der ihn aufs Neue in den, vom Dichter durch die Walpurgisnacht symbolisch angedeuteten Strudel der Welt und des wüsten zerstreuenden Sinnentaumels zu stürzen weiß, was ihm um so leichter wird, je mehr es Faust selbst zu-

nächst darauf ankommt, seine innere Angst um Gretchen und seine Gewissensbisse zu übertäuben. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns das Bild zu vergegenwärtigen, in welchem Kaulbach es versucht hat, uns Gretchen vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter darzustellen. Auch hier hat der geniale Künstler mit schöpferischer Freiheit zwei Scenen des Gedichts zu einer zusammengezogen, indem er sich erlaubt hat, die Brunnenscene als erklärenden Hintergrund der Hauptdarstellung zu benutzen. Gretchen ist vom Brunnen und dem traurigen Gespräche mit Lieschen nach Hause zurückgekehrt. Die erbarmungslosen Worte der guten Freundin haben ihr wie Messer ins Herz geschnitten. Es ist noch früh am Morgen; sie hat die Wassereimer niedergesetzt und Gebetbuch und Rosenkranz eilig zur Hand genommen, um ihre Herzensangst in die Frühmesse der Kirche zu tragen. Aber schon in der offenen Seitenkapelle vor der Kirche ist sie niedergestürzt vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter, die, den todten Leib ihres göttlichen Sohnes auf dem Schooße, „zum Vater aufblickt und Seufzer hinaufschickt um ihre und seine Noth". Sie allein, die Schmerzenreiche, kann wissen und fühlen, was der Aermsten im Herzen wühlt, was „ihr armes Herz hier banget, was es zittert, was verlanget!" Der Morgen ist so sonnenhell, so freundlich; die Tauben in den Lüften und auf dem Straßenpflaster schwirren und girren so heiter, der Morgenwind spielt so lustig in den Fliederbüschen der Markthäuser, die alten Nachbarinnen plaudern so traulich aus den offenen Fenstern heraus, und die goldenen Sonnenstrahlen umleuchten so hellen Glanzes das ritterliche Standbild, das den steinernen Marktbrunnen ziert! Aber ach! an diesem selben Brunnen hält jetzt die Zunft der Weiber und Mädchen das erbarmungslose Zungengericht über die Unselige, die hier im dunklen Schatten der Kirchenhalle, das Schwert der Angst und Todespein im Herzen, händeringend niedergeworfen liegt auf

den von Disteln und blühendem Unkraut umwucherten Steinstufen des Muttergottesbildes! Sie wollte nur niederknien, um zu beten; aber die Verzweiflung des Herzens war stärker als die Furcht vor den Blicken der Menschen. Verzweiflung hat sie niederstürzen lassen auf ihr Angesicht: dies ist das Motiv, welches die Brunnenscene belebt, in welcher Kaulbach alle Nuancen der klatschenden Verdammungslust: die freche Schadenfreude und die lästerne Neugier der Jungen, wie das pharisäische verhimmelnde Erschrecken und das mundaufsperrende Erstaunen der Alten, so meisterhaft ausgedrückt hat. Alle diese Weiber und Mädchen tragen es auf den Stirnen geschrieben, wie sehr sie das Wort des Reinsten der Reinen zu beherzigen nöthig hätten: „wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!" Vor allen die das Wort führende Dirne, mit dem frech entblößten üppigen Busen, deren ganze Haltung ihre sinnliche Gemeinheit verräth. Aber sie haben alle nur ein Gefühl: das der niedrigen Schadenfreude darüber, daß all das Curtesiren und Schönthun mit dem vornehmen Liebsten die gepriesenste Schönheit und Ehrbarkeit des Städtchens doch endlich zu dem verdienten Ziele geführt habe! Und Gretchen — ach, sie sieht und fühlt nichts von dem Allem, nichts als ihren unaussprechbaren Jammer, ihr rettungsloses Elend! Unser Herz wendet sich um in unserer Brust, wenn wir sie in ihrem halbaufgelösten Haar, in ihrer kaum die Brüste bedeckenden vernachlässigten Morgengewandung, zusammengebrochen unter der Last ihres Elends daliegen sehen, und sie dann vergleichen mit jenem Gretchen, das auf dem früheren Bilde, frisch wie eine schwellende Rosenknospe, in aller Lieblichkeit und Holdseligkeit ihrer jungfräulichen Schönheit, leichtherzigen Ganges zu derselben Kirche wandelte, die sie jetzt nur noch einmal betreten soll, um den letzten vernichtenden Richterspruch zu vernehmen! —

In dieser Kirchenscene des Gedichts hat der Dichter alle Schrecken der Gewissenspein zum höchsten Grade der sinnver-

wirrenden seelischen Folterqual gesteigert. Die Erscheinung des „bösen Geistes“ ist hier wieder nur künstliches Mittel zur Verstärkung des Eindrucks. Der „böse Geist“ ist Gretchens eignes Gewissen, ist jene Gemüthseigenschaft Gretchens, zufolge der sie die Gabe besitzt, das dem Orte und der Zeit nach Ferne in lebendigster Phantasie als bestimmte Gegenwart aufzufassen. Diese ihre Begabung ist, nach Julius Mosen's tiefsinniger Bemerkung, gleichsam das persönliche Dichtergemüth Goethe's selbst, das in keiner seiner Figuren so unmittelbar wie in dieser zur Erscheinung gekommen ist. Diese Fähigkeit ihrer Phantasie, die in der Gartenscene bei der Erzählung von dem „Schwesterchen“ für Faust wie für uns so entzückend sich bekundet, wird jetzt ihre furchtbarste Qual. In der volkgefüllten, von Orgelklang und Chorgesang durchdröhnten Kirche, neben Martha kniend, fühlt, empfindet, sieht sie nichts als — das Einst, und in diesem Einst ihr eigenes Bild und seine Unschuld, ihr verlorenes, für ewig verlornes Glück:

„Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriffenen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele
Halb Gott im Herzen!“ —

„Herüber und hinüber gehn ihr die Gedanken“, die sie „nicht los werden“ kann; herüber von diesem glücklichen Einst zu dem Jetzt und seinen Flammenqualen, bis sie unter denselben ohnmächtig zusammenbricht. —

Und welches Erwachen! Von den Menschen unerbarmt, durchschaudert von dem Gedanken an die todte Mutter und an den todten Bruder, die „Verklärten, die ihr Antlitz von ihr abwenden, die Reinen, die es scheuen ihr die Hände zu reichen“; verlassen,

aufgegeben, verrathen ſelbſt von dem Geliebten, dem ſie doch ihr ganzes Selbſt in reinſter ſelbſtloſeſter Liebe hingegeben, iſt ihres Bleibens nicht mehr in der Heimath, an der Stätte ihres einſtigen Glückes. Kein einziges Wort der Anklage gegen den Geliebten kommt über ihre Lippen. Nur von ihrer Sünde ſpricht ſie, und doch, doch war

— „alles was mich dazu trieb,
Gott, war ſo gut, ach, war ſo lieb!"

Sie entflieht. Sie flieht hinaus in die fremde Welt, irrt lange erbärmlich umher auf der Erde in Elend und Verzweiflung. Sie hat ein Kind geboren und das Geborne im Wahnſinn der Verzweiflung ertränkt, oder, was wahrſcheinlicher iſt, es von Marth. ertränken laſſen, ſie wird gefangen, prozeſſirt, und zum Tode verurtheilt!

Es gibt ein Höchſtes des Jammers, deſſen Ausdruck ſich nicht mehr faſſen läßt in die gebundne Rede. Ein ſolches Höchſte des Jammers iſt es, von dem Fauſt ergriffen wird, als ihn die Nachricht von Gretchens Schickſale fürchterlich aus ſeinem Vergeſſen und Betäubung ſuchenden Taumelleben aufſchreckt. Darum läßt hier der Dichter mit richtigem Gefühle die Proſa eintreten in Fauſts Ausrufe:

„Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Miſſethäterin im Kerker zu entſetzlichen Qualen eingeſperrt, das holde unſelige Geſchöpf!" — Das Gefühl dieſer Verzweiflung über den „von keiner Menſchenſeele zu faſſenden Jammer" iſt der Gegenſchlag des beleidigten göttlichen Geiſtes, iſt die Strafe, die Fauſt für die Sünde, die er gegen dieſen göttlichen Geiſt der Liebe begangen hat, hier an ſich erfährt, als ihm ſein teufliſcher Doppelgänger höhnend die Frage entgegenruft, auf die er keine Antwort als den wilden Blick der Verzweiflung hat: „Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich? oder Du?" —

So ſind wir denn mit der Kerkerſcene zu der Schlußkatastrophe und mit ihr zu dem Höhepunkte der Entwicklung von Gretchens Charakter gelangt, wo ſich dies an geiſtiger Begabung anſcheinend ſo tief unter Fauſt ſtehende Weſen hoch über ihn zu erhabener Größe emporhebt. Zunächſt ſei bemerkt, daß wir es in dieſem Schlußakte des Gedichts keineswegs mit einer Wahnſinnigen zu thun haben *). Der Dichter des Fauſt hat nicht daran gedacht, ſein Gretchen im Wahnſinne enden zu laſſen. Zwar iſt all ihr Empfinden, ihre ganze Phantaſie durch ihre Lage bis zur höchſten Ueberſpannung geſteigert; aber was ſie empfindet, was ſie ſieht, iſt furchtbare Wahrheit, ihr ganzes Denken von einer grauenvollen Folgerichtigkeit, die nur um ſo entſetzlicher iſt, weil ſie ſich nicht in der Form des verſtändigen Reflektirens, ſondern immer nur in Viſionen der Thatſächlichkeit kundgibt, welche den richtigen Gedanken in ein Phantaſiebild eingekleidet enthalten.

Es iſt die Nacht vor dem zur Hinrichtung Gretchens beſtimmten Tage. Als Fauſt, der keinen andern Gedanken hat, als den, die Geliebte aus dem leiblichen Elend zu befreien und ſie vor dem körperlichen Tode zu erretten, ihr zuerſt naht, wähnt ſie, er ſei der Henker, der ſie zum Tode führen wolle, und es windet ſich die Kreatur in ihr vor dem Grauen der Todesangſt. Sie iſt noch ſo jung, ſie möchte wenigſtens noch leben bis „Morgen früh", wie es im Urtheil hieß, und jetzt iſt es doch noch tiefe Nacht. Sie entſchuldigt ſogar ihr Vergehn:

„Schön war ich auch, und das war mein Verderben!"

wie jede Unglückliche in ihrem Falle. Als Fauſt ſich vor ihr auf die Kniee wirft, ſieht ſie in ihm nur einen Menſchen, mit dem ſie beten könne, beten gegen die Höllenqual ihres Gewiſſens, die

*) Dies iſt zuerſt nachgewieſen in der Schrift: „Ueber Göthe's Fauſt". Zwei dramaturgiſche Abhandlungen von Julius Moſen und Adolf Stahr. Oldenburg 1845. S. 71. ff. vgl. S. 51.

ſich ihr äußerlich ſinnlich darſtellt in dem „Getöſe“ der Hölle unter den Stufen ihres Kerkers. Da ruft Fauſt ſie bei ihrem Namen. Dieſer Ruf, dieſer Ton, dieſer „ſüße, liebende Ton“, den ſie „mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle“ erkennt, ruft in dem nächſten Augenblick alle jubelnde Seligkeit in ihr wach. Die greuelvolle Gegenwart verſchwindet, denn dieſer Ruf zaubert vor ihre Phantaſie urplötzlich die lebendigſte Vorſtellung ihrer glücklichen, von ihr momentan als gegenwärtige Wirklichkeit empfundenen Vergangenheit. Er iſt da! er iſt gekommen, ſie zu erretten! ſie iſt gerettet! Aber der zur eiligen Flucht drängende Fauſt reißt ſie eben ſo plötzlich aus dieſem kurzen Seligkeitstraume. Das iſt nicht mehr der glückliche, der nur von Liebe erfüllte Fauſt, „vor deſſen Worten, deſſen Blicken ein ganzer Himmel ſie überdrang“, und der „ſie küßte, als wollte er ſie erſticken!“ Seine Lippen ſind kalt, es wird ihr bang in ſeinen Armen; das Phantaſiebild der zur Gegenwart gewordenen Vergangenheit verſchwindet vor ihrem Auge, die Wirklichkeit tritt wieder in ihr Recht. Wenn Er auch wirklich Fauſt iſt, ſo iſt ſie ja nicht ſein Gretchen mehr, nicht mehr das Gretchen, das er verließ. Und nun folgt das furchtbare Bekenntniß, mit dem ſie ſich vor ihm des Mordes der Mutter, der Ertränkung ihres Kindes anklagt, des Kindes, das ja auch *ſein* Kind war! Auch ſein Verbrechen taucht damit in ihrer Seele auf: das Blut des Bruders, das an ſeiner Hand klebt. Als Fauſt in Verzweiflung ihr zuruft:

Laß das Vergangne vergangen ſein,
Du bringſt mich um!

wird es ihr deutlich, daß ja auch ſein Leben dem Blutgerichte verfallen iſt. Und Er — „muß doch übrig bleiben“; denn wer ſoll ſonſt ihren letzten Willen ausführen, ſie im Grabe neben der Mutter und ihr Kind an ihrer rechten Bruſt zu betten! — Sie aber muß im Kerker bleiben! ſie darf nicht hinaus, nicht

anders als zum Tode, durch den ſie ihr Verbrechen ſühnen will und muß. „Weiter keinen Schritt!“ Und doch — wie gerne ginge ſie mit dem Geliebten! Aber für ſie iſt auf Erden keine Hoffnung mehr, als nur im „ewigen Ruhebette!“

„Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen!“

Sie hat es verſucht, ſie hat es erfahren, was es heißt, ein ſündebeladenes Leben durch Flucht erretten und jammervoll weiter ſchleppen:

„Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf!
Es iſt ſo elend, betteln müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen!
Und ſie werden mich doch ergreifen!“

Als Fauſt ſie daran mahnt, daß er ja bei ihr bleibe, erwiedert ſie ihm in ihrer Weiſe mit der Frage: Kannſt Du auch das Geſchehene ungeſchehen machen, kannſt Du mein Kind mir wiedergeben? meine Mutter aus ihrem Todesſchlafe wieder erwecken? eine Frage, welche ſich in ihrer Phantaſie zu den fürchterlichen Viſionen von dem ertrinkenden Kinde und der vom Todesſchlafe umfangenen Mutter geſtaltet.

Und als nun endlich der verzweifelnde Fauſt ſie gewaltſam fortzutragen verſucht, als ſein Genoſſe an der Thüre erſcheint, als der „Böſe“ den „heiligen Ort“, den durch ihre Buße und Entſagung geheiligten Raum des Kerkers betritt, — da graut es ihr ſelbſt vor dem Geliebten in ſolcher Geſellſchaft, und in die Kniee niederſtürzend befiehlt ſie ihre Seele dem himmliſchen Vater, überantwortet ſie ihr irdiſches Theil dem „Gerichte Gottes“, deſſen irdiſche Stimme in dem Geläute des Sterbeglöckleins von außen her erklingt.

Sie „iſt gerichtet“, aber zugleich „gerettet“. Denn ſie iſt durch ihre Reue und heldenmüthige Entſagung gereinigt und

gesühnt von aller irdischen Schuld, versöhnt mit dem Urquell aller Reinheit, und darf verklärt seinem Throne nahen und sich den Engelschaaren zugesellen, die seine ewig lichte Klarheit umgeben. Als Theilhaberin solcher Reine und Seligkeit finden wir sie denn auch am Schlusse des zweiten Theils des Gedichts, wo sie den Geliebten empfängt mit dem zum Ausdrucke der Seligkeit verklärten Flehen zur Mutter Gottes, die hier selbst nicht mehr die „Schmerzensreiche", sondern nur noch die „Strahlenreiche" ist, mit dem Gebete:

„O neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück!"

Streichen wir das Symbolisch-Phantastische hinweg von dieser Lösung des zweiten Theils, so bleibt das Resultat die so einfache und doch so erhebende Wahrheit, die das Liebeslied des alten Bundes ausspricht: daß „die Liebe stärker ist als der Tod und ihr Wille fester als die Hölle, ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch Ströme des Wassers sie nicht mögen auslöschen". — Diese Liebe ist die Liebe Gretchens, und Faust hat Theil genommen an dieser Liebe und diese Liebe an ihm. Darum, trotz aller Sünde und allen Irrens in der Welt der Sünde, trotz allen Verbrechens und Elends, zu dem diese Liebe den Irrenden geführt und getrieben,

„Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen!"

VI.

Helena.

VI.

Helena.

Wenden wir uns nun von der Betrachtung und Charakteristik Gretchens zu jener symbolischen Frauengestalt, in welcher Goethe, wie er in Gretchen das germanische Wesen darstellte, das altgriechische Wesen zu verkörpern gedachte, zu seiner Helena, so leuchtet alsbald ein, daß man dieselbe eigentlich kaum als eine „Frauengestalt" bezeichnen kann. Denn sie ist durchaus nur Symbol oder vielmehr Allegorie, ein personifizirter Begriff, die Personifikation der Antike, der antiken Kunst und Schönheit, und vermag deshalb weit nicht dasjenige Interesse zu gewähren, welches uns die bisher behandelten Frauengestalten des Dichters einzuflößen geeignet sind. —

Wenn wir bedenken, daß Goethe diesen Theil seiner Faustdichtung bereits von Frankfurt nach Weimar mitbrachte, da er die „Helena" schon im Jahre 1780 daselbst bei Hof vorlas, wie Riemer in seinem bekannten Buche berichtet (S. Mittheilungen über Goethe II, S. 581), so sind wir genöthigt daraus den Schluß zu ziehen, daß jene erste Bearbeitung sehr wesentlich verschieden gewesen sein muß von der Gestalt, in welcher uns jetzt diese Dichtung vorliegt. Denn von der Idee einer Versöhnung zwischen Klassizismus und Romantizismus, die Goethe als den Kern der späteren Helena-Dichtung bezeichnet, konnte im Jahre 1780 nicht wohl die Rede sein. Auch sagt uns der Dichter

ſelbſt, in einer bei Riemer angeführten Stelle, die er wenige Jahre vor ſeinem Tode niederſchrieb: daß ſich dies Gedicht „in langen kaum überſehbaren Jahren“ vom erſten Entwurfe im Jahre 1774 bis zum letztlichen Abſchluſſe vielfach verändert habe. Die erſte Bearbeitung ruhte auf der Ueberlieferung, welche Goethe in dem alten Fauſt-Puppenſpiele vorfand, nach welcher Fauſt den Mephiſtopheles gezwungen, ihm die ſchönſte aller Frauen, die griechiſche Helena zu ſchaffen. Es war Goethe's urſprüngliche Abſicht geweſen, dieſen Stoff zu einem in ſich abgeſchloſſenen Drama zu machen, und noch im Jahre 1800, als er die Umarbeitung begann, ſchrieb er an Schiller: das Schöne in der Lage ſeiner Heldin (der Helena) ziehe ihn dergeſtalt an, daß es ihn betrübe, ſie in eine Fratze verwandeln zu ſollen. „Wirklich“, ſetzt er hinzu, „fühle ich nicht geringe Luſt, eine ernſthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin ſchon die Freude des Lebens verzehrt.“

In der That, hier haben wir ein merkwürdiges Selbſtgeſtändniß des Dichters, dem vielleicht an Unbefangenheit der Selbſtbeurtheilung nur noch ein zweites zur Seite geſtellt werden kann, wenn wir ihn beſchäftigt mit dem Abſchluſſe des ganzen zweiten Theils der Fauſtdichtung an Zelter ſchreiben ſehen: „ich möchte dieſen zweiten Theil des Fauſt vom Anfang bis zum Bacchanal (d. h. bis zum Ende der Helena) wohl noch einmal der Reihe nach wegleſen. Vor dergleichen aber pflege ich mich zu hüten. In der Folge mögen es andere thun, die mit friſchen Organen dazu kommen, und ſie werden etwas aufzurathen finden!“ — Und die Spätern — das ſei Gott geklagt — haben „etwas aufzurathen“ gefunden! nur daß das, was ſie erriethen, meiſt des Rathens nicht übermäßig werth war.

Es iſt kaum zu bezweifeln, daß in der erſten Bearbeitung

die Gestalt der Helena wirklich als lebendiger Inbegriff aller verführerischen, schwungvollen, körperlichen Reize südlicher Weiblichkeit dargestellt, und so Faust's Untreue gegen Gretchen bündiger und faßlicher motivirt war, als es in der späteren der Fall ist. Von dieser sagt Friedrich Vischer in seinen kritischen Gängen (II. S. 102—103) mit vollem Rechte: Goethe that sich auf die Allegorie des dritten Akts (d. h. auf seine neue Umdichtung der Helena) etwas Besonderes zu Gute, und allerdings hatte er diese Conception noch in kräftigen Jahren gefaßt; allein es ist und bleibt ein Mißgriff. Die Helena in der Volkssage vom Zauberer Faust zu einer Allegorie der Verbindung des romantischen und klassischen Prinzips zu benutzen, lag sehr nahe; — was aber die Helena in der Volkssage will, hat Goethe schon in Gretchen gegeben. Man sage nun immerhin: Helena trete hier keineswegs als Allegorie auf, sie erscheine wirklich und lebendig aus dem Hades wieder. Aber — nachher bedeutet sie in Allem, was mit ihr geschieht, die klassische Bildung überhaupt, es gehen Dinge mit ihr vor, denen man es alsbald ansieht, daß es sich hier nicht um diese Person, sondern um einen Begriff handle, und sie wird also zur reinen Allegorie verflüchtigt.

Nicht nur um die Richtigkeit dieses Urtheils zu beweisen, welches Vischer zwanzig Jahre später in seinen „Neuen kritischen Gängen (III, 3. S. 144—146)" wiederholt, sondern auch um zu zeigen, daß eine eigentliche Charakteristik der Goethe'schen Helena als „Frauengestalt" nicht wohl möglich ist, wird es das Beste sein, wenn wir den Inhalt des dramatischen Abschnitts, der diesen Namen trägt, kurz unsern Lesern vorführen. Es wird dies um so nothwendiger sein, da wahrscheinlich nicht viele derselben das Stück aus eigener Lektüre gegenwärtig haben dürften.

Der Kreis von Sagen, welcher in den schriftlichen Denkmälern des Alterthums den Namen und die Gestalt der Helena,

der Tochter des Zeus und der an König Tyndareus vermählten Dioskurenschwester Leda umgiebt, ist voll der buntesten und sich einander widersprechendsten Ueberlieferungen. Bei Homer erscheint Helena, von Paris, dem troischen Königssohne, ihrem Gatten dem Atriden Menelaos König von Sparta entführt, als Ursache des großen Kriegszuges, welcher Fürsten und Völker von Hellas gegen Troja vereinte und mit der Zerstörung des Reichs und der Hauptstadt des Priamus endete. Nach dem Falle ihres Entführers Paris wird sie an dessen Bruder Deïphobos vermählt, und zuletzt von ihrem ersten Gemahle Menelaos, nach der Eroberung von Troja, wieder als Gemahlin angenommen, mit dem sie nach vielen Irrfahrten glücklich nach ihrem alten Heimathorte Sparta zurückgelangt, wo wir sie in der Odyssee prangend in unveränderter Schönheit, der Artemis gleich an Gestalt, antreffen. (Hom. Odyssee IV, 123 ff.)

Diese ihre Schönheit bildet in den alten Sagen ihr Verhängniß. Schon als Kind wird sie von dem größten und herrlichsten aller hellenischen Helden, vom Theseus nach Athen entführt, aus dessen Gewalt sie ihre Brüder, die göttlichen Dioskuren befreien. Alle ersten Helden von Hellas freien dann um sie, die Schönste aller Frauen, aber sie wird dem Menelaos, dem Bruder ihres Schwestermannes Agamemnon zugesprochen, nachdem ihr Vater zuvor den freienden Königen und Helden das Gelübde abgenommen hat, sich ohne Kampf und Hader in die Entscheidung zu fügen. Eine spätere Sage läßt sie nach Menelaos Tode aus Sparta vertrieben, ja getödtet, aber wieder belebt und mit dem zum Gotte erhobenen Achill auf der Insel Leuke vermählt werden, aus welcher Vermählung ein Sohn, der geflügelte Euphorion, geboren wurde, den Zeus seiner Schönheit wegen mit dem Blitze erschlägt.

Dieses ganze wundersame Gewirr von Sagen hat nun Goethe in seine Dichtung verwebt, in der er sich auch den Zug

nicht hat entgehen lassen, welcher in der alten Sage darauf hindeutet, daß Menelaos nach der Eroberung von Troja anfangs beabsichtigt habe, die entführte Gattin den erzürnten Göttern als Sühnopfer am Altare darzubringen.

Mit diesem Vorsatze beginnt die Goethe'sche Dichtung, welche den Namen der antiken Heroine, der Repräsentantin der hellenischen Schönheit trägt.

König Menelaos ist nach langer Irrfahrt endlich glücklich mit seiner Gattin wieder an der Küste seines Heimathreiches gelandet. Er selbst ist im Hafen bei den Schiffen zurückgeblieben um die Ausschiffung zu leiten und seine Krieger zu mustern. Die Helena mit ihren Begleiterinnen, aus denen in der Dichtung der Chor gefangener Trojanerinnen besteht, hat er zu seiner Königsburg vorausgeschickt, um zu sehen, wie dort Alles stehe, und Vorrichtungen zu einem großen Opfer zu treffen, dessen Gegenstand er aber nicht näher bezeichnet. Helena betritt, von den Frauen und deren Führerin Panthalis umgeben, in großer Erregung den Schauplatz ihrer Kindheit, der sie an ihr viel verflochtenes abenteuerliches Geschick erinnert. Aber auch große Sorge erfüllt sie und ein banges Vorgefühl einer schrecklichen letzten Entwicklung. Denn schon auf der langen Meeresfahrt ist ihres Gemahls düster schweigendes Verhalten ihr der Art erschienen, „als ob er Unheil sänne". So steigt sie, selber trüber Ahnung voll, indeß der Chor sich in jubelnden Freudengesängen über das glückliche Ende aller Leiden, zum Lobe der „glücklich herstellenden und heimführenden Götter" ergeht, die Stufen des Palastes hinan, und tritt in das Innere, aus dem sie jedoch bald darauf zum Schrecken des Chors mit allen Zeichen großer Erschütterung eilenden Schrittes zurückkehrt. Denn Entsetzliches hat sie in der verödeten Halle des alten Königspalastes geschaut, wie sie alsbald den forschenden Frauen berichtet:

Als ich des Königshauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick.
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schoße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzend welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſend angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geſchmückt ſich hebt und nah daran das Schatzgemach.
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf,
Gebieteriſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug' und Geiſt verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt Geſtalten ſchöpferiſch aufzubaun.
Da ſeht ſie ſelbſt! ſie wagt ſogar ſich an's Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.

Das angekündigte geſpenſtiſche Weſen, Phorkyas (d. h. Tochter des Meergottes Phorkys) geheißen, tritt auf. Sie ſtellt ſich dar als älteſte der Hausſklavinnen, die König Menelaos einſt auf einem Raubzuge aus Kreta geraubt, und zur oberſten Schaffnerin ſeines Hauſes gemacht habe, und zählt dann, nach heftigem

Wortſtreite mit dem von ihr verachteten Chore, der Helena deren frühere Schickſale auf: ihre Entführung durch Theſeus, ihre ſtille Neigung für den ſchönen Patroklos, welche des Vaters Wille durch ihre Vermählung mit Menelaos durchkreuzte, ihre Flucht mit dem Entführer Paris aus dem Hauſe des Gatten während der Abweſenheit deſſelben auf dem Kretiſchen Raubzuge, und verkündet ſchließlich der Heimgekehrten, welch' grauſes Geſchick ihr bevorſtehe. Denn Helena ſelber iſt es, welche ihr Gemahl als den Gegenſtand des blutigen Opfers beſtimmt hat, das er den Olympiern zur Feier ſeiner Rückkehr darzubringen gedenkt, und mit deſſen Vorbereitungen er das Opfer ſelbſt beauftragt hat.

Der Chor bricht in Jammerklagen aus über dies Schickſal der Herrin und über das eigne; denn auch ſie, die Begleiterinnen der Treuloſen, ſollen ſterben, aber nicht den edlen Opfertod des Beiles am Altare der Götter, ſondern wie die treuloſen Mägde des Odyſſeus bei deſſen Heimkehr, den ſchmachvollen Tod des Hängens:

— „am hohen Balken drinnen, der des Hauſes Giebel trägt!"

Helena will nicht glauben, daß ihr Gemahl ſo unbarmherzig grauſam gegen ſie verfahren werde. Aber Phorkyas erinnert ſie daran, wie furchtbar Menelaos Rache genommen an „ihrem Deïphobos" —

Um jenes willen wird er Dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; wer ſie ganz beſaß,
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

Schon verkündet aus der Ferne „das Schmettern der Trompeten", daß Menelaos mit ſeinem reiſigen Zuge herannaht, da entſchließt ſich die Königin, entſetzt durch dieſe todverkündenden Töne, das dämoniſche Weib, obſchon ſie in ihr einen „Widerdämon" zu erkennen glaubt, „der Gutes zum Böſen umwende", um die Rettung für ſich und ihre Begleiterinnen anzuflehen,

welche Phorkyas ihr in Aussicht gestellt hat. Während der vielen Jahre nämlich, in denen das Thalgebirge nordwärts hinter Sparta durch den Zug des Königs Menelaos nach Troja verlassen stand, hat sich dort von Norden her aus kimmerischer Nacht vordringend ein Geschlecht kühner Abenteurer unter einem heldenhaften Führer niedergelassen, der sich eine wunderbare fremdartige Burg erbaut, und von da aus Land und Leute seiner Oberhoheit unterworfen und zinspflichtig gemacht hat. Dieser Held ist Faust, und obschon ihn und seine nordischen Mannen das Volk „Barbaren" schilt, so schildert doch Phorkyas dieselben als das Gegentheil und rühmt die Milde und Großheit des „kecken wohlgebildeten und wie wenige Griechen verständigen fremden neuen Herrschers". Bei ihm allein in seiner Burg sei Rettung und Schutz wider Menelaos für Helena und ihre Genossinnen zu suchen und zu finden. Helena willigt ein, und alsbald entführt der Dämon Phorkyas sie und ihre Begleiterinnen im Nebel durch die Lüfte mittels ihrer Zaubergewalt zur Burg der fremden Nordlandssöhne.

Bis hierher hält sich die Dichtung äußerlich streng in Sprache und Formen der antiken Tragödie. Mit der Ankunft auf Faust's Burg tritt das romantische Element ein.

Den Angekommenen wird der feierlichste Empfang bereitet, Pagen und Knappen, deren herrliche Schönheit der Chor bewundernd preiset, steigen in festlichem Zuge hernieder von den Gallerien und Treppen des nordischen Wunderschlosses und bereiten auf reichen Teppichen einen stufenerhöhten Baldachin-Thron für die hellenische Königin.

Ihnen folgt in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters ihr Gebieter selbst, in dessen „wundernswürdiger Gestalt" die Chorführerin ein göttliches Wesen zu erblicken meint, einen Helden „dem alles was er beginnt gelingen müsse —

— — ſei's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frau'n."

Fauſt naht ſich der auf dem Thron ſitzenden Helena, einen Gefeſſelten ihr vorführend. Es iſt der Thurmwärter der Burg, Lynkeus geheißen, der luchsäugige Sohn des Apharius, Königs von Meſſenien. Er hat ſeine Pflicht verſäumt, indem er den Anzug der Gäſte nicht mit ſeines Hornes Ton verkündete. Sein Leben iſt verwirkt durch ſolchen Fehl in ſeiner wichtigen Pflicht, und Helena ſoll ihn richten. Der Thürmer bekennt ſich ſchuldig, aber er ſetzt hinzu, daß der Sonnenſtrahl der Schönheit, die ihm in Helena's Göttergeſtalt erſchienen, ſein Auge geblendet habe, und Helena, die hier mit Schrecken wiederum ihr ſtetes Geſchick erblickt: der Männer Herzen, denen ſie ſich naht, zu bethören, kann nicht anders als ihn begnadigen. — Aber ſchon hat den Fürſten ſelbſt das gleiche Schickſal wie ſeinen Diener getroffen. Fauſt ſelbſt geſteht, daß der Zauber ihrer Schönheit bereits in den wenigen Augenblicken ihm ſeine Getreuſten rebelliſch, ſeine Mauern unſicher gemacht habe:

Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und alles,
Im Wahn das Meine, Dir anheimzugeben.

Zu ihren Füßen ſinkend huldigt er „frei und treu" ihr als ſeiner und ſeines Thrones und Reiches Herrin. — Die klaſſiſche Schönheit überwindet die germaniſche mittelalterliche Romantik, wie ſie in Italien den Dichter des Götz und den Verherrlicher der gothiſchen Baukunſt überwunden hatte! Erſt ſie, die klaſſiſche Schönheit, kann und ſoll den Schätzen, welche das romantiſche Mittelalter raubend aufgehäuft und die jetzt vor ihr wie abgemähtes welkes Gras erſcheinen, ihren ganzen Werth zurückgeben — mit dieſem Gedanken ſchließt das Lied, mit welchem Lynkeus

diese Schätze der neuen Herrscherin zu Füßen legt. Faust theilt diese Gesinnung. Ganz hingegeben der neuen nie geahnten Schönheit, in der er fortan seine Herrin erkennt, küßt er die Hand, die ihn einladet an ihrer Seite auf dem Throne Platz zu nehmen, und bittet:

„Bestärke mich als Mitregenten Deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne Dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem!"

Und nun folgt jene kurze aber entzückend schöne Scene des Zwiegesprächs zwischen den beiden Repräsentanten zweier geistigen Welten, in welchem die Romantik ihrerseits ihre Wirkung auf die Vertreterin der klassischen Schönheit, die germanische Innigkeit des Gefühls ihren Zauber auf die linienstrenge Schönheit der Antike übt, und diese zur gleichen Innigkeit des Fühlens und Empfindens steigert. Es ist Helena, welche zuerst beginnt:

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an;
Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.
Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede
Des Mannes*) mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort dem Ohre sich gesellt
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Diesen „Unterricht" gewährt ihr nun Faust in dem folgenden Wechselgespräche voll süßen Wohllauts:

Gefällt Dir schon die Sprache unsrer Völker,
O, so entzückt gewiß auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist's am sichersten, wir üben's gleich;
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

*) D. h. des Lynkeus, der in gereimten Versen gesprochen hat.

Helena:

So ſage denn, wie ſprech ich auch ſo ſchön?

Fauſt:

Das iſt gar leicht: es muß von Herzen geh'n.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena:

wer mit genießt.

Fauſt:

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena:

iſt unſer Glück.

Fauſt:

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer giebt ſie?

Helena:

Meine Hand!

Inzwiſchen wird gemeldet, daß Menelaos mit ſeinen Kriegerſchaaren heranziehe. Aber Fauſt giebt ſeinen Heeresgewaltigen Befehl, ihn zurückzutreiben und an das Meer zu werfen, indem er zugleich die Länder des Peloponnes unter ſie als Fürſtenthümer vertheilt, für ſich und ſeine Königin Helena nur Sparta vorbehält. Aus ſeinem mit Helena vollzogenen Liebesbunde wird alsbald der Wunderjüngling Euphorion geboren, deſſen faſt unmittelbar darauf erfolgender Tod, herbeigeführt durch ſeinen ſchrankenloſen Ungeſtüm, auch Helena vernichtet. Ihr Körperliches verſchwindet in Fauſt's Armen, nur Kleid und Schleier bleiben ihm zurück; und dieſe zurückgelaſſenen Hüllen löſen ſich in Wolken auf, in denen Fauſt verſchwindet. Die Chorführerin Panthalis folgt ihrer Herrin im Tode nach, und Phorkyas entpuppt ſich als Mephiſtopheles, um, wie die

seltsame ironische Bemerkung des Dichters am Schlusse des Drama's lautet, „insofern es nöthig wäre, das Stück im Epilog zu kommentiren".

Indessen: dies ist in der That nicht nöthig. Schon die hier gegebene kurze Inhaltsübersicht hat gezeigt, daß das Drama, welches mit antikem Ernste auf dem Boden der Wirklichkeit der althomerischen Welt beginnt und auf „eine ernsthafte Tragödie" angelegt war, von dem Dichter als solche, aus Furcht vor der mit der Ausführung verbundenen Anstrengung, aufgegeben wurde, so leid es ihm auch that, in Folge dieses Aufgebens die Gestalt der Helena „in eine Fratze verwandeln zu müssen".

In dieser Dichtung sind also weder Faust noch Helena selbständige individuell ausgestaltete Persönlichkeiten. Sie sind vielmehr beide zu allegorischen Figuren herabgesetzt. Helena ist, oder vielmehr sie bedeutet die antike klassische Kunst und Kultur, Faust ist die allegorische Personifizirung der mittelalterlichen Romantik. Die erstere, die antike klassische Kunst und Poesie, aus ihrer Heimath vertrieben, denn das soll die ganze Allegorie bedeuten, hat die Kultur des westlichen Abendlandes, die Poesie und Kunst des mittelalterlichen Nordens, neu befruchtet und umgewandelt. Die Vereinigung beider, welche durch die Vermählung Faust's mit Helena verbildlicht wird, giebt einer neuen Kunst und Poesie das Dasein, als deren Repräsentanten der Dichter die unter der Maske des Euphorion verborgene glänzende, meteorgleich aufsteigende und eben so meteorgleich untergehende Gestalt des englischen Dichters Byron hinzustellen dachte, dessen Dichtungen und Schicksale in seinen letzten Jahren auf das Höchste Goethe's Interesse in Anspruch nahmen. Dasselbe war der Fall mit dem „leidenschaftlichen Zwiespalte zwischen Klassikern und Romantikern", auf dessen nothwendige Versöhnung der Dichter mit dieser Helenadichtung hinarbeiten wollte. Nur durch eine solche Versöhnung und Durchdringung der mit ein-

ander ſtreitenden Gegenſätze könne, ſo müſſte er, eine dritte höhere Stufe der Kultur gewonnen werden; und ſo ſollte denn am Schluſſe durch das Zurückbleiben der Gewänder der verſchwundenen, unwiederbringlich „zum Hades“ hinabgeſunkenen Helena der Gedanke allegoriſch ausgeſprochen werden: daß die neuere Poeſie zwar nimmermehr den antiken Geiſt in ſeiner plaſtiſchen Weſenheit wieder zu erneuern vermöge, wohl aber die Aufgabe habe, ſich den Adel und die Schönheit der antiken Formen des helleniſchen Alterthums anzueignen, — eine Aufgabe, welche Goethe ſelbſt ſeit der Periode ſeines Aufenthalts in Italien, wo er, ein zweiter Fauſt, ſeine Vermählung mit der Antike feierte, zu der ſeinigen gemacht und die er, ſoweit ſie zu löſen iſt, wie kein Anderer vor und nach ihm gelöſt hat. —

Mit glücklichem Griffe hat Kaulbach in ſeinem Bilde den im Vorſtehenden ausgedrückten Grundgedanken der verſöhnenden Durchdringung der beiden entgegengeſetzten Welten uns vor die Augen geſtellt. Es iſt die Vermählung Fauſt's, — in welchem das romantiſche, abenteuernd ſchweifende, Länder erobernde, ritterliche Mittelalter repräſentirt iſt, das, wie wir wiſſen, wirklich nordiſche Fürſtenthümer und Herzogsſitze auf dem Boden von Hellas gründete, — mit Helena, die Vermählung des Alterthums mit dem Mittelalter, aus welcher eine neue Kultur hervorgeht. Der in die räthſelhafte Phorkyas verkappte Mephiſtopheles belauſcht den Liebesbund der Beiden, und verkündet ſchon durch ſeine Anweſenheit, — wie in der entſprechenden Liebesſcene zwiſchen Fauſt und Gretchen im erſten Theile, — das nahende Unheilgeſchick des Sprößlings, den wir aus dieſer Vermählung hervorgehen ſehen. — Mephiſtopheles allein bleibt alſo am

Schluſſe der dram[illegible]ſchen Allegorie von allen Geſtalten derſell
übrig, und es wäre nicht unmöglich, daß Goethe mit dieſ
Zuge auf die letzte von ihm erlebte Entwicklungsphaſe der n
dernen Poeſie, wie ſie ſich in der Mephiſtopheliſchen Poeſie ei
Heine und ſeiner Schule zeigte, hat hindeuten wollen, ü
welche wir aus Eckermann's Mittheilungen ſeine Anſicht kenn
daß ſie Alles habe, nur — die Liebe nicht.

VII.

Iphigenie.

VII.

Iphigenie.

Die Dichtung Goethe's, welche nach dieser erhabenen Frauengestalt den Namen trägt, ist weit mehr bewundert, als in ihrer Eigenartigkeit begriffen worden. Das ist erklärlich; denn die Eigenartigkeit dieses dramatischen Gedichts ist schwer auszudrücken, weil dazu als Voraussetzung das genaue Verständniß der griechischen Tragödie von Seiten Desjenigen erforderlich ist, dem man die Eigenthümlichkeit der Goethe'schen Schöpfung klar machen will. Wagen wir indeß den Versuch.

Das Stoffliche der Fabel, auf der die deutsche Iphigenie beruht, gehört dem griechischen Alterthume und zwar dem heroischen Zeitalter der Homerischen Dichtung an; dahingegen der wesentliche Gehalt der Dichtung, zu welcher Goethe diesen Stoff verarbeitet hat: die Charaktere der Personen, ihre Art zu fühlen und zu denken, ihre Bildung und Ausdrucksweise, sowie der Entwicklungsgang der Handlung und die Lösung des Konflikts, lauter Resultate der modernsten, spezifisch deutschen und christlichen Kultur, Resultate jener Kultur des achtzehnten Jahrhunderts sind, als deren höchster Ausdruck Goethe selbst dasteht. —

Das ist ein ungeheurer Widerspruch, der sich als solcher jedem unbefangenen Leser fühlbar macht. Freilich enthalten auch die alten griechischen Tragödien etwas von einem solchen innern Widerspruche. Denn auch die alten griechischen Tragiker und besonders Euripides, haben die Bildung, die Gefühls- und An-

schauungs-Weise ihrer hochgebildeten Zeit in die Behandlung jener uralten mythischen Stoffe hineingetragen und hineintragen müssen, weil sie eben für ihre Zeit und nicht für die graue Vergangenheit dichteten, der die behandelten Stoffe, Vorgänge und Thaten angehörten. Aber dennoch blieb bei ihrer Behandlungsweise noch genug von der Eigenthümlichkeit des alten Stoffes, von dem wesentlichen Charakter jener heroischen Urzeit, von seiner ureignen Natur und Sinnlichkeit, von seiner erdgebornen Kraft und Leidenschaft übrig, um die Hörer jenen Widerspruch nicht wesentlich empfinden zu lassen. Und, was die Hauptsache ist: die Stoffe selbst, die Konflikte, um die es sich in ihnen handelte, und die Lösung, welche für dieselben geboten wurde, sie waren ächt griechisch, waren den Ueberlieferungen der Sage und dem Geiste des Volkes, bei dem diese Ueberlieferungen in Fleisch und Blut übergegangen waren, durchaus gemäß. Kein Grieche, der die Taurische Iphigenie des Euripides sah und hörte, sah und hörte in dem Wesentlichen des von dem Dichter dargestellten Vorgangs etwas anderes, als was schon vorher von dieser Fabel, von ihrer thatsächlichen Gehalte, und von den Charakteren ihrer Personen in seinem Bewußtsein lebte. Er sah in Iphigenie die edle stolze griechische Königstochter, die zwar den Barbarenfürsten, der ihr Gastfreundschaft gewährt hat, nicht gerade ermordet wissen will, die aber dennoch kein Bedenken trägt, ihn mit List zu hintergehen, und sich und das heilige Kultbild der Göttin, um dessen Wegführung es sich handelt, mit Hülfe ihres Bruders und seines Freundes dem Scythenkönige zu entziehen. Denn diese Iphigenie der alten Dichtung ist eine Griechin, und auch für ihr Bewußtsein, auch für sie ist der Barbar, der Nichtgrieche, dem Griechen gegenüber rechtlos. Der Grieche hat gegen einen Barbaren, und sei er auch König, keinerlei Pflichten, so wenig wie gegen einen Sklaven, denn die Dichter des stolzen Hellenenvolkes sangen:

„Ueber die Barbaren herrschen die Hellenen nach Gebühr!"

Und so endet denn auch das Drama des Euripides dieser Anschauungsweise ganz gemäß. Der Barbarenkönig wird betrogen, wie es sich gebührt und ihm zukommt; sein ächt barbarischer Zorn, in welchem er Iphigenie und ihre Begleiter, wenn er sie wieder in seine Gewalt bekommt, von den Felsen stürzen und pfählen lassen will, ist ein vergeblicher, denn die Hellenengöttin Athene nimmt die Flüchtigen gegen ihn in ihren Schutz. Auch das Kultbild der Artemis bekommt er nicht zurück, ja er muß schließlich nicht nur die Flüchtlinge mit ihrem Raube, sondern auch den Chor der dienenden griechischen Frauen mit ihnen ziehen lassen. Und so sah der Grieche mit nationalem Stolze in diesem seinem Drama den wilden Barbarenfürsten sich demüthig dem Befehle der Hellenengöttin fügen, und begrüßte mit Jubel diese neue Anerkennung seiner eignen siegreichen Oberherrlichkeit über das Barbarenthum.

Von alle dem ist in der Goethe'schen Iphigenie keine Spur zu finden. Vielmehr hat hier der Dichter, wie schon bemerkt, das ungeheure Wagstück unternommen, auf dem Grunde einer und derselben, ihrem innersten Wesen nach ganz antiken, einem durchaus andern Geiste angehörenden Fabel, den Bau einer ganz modernen Dichtung aufzuführen, deren Charaktere und Motive, deren Weltanschauung und Empfindungsweise kein Grieche der hellenischen Blüthezeit verstehen und begreifen würde. Goethe hat in dieser Iphigenie das Experiment gemacht, aus einem dichterischen Stoffe alle ursprüngliche Wirklichkeit, alles Zeitliche und Nationale, alles eigentlich Charakteristische durch den Schmelztiegel des Idealismus herauszuscheiden, und den Stoff dergestalt zu entkörpern, daß nur der reine Gehalt idealer Menschlichkeit, nur die reine Schönheit übrig bliebe. So hat er allerdings in dieser seiner Dichtung gleichsam den Sonntag seines dichterischen Lebens und Strebens gefeiert, indem er sie in einen Aether erhob, in dessen durchsichtiger Reinheit alle Trübung der End-

lichkeit verſchwindet. Aber dieſe Luft iſt ſo fein, daß ihm ſelbſt ſpäter das Athmen in derſelben ſchwer wurde. Schiller verſtand, wie er (1802) an Körner ſchreibt, zuerſt nicht, was Goethe meinte, als derſelbe ſich gegen ihn wiederholt „zweideutig" über die Iphigenie äußerte, und hielt es längere Zeit „für Grille, wo nicht gar für Ziererei". Als er aber ſelbſt das Stück behufs einer zu veranſtaltenden Aufführung von Neuem genauer durchlas, „bewährte es ſich ihm ebenſo". Er geſtand, daß es ihm nicht mehr den früheren günſtigen Eindruck mache, ob es gleich immer ein ſeelenvolles Produkt bleibe. Aber das Stück ſei doch ſo erſtaunlich modern und ungriechiſch, daß man nicht begreifen könne, wie es möglich geweſen, dieſe Dichtung jemals mit einer griechiſchen zu vergleichen. „Dieſe Iphigenie", ſagt er, „iſt ganz nur ſittlich; aber die ſinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatiſchen ſpezifizirt, geht ihr ſehr ab."

Das iſt es! Es iſt der Widerſpruch dieſes ſublimirt Seeliſchen, dieſer modernen chriſtlichgermaniſchen Innigkeit und Innerlichkeit mit dem antiken fremdartigen Stoffgehalte und den aus ihm in die deutſche Dichtung mit hinüber genommenen Vorausſetzungen, was der Goethe'ſchen Dichtung die ſinnliche Kraft, das einheitliche Leben, die Bewegung und das eigentlich dramatiſche Element entzieht. „Wir haben", ſo drückt ſich ein neuerer Kritiker mit einem vortrefflichen Bilde aus, „die Empfindung eines tief poetiſchen Lebens, aber eines Lebens, das künſtlich in eine ihm fremde Atmoſphäre gerückt iſt; es macht den Eindruck, als wenn auf eine blendendweiße Marmorgruppe durch die gemalten Fenſter eines gothiſchen Domes ein ſo eigenthümlicher Lichteffekt fiele, daß wir das Blut pulſiren ſehen und in jedem Augenblicke die Verwandlung in Leben erwarten. Es geſchieht nicht, und indem wir länger darauf hinſehen, überkommt uns ein eigner Schauder, es wird uns Alles auf einmal fremd."

Und dennoch hat Schiller Recht, wenn er sagt, „daß dieses Werk durch die hohen allgemeinen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, immer unschätzbar bleiben werde". Denn es ist in demselben der höchste geistige und sittliche Gehalt in die edelste Form gegossen, eine rein ethische Entwicklung in der ruhigen Majestät einer über alle irdische Leidenschaft erhabenen Einfalt vor uns hingestellt. Und dann die Sprache! „In ihrer spiegelhellen Klarheit erscheint, wie der englische Biograph des Dichters sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel."

Ja, diese Iphigenie Goethe's ist kein irdisches Weib, wie sie andere große dramatische Dichter in ihren besten Werken geschildert haben, sie ist eine Heilige, eine von allen irdischen Schlacken geläuterte, christliche Himmelsbraut, eine moderne „schöne Seele" in griechischem Gewande. Goethe selbst erzählt uns, wie ihn auf der Italienischen Reise zu Bologna der Anblick einer heiligen Agatha aus Raphael's Schule tief ergriffen habe. „Ich werde ihr", schreibt er, „meine Iphigenie im Geiste vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." Er hat Wort gehalten. Denn trotz der heidnischen Namen und der einzelnen griechischen Ausdrucksweisen und Wendungen ist doch in dieser Goethe'schen Iphigenie kein antiker griechischer Blutstropfen, sie ist ganz nur die priesterliche, der Erde kaum noch angehörige heilige Jungfrau. Sie ist ein herrliches göttergleiches Wesen, eine Erscheinung, die unsern Geist mit zauberhaftem Banne umfängt. Aber eins fehlt dieser idealsten aller von einem Dichter geschaffenen Gestalten — sie hat keinen Schatten!

Begleiten wir sie von ihrem ersten Auftreten an bis an das Ende des Drama's. Gleich der erste Monolog eröffnet uns den Blick in ihr Inneres. Tiefe Sehnsucht nach der Heimath, Gefühl der verlornen Freiheit, Klage über das Loos der Frauen, Kampf ihrer Sehnsucht mit dem frommen Pflichtgefühl gegen die Göttin, der sie sich zu lebenslangem Danke verbunden fühlt, und der sie doch mit Widerwillen dient, leise als Gebet ausgesprochne Hoffnung, daß dieselbe Gnade der Göttin, die einst am Opferaltare ihr Leben rettete, sie doch noch endlich den Ihrigen wiedergeben werde, das sind die Empfindungen, die sich in ihrer Seele durchkreuzen. Unter diesen Empfindungen ist es besonders eine, die unsere Aufmerksamkeit verlangt, weil sie mehrfach wiederkehrt. Es ist die Empfindung: daß es ein Unglück sei, dem weiblichen Geschlechte anzugehören! Sie will nicht mit den Göttern rechten, aber sie spricht es doch aus, daß im Vergleiche zu dem überall herrschenden, selbstständigen Manne „der Frauen Zustand beklagenswerth", „des Weibes Glück enggebunden sei". Selbst der Ehe erwähnt sie nur in ihrer harten, herben Form:

„Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen
Ist Pflicht und Trost!"

und des Mutterglückes gedenkt sie gar nicht. Es ist eine Natur, die ganz nur Tochter und Schwester, nicht Gattin und liebendes Weib ist und sein kann, während bei einer griechischen Königstochter, wie bei der jungfräulichen Antigone, es für das härteste Loos gelten würde, auf Eheglück und Mutterfreuden verzichten zu sollen. — Jene Klage über das traurige Schicksal, Weib zu sein, kehrt wieder in den zu Arkas in der zweiten Scene gesprochenen Worten:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod!
Dies Frauenschicksal ist vor allen meins."

und klingt selbst wieder in den zu Thoas gesprochenen Worten:

„Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!“

So ist es denn auch nicht der Stolz der Griechin, der Tochter Agamemnons, nicht Sehnsucht allein nach der Heimath, was sie abhält, dem um sie werbenden Könige Thoas ihre Hand zu reichen, sondern es ist das geheime Gefühl, daß sie überhaupt nicht Weib und Gattin sein kann. So wenigstens verstehe ich ihr schließliches Selbstbekenntniß gegen Thoas in den Worten:

„Glaub es, darin bin ich Dir vorzuziehn,
Daß ich Dein Glück mehr als Du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit Dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen,
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.“

Aber sie weiß recht gut, daß es mit dieser ihrer Berufung auf die Götter nichts ist, und daß es allerdings, wie Thoas richtig sagt, ihr eignes Herz ist, das gegen ein solches Bündniß spricht. Es ist in ihrer tiefen Verschlossenheit und Zurückgezogenheit in sich selbst ein Etwas, von dem sogar der treue Arkas bekennt, daß es ihm unheimlich sei, daß es „ihm schaudere“ vor diesem abweisenden Blicke:

„So lang ich Dich an dieser Stätte kenne,
Ist dies der Blick vor dem ich immer schaudre.“ —

Was man im Volke der Scythen von ihr weiß, ist, daß sie vom Stamme der Amazonen, und um einem großen Unheil zu entgehen, hierher geflohen sei, daß dies „fremde göttergleiche Weib“ seit ihrer Ankunft das blutige gegen die Fremden gerichtete Gesetz gefesselt halte, daß sie statt blutiger Opfer nur

„ein reines Herz und Weihrauch und Gebet" den Göttern darbringe. Der abgewieſene Thoas droht in ſeinem Zorne mit der Erneuerung des alten blutigen Brauchs. Aber wenn er ſich dabei auf das Verlangen ſeines Volks beruft, ſo iſt dieſe Berufung eine Unwahrheit, denn ſein getreuer Arkas geſteht ſpäter ſelbſt, daß das Volk vielmehr ſehr zufrieden mit der Abſchaffung des unmenſchlichen Brauches, und daß es allein „der aufgebrachte Sinn des Königs" ſei, der den beiden gefangenen Griechen bittern Tod bereite, denn:

Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blutgen Dienſte ſein Gemüth.
Ja mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich den armen Irrenden,
Umhergetriebnen an der fremden Gränze
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegne.

Auch Iphigenie weiß dies, und darum wird es ihr erleichtert, bei den nachfolgenden Scenen ihre Faſſung zu bewahren. Wenn dieſe Faſſung wahrhaft erhaben iſt in der Schlußſcene des zweiten Aktes, als ſie durch Pylades die neuen Gräuelgeſchicke ihres Hauſes, die Ermordung ihres Vaters und den verbrecheriſchen Frevel ihrer Mutter erfährt, ſo erſcheint dieſelbe doch über das Maß des Menſchlichen hinaus geſteigert in der Scene des dritten Aufzugs, wo Iphigenie es über ſich gewinnt, die Eröffnung Oreſt's, die ihn als den einzigen heißerſehnten Bruder ihr kund giebt, mit Schweigen hinzunehmen, ja den ſo unerwartet wiedergefundenen Bruder ohne ein Wort des Anrufs von der Scene abgehen zu laſſen! Aber einmal in ſolchen Bereich des Uebermenſchlichen eingetreten, läßt uns der Dichter auch weiter in demſelben verharren. Eine menſchliche Schweſter, die zwiſchen der Rettung des Bruders vom grauſamen Opfertode und einem an dem barbariſchen Könige, der ſolch blutiges

Menſchenopfer erneut wiſſen will, zu begehenden Truge die Wahl hat, kann gar nicht ſchwanken, wohin ſie ſich entſcheiden ſoll. Dies kann nur ein übermenſchliches Weſen, das in ſeiner idealen Seelenreinheit keine höhere Sorge kennt, als die, dieſe ihre ideale Seelenreinheit zu bewahren, „ihr eigenes Herz zu befriedigen", weil dies Herz „ſich nur ganz unbefleckt genießen kann". Und ſo ſehen wir Iphigenie denn auch, nach kurzem Verſuche der ihr angerathenen und aufgedrungenen Täuſchung, ohne in Anſchlag zu bringen, was ſie damit auf's Spiel ſetzt, zur Wahrheit zurückkehren und dem verrathenen Könige den ganzen gegen ihn gerichteten Anſchlag offenbaren. Es iſt durchaus richtig, wenn Pylades ihr vorher zuruft, daß ſie durch ihre übermenſchliche Gewiſſenhaftigkeit den Bruder und den Freund zu Grunde richten und ſich ſelbſt in Verzweiflung ſtürzen werde; auch hat ſie ſelbſt auf dieſen Vorwurf keine andere Antwort, als jene frühere Klage, daß ſie eben ein Weib und kein Mann ſei:

„O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt!"

Aber trotzdem behält in ihr der Drang, ihre Seelenreinheit zu bewahren, die Oberhand über das natürlichſte, menſchlichſte Gefühl. Sie kann ſich nicht entſchließen, „das heilige, ihr anvertraute Bild zu rauben", und überſieht dabei nur den ſehr weſentlichen Umſtand, daß Apollo ſelbſt, der Bruder ihrer Göttin, dieſen Raub geboten hat. Sie kann den Mann nicht hintergehen, „dem ſie ihr Leben dankt", und ſie vergißt dabei, daß dieſer Mann, als er ſie aufnahm und zur Prieſterin der Göttin machte, damit, wie er ſelbſt erzählt, gleichfalls nur einen Befehl der Göttin vollzog:

„Die Göttin übergab Dich meinen Händen,
Da Du ihr heilig warſt, ſo warſt Du's mir!" —

und daß er selbst, der sie auf grausame Weise zu seinem Willen zwingen will, es nicht tadeln könnte, wenn sie „Pflicht nennte, was Noth ist". Wirft er sich doch vor, sie durch Nachsicht und Güte zur Verrätherin gemacht zu haben. Wäre sie in seiner Ahnherrn rohe Hand gefallen —

„Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick
Erkannt, und fremdes Blut vor dem Altar
Vergossen, hätte Pflicht genannt,
Was Noth war."

Wenn also Iphigenie dennoch „das Unerhörte" thut, wenn sie das Geschick ihrer Geliebtesten durch ihr offenes Bekenntniß auf ein Spiel setzt, dessen Mißlingen ihr selbst als furchtbare Möglichkeit nicht entgeht, so ist es nur Eins, was die Handlungsweise eines solchen übermenschlichen sittlichen Idealismus entschuldigen kann: das Vertrauen auf eine gleich große, ja noch größere sittliche Erhabenheit des Scythenkönigs, des Barbaren. Und wenn sich dies Vertrauen bewährt, — wie es sich denn in Goethe's Dichtung in der That bewährt, — wenn dieser Barbar, dieser König eines menschenopfernden Volkes, wenn der verschmähte Bewerber um die Hand der von ihm gütig aufgenommenen Fremden groß genug denkt, sein Herz zu bezwingen, ihr selbst und den Ihren den Verrath zu verzeihen, und der Hoffnung seines Lebens, den heißen Wünschen seines Herzens großmüthig zu entsagen, — dann bleibt am Schlusse des in so tausendfältiger Hinsicht der höchsten Bewunderung würdigen Kunstwerkes doch die ungelöste Frage zurück: „Wie war es möglich, daß sich eine Iphigenie wie diese, nach langen Jahren „am letzten Tage wie am ersten" fremd fühlen konnte unter und neben Menschen wie dieser so edel fühlende Thoas und der ihm so verwandte, noch mildere Arkas? —

Die Erklärung aller dieser Dinge liegt in dem Umstande,

daß Goethe für diese Dichtung ganz eigenthümliche Voraussetzungen: eine ideale Welt, der die handelnden Personen, und eine ihr verwandte Welt, der die Zuschauer angehören, in Anspruch nimmt. Seine Scythen sind keine Scythen, seine Griechen sind keine Griechen, sondern diese wie jene sind Menschen, deren feingeübte Reflexion, deren Neigung, sich in ihre Empfindungen und in den Widerstreit derselben unter sich und mit dem Empfinden Anderer, in ihre inneren Seelenkämpfe zu vertiefen, weit abliegt von der naiven Einfalt und derben Menschlichkeit nicht nur der heroischen, sondern selbst der geschichtlichen Zeiten des Hellenenthums.

Vergessen wir indessen vor allem nicht die Zeit, in welcher Goethe diese Iphigenie zu dichten sich getrieben fühlte. Es war die Zeit, in welcher sein Spiritualismus in dem Verhältnisse zu seiner Geliebten, der Frau von Stein, deren Idealbild diese Iphigenie wiederspiegeln sollte, in der höchsten Blüthe jener vergeistigten Empfindung stand, bei der es der gesunden Natur seines Karl August zuweilen vorkam, als ob Goethe sich ganz „in's Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Goethe hat alle seine Dichtungen Selbstbekenntnisse über sein Leben genannt. Auch seine Iphigenie ist ein solches Selbstbekenntniß, und ein sehr sprechendes. Die ästhetische Theorie, welche dieser Dichtung zum Grunde liegt: die Aufhebung aller realen Bedingtheit, die Umwandlung alles äußeren Lebens in ein innerliches, aller äußeren Motive in seelische, die Unterstellung einer durchaus idealen Welt an die Stelle der Wirklichkeit, das Alles hängt durchaus mit dem eignen damaligen Seelenzustande des Dichters sehr eng zusammen. Es hängt zusammen mit dem Probleme, das er selbst in jenem Verhältnisse zur Frau von Stein lösen zu können meinte, mit seinem Glauben an die weltbesiegende Kraft der Wahrheit, der Wahrheit verkörpert in der Gestalt edelster Weiblichkeit und höchster Seelenreinheit, als deren Urbild ihm damals jene Frau

erſchien. Und er wandte ſich mit dieſer Dichtung nicht an das Herz und Verſtändniß des Volkes, ſondern an den kleinen Kreis einer Geſellſchaft, deren Gefühlsnerven die gehörige Feinheit beſaßen, den innerlichen Zwieſpalt in der Seele einer Iphigenie zu empfinden und das hohe geiſtige Raffinement deſſelben zu genießen. Wenn Pylades gegen das Ende des vierten Aktes zu Iphigenie, die jede, auch die leiſeſte Verunreinigung ihres Herzens durch Unwahrheit, ſelbſt da, wo die Noth eine ſolche „vor Göttern und vor Menſchen“ entſchuldigt, von ſich fern halten möchte, die wundervollen Worte ſpricht:

„So haſt Du Dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Anderen ſtrenge ſein; Du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dies Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt, noch mit den Andern,
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehn
Iſt eines Menſchen erſte nächſte Pflicht.“

ſo glauben wir Goethe ſelbſt in einem ſeiner ſpäteren Briefe an Frau von Stein reden zu hören, deren immer ſich erneuernde Bedenklichkeiten gegen ihr beiderſeitiges Liebesverhältniß er damals ſo oft in ganz ähnlicher Weiſe zu beſeitigen verſuchte. Schiller fand bekanntlich, daß in der ganzen Handlung des Stückes ſelbſt „zu viel moraliſche Kaſuiſtik herrſche“, und wollte deshalb dieſe und ähnliche Stellen für die Aufführung, als zu frei, geſtrichen wiſſen. — Er nannte die Dichtung ſelbſt ein „Meteor für den Zeitmoment, in dem ſie entſtand“, wie Jean Paul ſie als einen „Solitaire“ aus dem Wunderlande Elderado bezeichnete. Und ſie iſt beides durch die Eigenartigkeit ihres Weſens. Sie iſt ein „Wunder“, das nur die Kraft eines Ge-

nius wie Goethe glaubhaft zu machen im Stande war; und daher eben erklärt es sich auch, daß sie allein und einzig in ihrer Art dasteht und stehen bleiben wird, während so unzählige ähnliche Versuche anderer minderbegabter Dichter eindrucklos vorübergegangen und spurlos verschwunden sind.

Kaulbach aber hat auch hier wieder seinen richtigen Takt in der Erfassung des günstigsten Moments für die sichtbare Darstellung einer dichterischen Gestalt bewährt, indem er aus der Goethe'schen Dichtung gerade diejenige Situation herausgegriffen hat, in welcher die ideale Gestalt Iphigenie's am meisten sinnliches Leben gewinnt und unseren Herzen menschlich am nächsten tritt. Es ist dies die erste Erkennungsscene, die Scene, in welcher Iphigenie sich dem wiedergefundenen unseligen Bruder zu erkennen giebt, der in der wildschmerzlichen Aufregung seines Innern dies Glück nicht zu fassen, der vielmehr in diesem ungeahnten Wiedersehen der Schwester, statt der Lösung, nur die letzte fürchterlichste Vollendung des alten auf dem Atridenhause lastenden Fluches zu erblicken vermag. „Orest", so ruft Iphigenie aus —

Orest, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verstimmend Dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich Dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bins! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! —

In dieſem kurzen Wechſelgeſpräche liegt das Motiv des Kaulbach'ſchen Bildes, nur daß er mit künſtleriſcher Freiheit die erſt am Schluſſe der Scene von Oreſt angedeutete Erſcheinung der Furien vorweggenommen hat. Alle Liebe, alle tiefſte Empfindung, deren ein Menſchenherz fähig iſt, ſind hier in die einfachen Worte Iphigeniens, in dieſes unausſprechlich ſchöne:

Oreſt, ich bins! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

zuſammengedrängt. Aber dieſer Bruder wendet ſein Antlitz ab von der Schweſter, er kann dieſen Blick der Liebe und des Erbarmens nicht ertragen, denn:

„Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg zu ihres Sohnes Herzen."

und Kaulbach läßt ihn ſein Antlitz auch von uns abwenden.

Mit Recht. Denn was dies Antlitz uns nur durch Verzerrung seiner Schönheit lesen lassen könnte, das lesen wir ja bereits in den Gesichtern der schlangenhaarigen Unholdinnen, die ja eben nichts anderes sind, als die verkörperte Gestaltung der verzweifelnden Schmerz- und Reue-Gefühle, welche das Innere des Unglücklichen durchwühlen. Es ist ebenfalls ein feiner künstlerischer Zug, daß Kaulbach sich in den Gestalten der Furien von allem Uebermaß des Häßlichen frei gehalten hat. Es sind allerdings die „furchtbaren" Göttinnen, als welche sie das Alterthum verehrte, aber ihr Anblick hat nichts Gräßliches, ja in manchem dieser Gesichter, welche wir durch die offene Pforte des ummauerten Tempelhaines auf Orest hinstarren sehen, scheint sich fast eine Regung des Mitleids wiederzuspiegeln mit dem unseligen Manne, der gerade in dem Augenblicke, wo er dem Glücke und der endlichen Erlösung so nahe ist, sich der letzten entsetzlichen Erfüllung seines grausamen Schicksals preisgegeben wähnt. Und was soll ich von der Gestalt Iphigeniens sagen, als daß es dem Künstler gelungen ist, die ganze statuarische Ruhe und Erhabenheit derselben verbunden zu zeigen mit der tiefsten, menschlichsten Bewegung der erbarmenden Liebe, des herzerbebenden Mitleids der Schwester gegenüber dem wahnbefangenen gequälten Bruder! Ja Liebe, reine Liebe spricht von diesen geöffneten Lippen, aus diesen in feuchtem Mitleid strahlenden seelentiefen Augen, spricht aus den zum Umfassen und Halten geöffneten Armen, die bald den „in Ermattung Hinsinkenden" vergeblich zu stützen suchen werden. Und alles, was wir von ihr sagen können, geht auf in dem einzigen Ausrufe, der sich uns und sicher jedem Beschauer unwillkürlich über die Lippen drängt, in dem Ausrufe: Ja, dies ist Goethe's Iphigenie! —

VIII.

Leonore von Este.

VIII.

Leonore von Este.

Wie die meisten größeren Dichtungen Goethe's ist auch sein Tasso nicht aus einem Gusse geschaffen, sondern in sehr verschiedenen Lebensperioden gearbeitet.

Er begann ihn im fünften Jahre seines Weimarischen Aufenthalts, führte jedoch die Ausarbeitung nur wenig über den Anfang des zweiten Aktes hinaus, und nahm das in Prosa angelegte Stück auf seiner Italienischen Fluchtreise mit über die Alpen, wo er nach der Umformung der Iphigenie sich daran machte, auch dieser Dichtung eine ähnliche Umgestaltung angedeihen zu lassen. Allein diese Arbeit ward ihm schwerer als die bei der Iphigenie. Sieben Jahre waren seit den ersten Anfängen verstrichen, er selbst war in dieser Zeit ein anderer geworden, und das Vorhandene sagte ihm nicht mehr zu. Das war kein Wunder; hatten sich doch seine Beziehungen und Verhältnisse zu den Personen, und seine Gefühle für, seine Anschauungen von denselben, aus welchen die Farben in dem ersten Entwurfe der Dichtung entnommen waren, wesentlich im Laufe der Jahre verändert, und sollten sich noch mehr verändern bis zu der Zeit, wo er die neugestaltete und umgestaltete Dichtung abschloß. Er schrieb den Freunden (im Februar 1787 aus Rom): „Das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft."

Am liebsten, — meint er in einem andern Briefe, — würfe er das Ganze ins Feuer, doch da nun einmal die Vollendung des Gedichts bei ihm beſchloſſene Sache ſei, ſo „wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen“. Noch ein Jahr ſpäter meldet er wiederum: „Taſſo muß umgearbeitet werden; was da ſteht iſt zu Nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen noch Alles wegwerfen.“

Dieſe Bekenntniſſe werden jetzt weſentlich ergänzt durch einen Brief, den Goethe zwei Monate nach der letzten Aeußerung am 28. März 1788 an ſeinen Karl Auguſt nach Weimar ſchrieb *). Die auf Taſſo bezügliche Stelle deſſelben lautet: „Ich leſe jetzt das Leben des Taſſo, das Abbate Seraſſi, und zwar recht gut, geſchrieben hat. Meine Abſicht iſt, meinen Geiſt mit dem Charakter und den Schickſalen dieſes Dichters zu füllen, um auf der Reiſe etwas zu haben, das mich beſchäftigt. Ich wünſche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, ehe ich zurückkomme. Hätte ich es nicht angefangen, ſo würde ich es jetzt nicht wählen, und ich erinnere mich wohl noch, daß Sie mir davon abriethen. Indeſſen, wie der Reiz, der mich zu dieſem Gegenſtande führte, aus dem Innerſten meiner Natur entſtand, ſo ſchließt ſich jetzt die Arbeit, die ich unternehme um es zu endigen, ganz ſonderbar ans Ende meiner Italieniſchen Laufbahn, und ich kann nicht wünſchen, daß es anders ſein möge.“ — Wir wiſſen, daß das Gedicht auf der Rückreiſe in dem Garten Boboli zu Florenz dem Ende nahe geführt und im Sommer und Herbſte deſſelben Jahres zu Belvedere, dem Weimariſchen Belriguardo vollends abgeſchloſſen wurde **). Die erſte, der er die umgearbeitete Dichtung bruchſtückweiſe nach ſeiner Rückkehr vorlas, und die ſich für dieſelbe

*) S. Briefwechſel Karl Auguſts mit Goethe (Weimar 1863) Th. I, S. 121 – 122.

**) S. ebendaſ. I, S. 134.

auf das Tiefſte intereſſirte, war — die Herzogin Louiſe *), das Urbild jener Fürſtin der Dichtung, der Prinzeſſin Leonore von Eſte, der Geliebten Taſſo's, mit welcher wir uns hier beſchäftigen wollen.

Man mißverſtehe den Ausdruck Urbild nicht in dem Sinne, als ob die von Goethe hochverehrte Fürſtin dem Dichter zu ſeiner Leonore Taſſo's, wie das Original zur Portraitkopie geſeſſen hätte, oder gar, als ob das Verhältniß der Prinzeſſin der Dichtung zu dem unglücklichen Sänger des befreiten Jeruſalems als eine Wiederſpiegelung desjenigen zarten Bezuges anzuſehen ſei, welcher den Dichter des Taſſo mit ſeiner Fürſtin, der Gattin ſeines Herrn und Freundes verband. Freilich kann man ſagen, daß in der ganzen Taſſodichtung nichts enthalten ſei, was nicht innerliches Erlebniß des Dichters geweſen wäre; aber derjenige würde eine geringe Kenntniß von der Art und Weiſe des Goetheſchen, wie alles wahrhaft dichteriſchen Schaffens verrathen, der nicht zugleich hinzuſetzte: daß kein Erlebniß, kein Motiv der eignen Erfahrung in ſeiner Wirklichkeit vom Dichter belaſſen worden ſei, und daß vielmehr die Wirklichkeit des eignen Erlebens ihm nur die Farben für ſeine Palette geliefert, aus deren Miſchung, die das Geheimniß ſeiner Kunſt iſt und bleibt, die Seelen- und Charaktergemälde ſeiner Dichtung hervorgeblüht ſind. Mögen alſo auch hier die Farben zu dem Bilde des Herzog Alfons von Ferrara vielfach von Weimar's Karl Auguſt entlehnt ſein, mag Leonore Sanvitale unzweifelhaft ſo manche Züge Charlottens von Stein tragen, mag endlich eine Geſtalt wie die Prinzeſſin der Dichtung in ihrer ſtillen Hoheit, ihrer traurig ſanften und doch ſo ſtählern feſten Reſignation kaum anders möglich, ſelbſt für einen Goethe nicht zu ſchaffen möglich geweſen ſein, wenn nicht die Wirklichkeit in Louiſe von Weimar dem

*) Ebendaſ. I, S. 132.

Dichter ein Urbild zu derſelben gewährt hätte: immer bleiben dieſe Geſtalten der Dichtung die freie unabhängige Schöpfung des Dichters, von dem das Wort gilt, daß „ſein Gemüth das weit Zerſtreute ſammelt", und von dem Leonore Sanvitale ſo unvergleichlich treffend für unſere Frage ſagt:

„Er ſcheint uns anzuſehen, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen!"

Aber mit gleichem Rechte dürfte auch Goethe von den Geſtalten ſeiner Schöpfung, im Hinblicke auf das, was er für dieſelben der Wirklichkeit des ihn umgebenden nächſten Lebenskreiſes, ſeiner eigentlichen Welt, verdankte, mit ſeinem Taſſo ſagen:

„Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind."

Dies tiefe Wort gilt in doppelter Hinſicht für die Geſtalt der Prinzeſſin Leonore ſeiner Dichtung.

Denn das feine Gewebe dieſer Geſtalt erſcheint, in Bezug auf die zum Grunde liegende Wirklichkeit, aus zwei Grundlagen gebildet, die gleichſam Aufzug und Einſchlag deſſelben ausmachen: nämlich aus der Geſtalt der hiſtoriſchen Prinzeſſin Leonore von Eſte und aus der fürſtlichen Frau, welcher der Dichter des Taſſo ein ganzes Leben lang in unveränderter achtungsvoller Neigung nahe geſtanden, deren Leben und Leiden er mitgelebt und mitgelitten hat.

Leonore von Eſte, die jüngere der zwei Schweſtern des Herzogs Alfons von Ferrara, war neunundzwanzig Jahre alt, als der damals einundzwanzigjährige Taſſo an den Hof ihres Bruders kam. Die Berichte der Zeitgenoſſen ſchildern ſie ſchön, geiſtreich, von edelſter Anmuth, feiner Sitte, Künſte und Wiſſenſchaften liebend und in ihnen wohlunterrichtet. Sie war kränklich und lebte deshalb meiſt zurückgezogen von dem feſtlichen

Geräusche des Hoflebens. In ihrer äußern Erscheinung würdig einfach, von tadelloser Lebensführung und strengen Sitten, liebte sie es, in selbstgewählter Einsamkeit fern von dem ihr verhaßten fürstlichen Pomp und Glanz ihren Gedanken nachzuhängen, und den Uebungen einer strenggläubigen Frömmigkeit zu leben. Milde und liebreich gegen Jedermann, auch einem ziemenden Scherze nicht abhold, von ruhiger Lebensklugheit, ward sie bald die theilnehmende Beschützerin des jungen Dichters, dem sie gleich anfangs in manchen Verwicklungen mit ihrem Rathe beizustehen Gelegenheit fand. Es wird berichtet, daß dieser Rath und Beistand sich selbst auf einen Liebeshandel ausdehnte, in welchen der jugendlich unbesonnene Tasso sich unvorsichtig genug mit einem Hoffräulein, Lucrezia Bendedio, der Geliebten von des Herzogs Alfons mächtigem Minister Pigna, verwickelt hatte, und daß es ihrer Klugheit gelang die üblen Folgen von Tasso's Haupte abzuwenden. Auch Leonorens ein Jahr ältere Schwester, die Prinzessin Lucrezia, welche ihn bei Leonoren eingeführt hatte, und die ein Jahr später Ferrara als Gattin des Herzogs von Urbino verließ, war und blieb des Dichters treue sorgliche Beschützerin und Freundin, und beide Schwestern ließen es sich angelegen sein, bis in das Kleinste für die Bedürfnisse des Dichters Sorge zu tragen, dessen eigne leichtsinnig sorglose Lebensführung, dessen unpraktisches Behaben in allen äußeren Verhältnissen, verbunden mit einer sich von Jahr zu Jahr steigernden krankhaften Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit ihnen dazu reiche Veranlassung und Gelegenheit boten.

Nach der Entfernung der älteren Schwester blieb Leonoren die nächste Sorge für den Dichter allein überlassen. Es bildete sich allmälig ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen beiden, das aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer Seite durchaus in denjenigen Schranken blieb, welche Sitte und Lebensstellung ihr trotz ihrer Neigung für den jungen Dichter auferlegten.

Taſſo war in ſeiner Jugend einer der ſchönſten Männer Italiens, von hoher, ſchlanker, in allen ihren Verhältniſſen harmoniſcher Geſtalt. Seine Geſichtsfarbe war weiß und ſpäter bleich, das lockige Haar kaſtanienbraun, am Haupte heller als am Barte, die ſchwarzen Augenbraunen gewölbt und fein geſchwungen, die lichtblau glänzenden meiſt ſinnend ruhigen oder gen Himmel gerichteten Augen groß und rund, die feinen, ſanft gerötheten Lippen des Mundes voll weißer wie Perlen dicht aneinandergereihter Zähne von lieblichem Ausdruck. Dieſer herrliche Kopf mit dem kräftig breiten Kinne und dem mäßig langen Halſe ſaß auf einem Körper, deſſen breite Bruſt und kräftige Schultern, deſſen gelenke wohl proportionirte Glieder das ſchönſte Ebenmaß aufzeigten, und dem man es anſah, daß er in den ritterlichen Uebungen des Reitens und Schwimmens, des Fechtens und Ringens bis zur Meiſterſchaft wohlgewandt war. „Seine Rede", ſo fährt die Beſchreibung fort, „war meiſt fertig und leicht, obwohl zuweilen ſtammelnd, ſein Vortrag mehr gedankenreich als anmuthig. Selten lächelte er, nie lachte er laut auf. Die ganze Erſcheinung verrieth auf den erſten Blick den Mann von hoher Bedeutung." Und dieſer Mann, ſchon als Jüngling gefeiert als der erſte Dichter des Jahrhunderts, zugleich in vieler, ja faſt in jeder Hinſicht hülfsbedürftig wie ein Kind, und durch dieſe Hülfsbedürftigkeit, eine Folge eigner und fremder Verzärtelung, ſowie durch ſeine krankhafte Reizbarkeit, ſeine düſtere verdachtvolle Schwermuth, eine dämoniſche Natur, wie ſie Goethe ſo unübertrefflich und dabei hiſtoriſch vollkommen treu geſchildert hat, war hingewieſen auf den Beiſtand und die Theilnahme eines Weibes, einer fürſtlichen Jungfrau, wie die zart und tiefempfindende Leonore von Eſte, die in ihm das Ideal einer poetiſchen Erſcheinung verkörpert ſah, und Neigung, Muße und Mittel hinreichend beſaß, ſich des verehrten Dichtergenius, des ſchönen und doch ſo unglücklichen Mannes anzu-

nehmen, der, wie sie bald, und nicht nur sie allein, deutlich bemerken konnte, ihr, der Einsamen, Kranken seine feurige Liebe, wenn auch scheinbar tief versteckt, entgegen trug! Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie seine Liebe nicht erwiedert hätte.

Man hat diese Liebe bestreiten, ihre historische Existenz ableugnen wollen. Ohne Grund. Schon im Jahre 1576 deutete der Dichter Guarini, den Tasso sich verfeindet hatte, in einem Sonette auf dessen Leidenschaft für die Fürstin deutlich hin, und es ist leider nur allzugewiß, daß diese unselige Liebesleidenschaft die in dem Dichter liegenden Keime der Gemüthskrankheit und theilweisen Geistesstörung zur Reife brachte. Man braucht seine Liebesgedichte, die er an die Fürstin gerichtet hat, nur zu lesen, um sich von der tiefen Wahrheit, von der verzehrenden Gluth der Empfindung, welche sich darin ausspricht, zu überzeugen. Wie weit Leonore seine Liebe theilte, wird vielleicht nie mit völliger Sicherheit auszumachen sein. Aber es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß seine Liebe nicht unerwiedert blieb. Die sonst unbegreifliche Tyrannei, mit welcher Herzog Alfons dem unglücklichen Dichter seine sämmtlichen Manuscripte und Papiere hartnäckig vorenthielt, die er bei seiner letzten Flucht in Ferrara gelassen hatte, und um die er den Herzog umsonst Jahre lang anflehte, sowie die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher Alfons den durch seine unselige Leidenschaft allerdings dem Wahnsinn nahe gebrachten Dichter *sechs* lange Jahre in dem Kerker des Irrenhauses gefangen hielt, sind nur dadurch zu erklären, daß der Herzog über Tasso's Liebe zürnte und die Indiskretion des Dichters fürchtete.

Leonore von Este starb den 10. Februar 1581 in Ferrara im fünfundvierzigsten Lebensjahre, kaum ein Jahr nach Tasso's Einkerkerung.

Goethe hat in seinem wundervollen Seelengemälde, — denn ein solches und kein Drama ist sein „Schauspiel" Tasso, — sich

in der Schilderung der beiden Hauptperſonen möglichſt treu an die hiſtoriſche Ueberlieferung gehalten, obſchon ſeine eigentliche Abſicht dahin ging, ſich in dieſer Dichtung ein Gefäß zuzubereiten, in welches er ſeine eigenſten innerlichen Erfahrungen und Erlebniſſe niederlegen mochte. Schon aus der vorſtehenden kurzen Schilderung der hiſtoriſchen Leonore von Eſte wird es klar geworden ſein, wie viele Züge derſelben die Prinzeſſin der Goetheſchen Dichtung trägt.

Betrachten wir jetzt die letztere näher, ſo begegnen wir zunächſt einem gänzlichen Mangel der Schilderung der äußern Erſcheinung Leonorens, weil hier die Tradition den Dichter völlig im Stiche ließ. Denn es giebt keine Beſchreibung des Aeußern der Geliebten des unglücklichen Märtyrers der Poeſie und Liebe, kein Bild eines Malers, das uns ihre Züge erhalten hätte. Wir mögen einſtweilen die Schilderung auf ſie anwenden, mit welcher Taſſo ſeine „Sophronia“ in jener wundervollen Epiſode ſeines befreiten Jeruſalems ausgeſtattet hat, in der er ſeine eigne anfangs tief verhüllte Leidenſchaft für die hohe Frau in jenen erſten glücklichen Tagen abſpiegelte, als noch die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs ſeiner ſtillen Leiden in ihm lebendig ſein mochte:

„Die Jungfrau kam allein hervorgegangen,
Den Reiz nicht ausgeſtellt, nicht bang verwahrt;
Voll Ruh der Blick, vom Schleier rings umfangen
Ablehnend, edelſtolz in Gang und Art.
Ob ſie geſchmückt? nachläſſig? Ob der Wangen,
Der Züge Reiz durch Kunſt, durch Zufall ward? —
Natur und Lieb', des Himmels Huld bereiten
So wunderliebliche Nachläſſigkeiten.“

Leonore iſt in der That die ächte Sophronia, die „maßvolle“ Hochgeſinnte, die Verkörperung bewußter Entſagung und eines poetiſchen Idealismus, der fern iſt von aller berechnenden

Selbſtſucht. Die Züge, mit denen Leonore Sanvitale und ſie ſelbſt im erſten Akte ihr Weſen ſchildern, zeichnen uns eine feinſinnige, innerliche, beſcheiden hoheitvolle Natur, ſelbſtlos uneigennützig bis zu dem fehlerhaften Grade, daß ſie nicht einmal „für ihre Freunde von Andern etwas zu erbitten“ vermag. Wir finden ſie gleich beim Anfange des Stücks an einem ſchönen Frühlingstage verſunken im Genuſſe der lieblichen Einſamkeit ihres geliebten Landſitzes, wo ſie „ſo manchen Tag der Jugend froh verlebt hat“, und in deſſen ſchattigſtillen Hainen ſie ſich „in die goldne Zeit der Dichter zu träumen liebt“, deren poetiſche Welt ihrer Seele eigentliche Heimath iſt. Erzogen von einer hochgebildeten Mutter, der ſie „die Kenntniß aller Sprachen und des beſten, was uns die Vorwelt ließ“ zu danken geſteht, hat ſie doch das Glück dieſer mütterlichen Erziehung einer Frau, der ſie ſich an „Wiſſenſchaft und rechtem Sinne“, an Klugheit und Kenntniß jeder Art und an Geiſteshoheit weit untergeordnet bekennt, nur kurze Zeit genoſſen. Denn die Mutter gehörte jenem Kreiſe bedeutender Männer und Frauen der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts an, die, wie wir aus Michel Angelo's und Victoria Colonna's Leben wiſſen, an der in Deutſchland ausgebrochenen Bewegung zur religiöſen Freiheit eifrig Theil nahmen, eine Theilnahme, die der gläubig frommen Tochter als ein Unglück und ein Irrthum erſcheint. Man entzog die Kinder der ketzeriſchen Mutter (Akt III, Scene 1):

„Man nahm uns von ihr weg. Nun iſt ſie todt! —
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei!“

So iſt Leonore einſam herangewachſen. Frühe Leiden, die durch Kränklichkeit gebotene, durch eigne Neigung geförderte Abtrennung von dem Leben der Welt und ſeinen Freuden hat ſie mehr und mehr in ſich zurückgeführt, und eine Sinnesart ge-

nährt, die auf geduldiges Ertragen, auf Entbehren und Entſagung und zuletzt auf Unglauben an Glück überhaupt hinausläuft. Hören wir von ihr ſelbſt die Schilderung ihres Lebensganges, in jener Scene mit ihrer Freundin und Nebenbuhlerin, der Gräfin Sanvitale. — „Glücklich? Wer iſt denn glücklich?“ ruft ſie aus, als dieſe ihr die Hoffnung ausſpricht, „ſie dereinſt, ſo ſchön ſie es verdient, glücklich zu ſehen“. Und als dieſelbe dann ſie auffordert, „nicht nach dem zu blicken, was jedem fehle, ſondern zu betrachten, was ihr alles noch bliebe, erwiedert ſie mit den ſchmerzlichen Worten:

„Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! — Ueben konnt ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bei Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt;
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußte
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergötzte,
Die Freude des Geſangs; ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt, ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang war mir dies Glück gegönnt: auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg: ſein ſtreng Gebot
Hieß mich verſtummen. Leben ſollt' ich, leiden,
Den einzigen kleinen Troſt ſollt' ich entbehren!“

In dieſem hinkränkelnden Pflanzenleben begegnet ihr ſehnſuchtsvolles Herz zum erſtenmale dem Jünglinge Taſſo, nicht im Glanze jener ritterlichen Prachtfeſte, der den Blick des zuerſt in Ferrara eintretenden Jünglings blendete, denn auch damals war ſie krank, ja faſt dem Tode nahe. Erſt als die noch ſchwach

und kaum halbgeneſene lange nach jenen Tagen „zum erſtenmale, noch unterſtützt von ihren Frauen aus dem Krankenzimmer trat," kam, wie ſie es im Anfange des zweiten Aktes Taſſo in Erinnerung ruft, die Schweſter, die ihr den Dichter zuführte:

„Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei, und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft ich viel für dich und — mich! auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen."

Dieſe Scene iſt es, welche Kaulbach uns in ſeinem Bilde vorgeführt hat. Aber wie tief Eleonore ſelbſt von dieſer Begegnung, die eine Reihe von Jahren hinter dem Beginne unſres Stücks zurückliegt, ergriffen worden war, das geſteht ſie der Freundin in jener Scene des dritten Akts, in welcher der Schmerz über den zu befürchtenden Verluſt des geliebten Freundes ihr Gefühl überwältigt und ihre ſonſt ſo verſchwiegenen Lippen entſiegelt:

„Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen; ſtill beſcheiden blickt' ich
Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung ſchönſten Balſam ein.
Ich wagt' es, vorwärts in das Leben weiter
Hineinzuſehen! — — — — — Da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand
Und — daß ich Dir's geſtehe, — da ergriff
Ihn mein Gemüth, und wird ihn ewig halten!"

Und eben ſo augenblicklich mit derſelben dämoniſch unwiderſtehlichen Gewalt hat ſich, wie Er ihr gegenüber (Akt II, Scene 1.) ausſpricht, auch Taſſo von ihrer Erſcheinung ergriffen gefühlt, deren geiſtigen Zauber für den Dichter die Schwäche ihrer Krankheit noch vermehrte. Aus dem ſinneberauſchenden Taumel der prachtvollen Feſtluſt von Turnier und Bankett in das ſtille hohe Marmorgemach der Geneſenden tretend, fühlt er ſich, „mit einem Blick in ihren Blick", „geheilt von aller Phantaſie, von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe". — Von aller „Begierde", die „ſich nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor —

Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen."

So ſind ſie nebeneinander hergegangen, haben ſie Beide neben und mit einander gelebt und das ſüße Gift der Liebe in immer tieferen Zügen in das Herz geſogen Jahre lang bis zu jenem kurzen Frühlingstage, der vom Schickſal auserſehen iſt, die Blüthe der herben Aloe, nach gewaltſam geſprengter, lang verſchloſſener Knospe plötzlich in flammenrother Pracht aufſtrahlen und am Abende gebrochen und verwelkt im Staube liegen zu ſehen.

Verfolgen wir jetzt dieſen vom Dichter geſchilderten ſo verhängnißvollen Frühlingstag von Belriguardo und Leonorens Verhalten an demſelben in unſerer Schilderung.

Wir finden ſie mit ihrer Freundin Eleonore Sanvitale in der idylliſchen Zurückgezogenheit der ländlichen Villa an einem der erſten ſchönen hoffnungsreichen Morgen des jungen Frühlings in phantaſtiſch ſchäferlicher Tracht und Kleidung, über die ihr fürſtlicher Bruder Alfons zu ſpotten liebt, mit Kränzewinden beſchäftigt neben den Hermen Virgils, ihres ernſten Lieblingsdichters, und Arioſt's, den ſich die leichtere, lebensfriſche Sanvitale zum Lieblinge erkoren. Wir haben ſie als eine Frau am

Ende der erſten Hälfte der dreißig, Taſſo etwa als ſieben bis achtundzwanzigjährig zu denken. Sie iſt nicht mehr ſo leidend wie früher, doch immer noch von zarter Geſundheit, die ſie ſelbſt weiterhin mit den Worten ſchildert: „Ich bin geſund, das heißt ich bin nicht krank!“ Des Frühlings Weichheit ſchließt ihr im Geſpräch mit der Freundin, die bald von ihr zu ſcheiden und zu ihrem Gemahl nach Florenz zurückzugehen im Begriffe iſt, die ſonſt ſtill in ſich verſenkte Seele mehr als gewöhnlich auf. Es iſt ihr nicht entgangen, daß die Sanvitale ihrem Dichter ungewöhnlichen Antheil ſchenkt, und ſie kann ſich's nicht verſagen, die Freundin darüber mit ſanfter Heiterkeit ein wenig zu necken. Auch hat ſie mit dieſer Neckerei mehr Recht als ſie ſelbſt glaubt und der Freundin einzugeſtehen für gut findet, die ihrerſeits, von der Prinzeſſin ſo herausgefordert, mit der Erklärung hervortritt, daß der Name Leonore, der ſich in den Liebesſonetten finde, welche von Taſſo's Hand zuweilen den Bäumen des Parks Sprache verleihen, ebenſowohl der Name der Prinzeſſin wie der ihre ſei. Es iſt nicht zufällig, daß die Prinzeſſin die Ideen von der platoniſchen Liebe, welche ihre Freundin dem Dichter zuſchreibt, deſſen Liebe nicht ſowohl ihren beiderſeitigen Perſonen als vielmehr einem höheren allgemeineren Ideale gelte, nicht zu verſtehen erklärt; und ihre Antwort, welche ſie auf das „Uns liebt er nicht! — verzeih' daß ich es ſage!“ — giebt, verräth der klugen Sanvitale plötzlich den wahren Herzenszuſtand ihrer fürſtlichen Freundin, und berechtigt ſie zu der ſpottenden Erwiederung:

Du? Schülerin des Plato! nicht verſtehen,
Was Dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt? —
Es müßte ſein, daß ich zuſehr mich irrte!

Aber die Kluge irrt ſich nicht, und die unmittelbar darauf folgende Bitte der Prinzeſſin bei der Annäherung des Fürſten, ihr faſt ängſtlich abbrechendes:

Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen,
Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt!

ist nicht minder bedeutungsvoll für den Zustand ihres Innern. In der That sehen wir auch den Herzog Alfons in heiterem Scherze auf Tasso's Unzertrennlichkeit von den beiden Frauen anspielen, und sie neckend seiner Schonung versichern. Denn der fürstliche Herr sieht in Tasso's ihm nicht verborgener Neigung nichts als ein poetisches Spiel und eine eben so erklärliche als erlaubte Huldigung. Der Fürstenstolz jener Zeiten hat eben keinen Begriff davon, daß die Liebe zwischen einem Dichter, sei er auch der erste Genius seines Volks und Jahrhunderts, und einer fürstlichen Prinzessin, sei sie auch nur die Schwester des Dynasten eines kleinen Ländchens wie Ferrara, — kein Wahnsinn sei, und daß Eleonore von Este oder eine Victoria Colonna je einem Tasso oder Michel Angelo etwas anders sein könnten, als „Sterne die man nicht begehrt", so sehr man sich auch ihrer Pracht erfreuen mag.

Dagegen sehen wir in der nächsten Scene mit Alfons die Prinzessin stets bereit, den Dichter gegen des Bruders Klagen in Schutz zu nehmen, und während Leonore Sanvitale ganz auf des Fürsten An- und Absicht eingeht, daß Tasso hinaus in die Welt müsse, verharrt die Prinzessin bei diesem Punkte in bedeutungsvollem Schweigen. Aber sie ist wiederum die Erste, die den geliebten Dichter gegen Antonio vertheidigt, der gleich bei der ersten Begegnung seiner Mißempfindung gegen den bevorzugten jungen Mann, dessen Leidenschaft für die Prinzessin ihm so wenig wie das Gefühl der Prinzessin ein Geheimniß ist, auf eine harte und schwer verletzende Weise Ausdruck giebt. Die ungerechte und in keiner Weise herausgeforderte Bitterkeit und Herbigkeit, mit der Antonio ihren Liebling im Augenblicke von dessen höchster Erregung roh beleidigt hat, bringt der fein und tief empfindenden Fürstin ihr Gefühl für den Gekränkten nur

ſtärker zum Bewußtſein, und ſie iſt gerade deshalb um ſo weniger im Stande in jener erſten Scene des zweiten Akts das wenngleich zart verſchleierte Bekenntniß zurückzuhalten, daß Taſſo's Liebe in ihrem Buſen ein Echo findet. Ja, ſie liebt ihn, ſie kann ihn nicht entbehren, und der Gedanke, ſich ihn und ſeine Nähe um jeden Preis zu erhalten, iſt es, der ſie bewegt, den über ſein neuentdecktes Glück in das reinſte Entzücken verſunkenen, jetzt nun auch ihr ſeine Liebe ohne Rückhalt geſtehenden Taſſo zu jenem Schritte der Verſöhnung mit Antonio zu beſtimmen, der ihr zur Erreichung ihrer Abſicht nöthig ſcheint, und auf den Taſſo mit ſo freudigem Gehorſam eingeht. Der Schritt mißlingt, doch nicht durch Taſſo's Schuld, und ſein Ausgang führt die Kataſtrophe herbei.

Die Prinzeſſin hört von dieſem Ausgange mit Beſtürzung, ja mit Entſetzen. Sie nimmt auch hier ſogleich Taſſo's Partei, und ihre Ahnung, daß diesmal Taſſo, Antonio gegenüber, gewiß im Rechte geweſen ſei (Akt III, Scene 1):

Gewiß hat ihn Antonio gereizt ꝛc.

iſt vollkommen richtig. Sie fühlt ſich auf das Tiefſte erſchüttert. Sie klagt ſich an, daß ihr unüberlegtes Verlangen Taſſo zu dieſem falſchen Schritte getrieben, daß ſie die Schuld der Folgen trage, und dies Gefühl des Unglücks entfeſſelt ihre Zunge zu dem freien Bekenntniß ihrer tief im Herzen verborgenen Liebe. Je offener und wärmer Taſſo ſelbſt ihr im vorhergehenden Akte ſeine leidenſchaftliche grenzenloſe Hingebung gezeigt hatte, — „Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!“ ruft ſie klagend aus, — um ſo zerſchmetternder fühlt ſie ſich jetzt getroffen, als die liſtige Freundin, deren ganzer Sinn darauf geſtellt iſt, dieſen Zwiſchenfall zu benutzen, um ſich den von ihr geliebten Dichter als huldigenden Verehrer zu gewinnen und zu ſichern, ihr er-

öffnet, daß Taſſo's Entfernung von Ferrara jetzt eine Nothwendigkeit ſei.

Hier zuckt zuerſt aus Leonorens keuſchem Herzen ein Funke der Eiferſucht hervor. „Du willſt dich im Genuß, o Freundin! ſehn, ich ſoll entbehren!“ ruft ſie ihr klagend zu. Auch weigert ſie lange ihr Ja dem Plane, und giebt ihre widerwillige Einſtimmung nur mit den Worten: „Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſei, wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt.“ Und wenn ſie „ihn denn einmal entbehren ſoll“, ſo mag ſie ihn noch am erſten der Freundin „gönnen“. Aber immer aufs Neue macht ſich ihr Schmerz, ja ihre Verzweiflung Luft in ihren klagenden Geſtändniſſen, die ſich zuletzt bis zu der Verſicherung ſteigern, daß ihr Herz „ihn ewig halten werde“, ein Geſtändniß, das ſie, erſchreckend über ihre ungewohnte Offenheit, mit den Worten abzubrechen ſucht:

Ich bin geſchwätzig und verbürge beſſer
Auch ſelbſt vor Dir, wie ſchwach und krank ich bin!

Vergebens! Der unter der ſtillen Oberfläche tief und ſtark fluthende Strom ihrer Liebesempfindung reißt ſie unwiderſtehlich fort, zu immer neuen Geſtändniſſen ihrer Liebe für den Mann, „den ſie liebte, weil ſie ihn verehren mußte“, den ſie lieben mußte, weil, wie ſie ausruft „ihr Leben erſt durch ihn zum Leben ward, wie ſie es nie gekannt“. Und ſo ſtrömt ſie denn die ganze Fülle ihres Liebesempfindens aus in jenen unſagbar ſchönen Verſen, in denen ſie die lebendig zurückgerufene Erinnerung an ihre vergangene Glückſeligkeit, und die vorweggenommene Schmerzensempfindung über die verödet vor ihr liegende Zukunft als Doppelſtachel ſich in die blutende Seele drückt. —

Gewiß nur die Eigenſucht kann die Gräfin Sanvitale verleiten, in der ſtill und tief glühenden Empfindung der Prinzeſſin, deren trauriges Loos fürſtlicher Hoheit ſie beklagt, nur eine ru-

hige „Neigung“ zu ſehen, die, ähnlich dem kalten „ſtillen Schein des Mondes, keine Luſt nach Lebensfreude umhergießt“. Hat ſie doch ſelbſt keine Ahnung von der verzehrenden Gluth der Leidenſchaft, die Taſſo's Herz bisher erfüllt. Die Prinzeſſin weiß es beſſer, wie es um ihr eignes und wie es um Taſſo's Inneres ſteht. Sie fürchtet, daß das Herrliche und Hohe dieſer Liebe ſie und ihn „elend machen“ wird, wenn die bisher ſo ſtillbewahrte Flamme „ungehütet um ſich her frißt“, und ihre Furcht ſoll in Erfüllung gehen. Die Entſcheidung erfolgt, und Leonorens Unglück iſt nur um ſo größer, als Erziehung und Natur, Charakter, Lebensſtellung und Gewöhnung ihr die Kraft geben, ihre Leidenſchaft zu unterdrücken und ihr Herz zu brechen. Denn daß die Leonore, die den Geliebten, der ſich in ihre Arme ſtürzt, mit einem ſchauernden „Hinweg!“ „von ſich ſtößt“, dieſen Ausgang nicht überleben kann, daß ihr ganzes Daſein mit dieſem Akte zerbrochen iſt, mit dem ſie das, was bisher allein „ihr Leben war“, von ſich ſtößt, bedarf für den richtig Fühlenden keiner weiteren Erörterung. Und wenn Taſſo die furchtbare Wahrheit jenes Wortes an ſich erfahren ſoll, das Goethe vielmehr der Prinzeſſin, als ihrer leichtblütigen Freundin hätte in den Mund legen mögen, des Wortes:

Der Lorbeerkranz iſt, wo er Dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks!

das, beiläufig bemerkt, als der Vater des bekannten vergröberten Freiligrath'ſchen Worts von dem allzeitigen „Fluche“ der Gabe der Dichtung und von dem „Kainsſtempel des Dichters“ gelten darf: ſo hat die unglückſelige Leonore von Eſte dagegen das Schickſal: den Fluch an ſich zu bewahrheiten, der aus dem Vorurtheil der Welt von der Ungleichheit der Stände entſpringend, gerade die Edelſten und Beſten in Elend und Verderben reißt. Ihr Schickſal iſt vorzugsweiſe, ja allein, das Tragiſche in dieſer

Dichtung, denn ihr der Unglückſeligen, die ihr Alles und ſich ſelbſt verliert, bleibt Nichts übrig, während Taſſo ſich doch noch zuletzt an den Felſen feſtklammern darf, an dem er ſcheitern ſollte, und ihm ein Gott das rettende Glück verlieh, „zu ſagen was er leide“.

IX.

Eugenie.

IX.

Eugenie.

Das Trauerſpiel „Die natürliche Tochter“, deſſen Heldin wir in der Kaulbach'ſchen Darſtellung vor uns haben, entſtand dem Dichter durch die Lektüre der im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts erſchienenen Memoiren der Prinzeſſin Amélie Gabrielle Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti. Dieſe Prinzeſſin war die Frucht eines geheimen Liebesverhältniſſes zwiſchen dem Prinzen Louis François von Bourbon-Conti und der ſchönen Herzogin von Mazarin. Die Verwandten dieſer „natürlichen Tochter“, obenan ihr Halbbruder der Graf von Marche — der ſpäter ſeinem Vater in der Regierung des kleinen Fürſtenthums nachfolgte, das nach dem Städtchen Conti bei Amiens den Namen führte, und mit dem 1807 das Haus Bourbon-Conti ausſtarb —, ſahen ſich durch die bevorſtehende Anerkennung derſelben, welche ihr Vater bei dem Könige Ludwig XV. zu erwirken gewußt hatte, in ihren Erbanſprüchen bedroht. Sie griffen daher zu dem verbrecheriſchen Mittel, die junge Prinzeſſin heimlich in eine kleine weltabgeſchiedene Provinzialſtadt zu entführen, kurze Zeit ehe der feierliche Akt der Legitimirung durch den König ſtattfinden ſollte; ja, ſie gingen ſoweit, die noch minorenne Prinzeſſin durch die unwürdigſten Mittel zur Verheirathung mit einem Bürgerlichen, dem Prokurator Antoine Louis B., einem bigotten und gefühlloſen Menſchen von widerwärtigem

Aeußern, zu zwingen, durch welchen ſie mehrere Jahre lang die übelſte Behandlung erfuhr, bis es ihr zuletzt gelang, ſich derſelben zu entziehen und eine Nichtigkeitserklärung ihrer erzwungenen Ehe zu beantragen.

Jene Memoiren, in welchen die unglückliche Frau die Geſchichte ihrer Leiden und die abenteuerlichen Schickſale ihrer ſpätern Zeit erzählte, ſchienen dem Dichter einen Stoff zu bieten, deſſen Behandlung es ihm möglich machen könne, ſeine Gedanken und Anſichten über die franzöſiſche Revolution mit mehr Ernſt und Tiefe, als es in den früheren Dramen „Der Großkophta“ und „Der Bürgergeneral“ ihm gelungen war, poetiſch auszuſprechen. Die Dichtung war auf eine Trilogie angelegt, von der das vollendet vorliegende, als Trauerſpiel bezeichnete Drama nur die Expoſition geben ſollte. Eine Expoſition, über ein Drittheil länger als die ganze Iphigenie des Dichters, als abgeſchloſſenes „Trauerſpiel“ hinzuſtellen, war ſchon an ſich ein mißliches Unternehmen; aber noch mißlicher für die dramatiſche, ja auch für die poetiſche Wirkung überhaupt, war die Behandlungsweiſe, deren ſich der Dichter bei dieſem Stoffe bedienen zu dürfen glaubte.

Dieſe Behandlungsweiſe iſt eine faſt durchweg abſtrakt ſymboliſche. Statt in dem Beſondern und durch das Beſondere das Allgemeine darzuſtellen, aus der Lebendigkeit der Individualität und plaſtiſchen Charakteriſtik, wie in ſeinen früheren Werken, das allgemein Bedeutende von ſelbſt hervorgehen zu laſſen, arbeitete er bei der Behandlung eines ganz geſchichtlichen Stoffes aus der nächſten Wirklichkeit mit voller Abſicht darauf hin, die Idealiſirung deſſelben dadurch in's Werk zu ſetzen, daß er die perſönliche Beſtimmtheit der Geſtalten und ihrer Verhältniſſe, ſowie der Zeit und der Umſtände möglichſt verwiſchte und verdeckte. So wurden ihm die meiſten der wirklichen hiſtoriſchen Perſonen, welche der Dichtung zum Grunde lagen, zu ſymboliſchen

Gestaltschemen. Alle Lokalfarbe, alle festbestimmte charakteristische Zeichnung, wie wir sie zum Beispiel im Egmont bewundern, verschwand in dieser idealisirenden Silberstiftzeichnung, deren einförmig regelmäßige Züge bei aller Reinheit und Richtigkeit der Linien nicht für das mangelnde individuelle Leben und für die fehlende Charakterfarbe entschädigen konnten, ebensowenig als die solcher symbolischen Behandlungsweise gemäße antikisirende, übermäßig einförmige und sententiöse Sprache, trotz der vielen „schönen Stellen" und pathetischen Empfindungsergüsse Ersatz zu bieten vermochte für den gänzlichen Mangel an Handlung und für die Unklarheit, in welcher selbst das, was man „die Fabel des Stücks" nennt, gehalten ist.

Von diesem letzteren Uebelstande überzeugt man sich leicht, sobald man es unternimmt, diese „Fabel", d. h. den Hergang der in dem Drama behandelten Begebenheit, aus dem Stücke darzustellen. Wir wollen dies versuchen, indem wir unsere Erzählung an diejenige Person des Stücks knüpfen, die Goethe sich zur Heldin desselben ausersehen hat.

Eugenie, das heißt die wohl und adlig Geborne, — denn dies bedeutet der aus dem Griechischen stammende und mit Absicht von dem Dichter seiner Heldin beigelegte Name, — ist die natürliche Tochter des „Herzogs", des nächsten Anverwandten und ersten Vasallen des „Königs", und einer ebenfalls dem Königshause nahe verwandten Fürstin. Ueber die letztere lauten die Angaben in dem Stücke verschieden. Denn während der „König" sie als „die verehrte, nah verwandte, nur erst verstorbene" bezeichnet, und der Herzog sie „die hochbegabte, hochgesinnte Frau" nennt (Akt I, Scene 1.), hören wir von dem im Dienste des Herzogs stehenden „Secretair" über sie eine ganz andere Sprache führen. In seinem Munde (Akt II, Scene 1.) heißt sie nur „die stolze Frau, der dieses Kind, das ihr nur ihrer Neigung Schwäche vorzuwerfen schien, ein Greuel war",

und die daher auch dasselbe „nie anerkannt und kaum gesehen“ hatte.

Eugenie wird anfangs als „ein unbedeutend, unbekanntes Kind“ in einem alten entlegenen Jagdhause ihres Vaters des Herzogs, unter der Leitung der „Hofmeisterin“, auferzogen, ohne den hohen Rang ihres Vaters zu kennen und ohne von ihrer „hohen“ Mutter zu wissen. Aber eine sorgfältige Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entwickeln das von Natur begabte, wohlgestaltete, geistig und leiblich kräftige und reichausgestattete Kind zur herrlich erblühenden Jungfrau, und zur höchsten Freude des Vaters, der in dem Besitze dieser Tochter Trost und Ersatz findet für die Leiden, welche ihm sein einziger in gesetzmäßiger Ehe erzeugter Sohn bereitet. Stolz auf den Werth und die treffliche Entwicklung dieser „natürlichen Tochter“, läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Verhältniß, in welchem sie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Vaterliebe ein „öffentliches Geheimniß“, das Jedermann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der König nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu sein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies letztere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe des einsamen Jagdschlosses geführt wird, welches „den wonnevoll geheim verwahrten Schatz“, die Tochter des Herzogs, die schöne Eugenie verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei dieser Gelegenheit eröffnet nun der Herzog dem Könige, seinem Verwandten, das Geheimniß seines Vaterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des königlichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu sehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das solchem Akte im

Wege ſtehende Hinderniß beſeitigt hat. Der König findet ſich dazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den ſie in Folge ihrer Tollkühnheit beim Herunterſprengen von ſteiler Bergesklippenhöhe gethan, glücklich und unbeſchädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet ſie ſich wieder als Tochter „des Oheims eines Königs" und als „Nichte des großen Königs", der ſie als ſolche anerkennt und ihr verſpricht, daß er bald, „was hier geheim geſchah, vor ſeines Hofes Augen wiederholen" werde. Bis dahin aber fordert er von Vater und Tochter ſtrenge Verſchwiegenheit. Denn „Mißgunſt lauert auf", und das Staatsſchiff, das er zu ſteuern berufen iſt, befindet ſich bereits in einer klippenumdrohten Wogenbrandung —

wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber ſchwachen Königs aus ſeinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog ſelbſt bisher auf der Seite ſeiner Gegner geſtanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue jetzt von ihm anerkannte Nichte dazu beitragen werde, ihm des Vaters „Herz und Stimme zu erhalten". Beide ſollen ſich „neben ihn ins Chor der Treuen ſtellen, die an ſeiner Seite das Rechte, das Beſtändige beſchützen". „Das Beſtändige", d. h. das Hergebrachte, gegen welches von unten her die Revolution, in welcher der Monarch natürlich nur das Streben nach abſoluter Gleichmacherei ſieht, mit drohendem Wellenſchlage andringt, während „der Zwiſt, der Große gegen Große reizt" —

— von innen
Das Schiff durchbohrt, das gegen äuß're Wellen
Geſchloſſen kämpfend nur ſich halten kann.

Durch den Herzog ihren Vater erfährt Eugenie darauf, daß der König „zu gut iſt", daß „ſeine Milde Verwegenheit erzeugt",

daß Strenge gegen die Revolutionäre Noth thue, daß es eine Partei ſolcher entſchiedenen Strenge giebt, zu welcher der Herzog zählt, auf deren Stimme aber der König nicht hören wolle, der bei all ſeiner Güte und edlen Geſinnung doch als Regent nicht an ſeinem Platze ſei, und in dem ſich die ehemalige Kraft ſeines alten Heldenſtammes, deſſen „ſpäter Zweig" er iſt, verleugne. So wird Eugenie in demſelben Augenblicke, welchen der Vater ſo heiß erſehnt hat, in die Wirbel der Sorgen und Intriguen von Hof und Staat, — „der Welt gedrängter Poſſe" nennt es der Herzog, — hineingeriſſen, und mit Schmerz ſieht der Letztere durch die Erhebung ſeiner Tochter das Paradies der Unſchuld, das ſeine Tochter bisher umgab, und zu dem er ſelbſt ſich aus jenem wirren und gefahrvollen Treiben zu retten liebte, zerſtört.

Aber ganz anders empfindet Eugenie. In dieſer ächt ariſtokratiſchen Seele, in dieſem Erzeugniſſe der Sünde der großen Welt, lebt der ſtolze Geiſt ihrer Mutter. Keine Regung ſchwächlicher Sentimentalität mindert die Befriedigung, welche die Entdeckung ihres hohen Ranges, die Ausſicht auf die nahe Anerkennung deſſelben ihr gewährt hat. Der Gedanke, daß ihr König ſelbſt, „der große König", wie ſie ihn nennt, geſtehen muß, daß er ihrer bedürfe, die Ausſicht, daß ſie zum Handeln berufen, daß ſie beſtimmt ſei,

> Mit hocherhob'nen, hochbeglückten Männern
> Gewalt'ges Anſehn, würd'gen Einfluß

zu theilen, erſcheint ihr als „reizender Gewinn für edle Seelen", als hohes Glück gegen ihres bisherigen „Daſeins Unbedeutenheit". Eingeweiht in die Sorgen, Gedanken und Pläne des Vaters, theilnehmend an jeder großen Handlung, „die den Vater dem Könige und dem Reiche theurer macht", will ſie „das Recht vollbürtiger Kindſchaft rühmlich ſich erwerben". Man ſieht: in

dieſem achtzehnjährigen Mädchen iſt die Anlage gezeichnet zu einer Herrſchernatur, wie ſie die Geſchichte in einer Eliſabeth oder in einer Katharina aufzeigt, und der lebenserfahrene Weltmann und Politiker, der Herzog, erſcheint ſchwächer als die jugendliche Tochter. Er muß bekennen:

Wir tauſchten ſonderbar die Pflichten um:
Ich ſoll dich leiten und du leiteſt mich!

Nur eine einzige Sorge erfüllt Eugenie in dieſem Augenblicke, und dieſe Sorge iſt eine ächt weibliche. Ein berühmter Theologe und Kanzelredner pflegte zu ſagen: „Faſt alle Frauen denken, ſelbſt wenn ſie ſich das Paradies und die ewige Seligkeit vorſtellen, in ihrem innerſten Herzen in der Regel zuerſt daran, wie ſie dort wohl gekleidet ſein werden.“ Ganz ebenſo ergeht es Eugenie in ihrem Falle. Zwar bezeichnet ſie ſelbſt ihre Sorge für ſolches Aeußerliche als „mädchenhafte Schwachheit“, aber dieſer Zug liegt tiefer in ihrer Natur, als ſie weiß, er liegt begründet in ihrem eigenſten Weſen, das ſich ſpäter in den bedeutungsvollen Worten Ausdruck giebt, mit denen ſie den Gedanken eines beſcheidenen aber dauernden Glückes von ſich weiſt:

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz erloſch!

Das Geburtsfeſt des Königs, an welchem die feierliche Staatsaktion ihrer Anerkennung als königliche Prinzeſſin vor ſich gehen ſoll, iſt nahe bevorſtehend, ſo nahe, daß ihr ſofort die ſchwere Sorge aufſteigt, wie und ob es möglich ſein werde, die dazu nöthige Kleidung und Ausſchmückung ihrer Perſon in ſo kurzer Friſt zu beſchaffen:

— der große Tag iſt nah,
Zu nah, um Alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's vollendet werden?

In ihrem Entzücken über ihre Erhebung hat sie vergessen, daß bereits der König diese ihre Sorge von ihr hinweggenommen hat durch die galante Erklärung, daß zwar ihre Schönheit als höchste Zierde genüge, um an dem bevorstehenden Ehrentage „aller Augen auf ihr ruhen zu machen", daß aber auch von Vater und König noch außerdem dafür gesorgt werden solle: „daß der Schmuck der Fürstin würdig sei". So erfährt sie denn auch jetzt von dem Vater auf jene ihre besorgte Frage, daß bereits „alles was sie bedürfe" angeschafft und unerwartet reiche Gaben in einem „edlen Schreine" bereit liegen, den er ihr zusenden werde und zu dem er ihr den Schlüssel schon jetzt übergiebt, doch mit der Bedingung, die er ihr „als leichte Prüfung", als Vorbild „mancher künftig schweren" auferlegt: den Schrein nicht eher aufzuschließen und das Geheimniß ihres Ranges und ihrer bevorstehenden Erhebung Niemand anzuvertrauen, als bis der Vater sie wiedergesehen habe.

Als Grund dieses Verlangens eröffnet der Herzog ihr, daß sein eigener wüster Sohn „sie und ihr Schicksal neidisch umlaure", der ihr schon „den kleinen Theil der Güter, der ihr bisher schuldigermaßen zugewandt worden", mißgönne.

> Erführ' er, daß du höher nun empor
> Durch unsres Königs Gunst gehoben, bald
> In manchem Recht dich gleich ihm stellen könntest,
> Wie wüßt' er wüthen! Würd' er tückisch nicht
> Den schönen Schritt zu hindern alles thun?

Eugenie findet die Prüfung für ein Mädchen hart, verspricht aber dem Vater, sie zu bestehen.

Der Dichter hat an das Nichthalten dieses Versprechens die tragische Schuld Eugeniens geknüpft, jenen kleinen Fehler, jenes „leichte Vergehen", dessen sie später sich allein schuldig bekennt: daß sie gesehen und gesprochen, was ihr zu sprechen und zu sehen

verboten war. Aber dieſer Faden iſt zu ſchwach, um daraus die tödtliche Schlinge einer tragiſchen Verſchuldung zu machen. Dem Herzoge geht es wie dem Könige: er weiß nicht, daß, was er tiefes Geheimniß wähnt, bereits aller Welt und vor allen Demjenigen bekannt iſt, vor dem er es am meiſten verborgen gehalten wiſſen will, ſeinem wüſten Sohne, in deſſen Solde des Herzogs eigner vertrauteſter Diener, der „Secretair" ſteht. Dieſer Secretair iſt der Verlobte von Eugeniens mütterlicher Freundin und Erzieherin, der „Hofmeiſterin", und wir erfahren aus dem Zwiegeſpräche der Beiden zu Anfange des zweiten Aktes, daß er und ſein Spießgeſelle, der Sohn des Herzogs, auf den von ihnen erwarteten Fall einer Anerkennung Eugeniens längſt ihre Maßregeln genommen haben. Dieſer Fall ſteht jetzt nahe bevor, und die Verbündeten ſind entſchloſſen, zum Aeußerſten zu ſchreiten.

Die blinden Bewunderer Goethe's haben es als ein poetiſches Verdienſt Goethe's hervorgehoben, daß hier wie überall in ſeinen Dichtungen die Vertreter des böſen Prinzips nie unedel, gemein und verächtlich erſcheinen, und haben den „Secretair" „eine tüchtige, geſunde, praktiſche Natur" genannt, welche die Welt nimmt wie ſie liegt, „nicht ohne den zarteren Bedürfniſſen des Herzens zu huldigen!" Ja ſie behaupten, daß es nicht „rohe Selbſtſucht ſei", was die unglückliche Jungfrau ſo erbarmungslos in's Elend ſtürze!

Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man dieſe Dinge lieſt. Gerade umgekehrt! in keiner Dichtung alter und neuer Zeit iſt die gemeinſte Selbſtſucht, die empörendſte Verläugnung jedes edleren Gefühls gegenüber dem brutalſten Egoismus in ſo ſchaamloſer Weiſe handelnd aufgetreten als in dieſer Dichtung Goethe's. Und dieſe Frechheit wirkt nur um ſo beleidigender, je glätter und gebildeter die Form und Sprache ſind, in welcher ſie vor uns erſcheint. Die innerliche Fäulniß der hier dargeſtellten Welt wird nur noch widerlicher durch den Moſchusgeruch, mit dem ſie par-

fümirt iſt. Der Secretair iſt ein Schurke, wenn es je einen gegeben hat. Seine eigene Geliebte, die Hofmeiſterin, wirft ihm vor, daß er an ſeinem Herrn, dem edlen Herzoge, verrätheriſch handle, indem er ſich heimlich zur Partei des Sohnes geſellt habe. Aber freilich, in einer Welt, wo eine Vertreterin des tugendhaften Prinzips ſelbſt ſich zu der Gottloſigkeit des Ausſpruchs verſteigt:

— Wenn das Waltende (d. i. Gott)
Verbrechen zu begünſt'gen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,
Der ganz beſonnen ſolche That erwählt,
Er iſt ein —

Ich wette Tauſend gegen Eins, kein Menſch von geſundem Gefühl und Verſtande wird errathen, was für eine Bezeichnung hier im Munde der „wohlgeſinnten Frau" ſtatt der nothwendigen: ein Schurke, oder ein Teufel, folgt. Aber ſo grob iſt dieſe gebildete Welt nicht; die „wohlgeſinnte Frau" nennt einen ſolchen Menſchen, der ſich mit vollem Bewußtſein zu tückiſchem Verrath an ſeinem Herrn und zur Begünſtigung eines ſchweren Verbrechens, und zwar aus eigennützigſter Abſicht entſchließt, ein — „Räthſel!"

Der Zuſammenhang iſt dieſer. Der Verräther hat mit dem Sohne des Herzogs ſeinen Handel abgeſchloſſen, und eilt nun, der Hofmeiſterin, ſeiner Verlobten, die Nachricht zu bringen, daß der ihm verſprochene Preis, den ſie durch Theilnahme an dem Verbrechen mit verdienen helfen ſoll, ihre langerwünſchte Verbindung endlich ermögliche. Dieſer Preis, deſſen einzelne Beſtandtheile: ein behaglich ausgeſtattetes Haus für den Winteraufenthalt in der Stadt (Paris), Haus, Garten und Grundbeſitz auf dem Lande für Frühling und Sommer, „wobei noch manche Rente gar bequem vergönnt durch Sparſamkeit ein ſichres Glück zu ſteigern", er wohlgefällig aufzählt, — ſoll gezahlt

werden von dem Sohne des Herzogs für die Beseitigung Eugeniens. Die Hofmeisterin soll die ihr anvertraute Herzogstochter entführen, sie „nach den Inseln“ (d. h. nach Cayenne) bringen und so aus der Welt verschwinden lassen. Der edle Secretair stellt seiner Helfershelferin, welche sich anfangs entschieden weigert, lebhaft vor, daß der junge Fürst jetzt, wo der Herzog die Anerkennung Eugeniens vorbereite, zu solchem Entschluß „gezwungen“ sei. Wenn die Hofmeisterin lange von der Welt geschieden „den Werth der Erdengüter in klösterlichem Sinne gering anschlage, so wäge man draußen, in der Welt, solchen edlen Schatz besser“:

Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt
Wohin er streben soll und strebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der sich stets
Als einz'ger Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will,
Die eingedrungen ihm das Erbtheil schmälert?
Man stelle sich an seinen Platz und richte!

Aber, antwortet die Hofmeisterin dieser „tüchtigen, gesunden, praktischen Natur“, der Prinz ist ja schon jetzt ein reicher Fürst, und wird es später nach des Vaters Tode zum Uebermaß, warum mißgönnt er einer so „holden Schwester“ einen Theil der Güter? Die Erwiederung, welche der würdige Genosse des Prinzen darauf giebt, ist vielleicht das Stärkste, was unsittliche Selbstsucht jemals gewagt hat:

Willkürlich handeln ist des Reichen Glück!
Er widerspricht der Forderung der Natur,
Der Stimme des Gesetzes, der Vernunft,
Und spendet an den Zufall seine Gaben.

Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeſſne Güter wünſchenswerth!

Darum muß Eugenie aus dem Wege, weil ſie jenes „Glück“ ſeines Patrons zu mindern droht. „Daran iſt nichts zu ändern“, ſetzt er ruhig hinzu, „und kannſt Du nicht mit uns wirken, ſo gieb uns auf!“ Die Hofmeiſterin fordert Bedenkzeit. Er kann ſie nicht gewähren, denn es iſt Gefahr im Verzuge. Die Anerkennung Eugeniens ſteht vor der Thür. Er und der Prinz wiſſen, „daß Kleider und Juwelen ſchon im prächtigen Kaſten eingeſchloſſen bereit ſtehen“, zu dem der Herzog ſelbſt den Schlüſſel hat und ein Geheimniß zu verwahren glaubt —

Wir aber wiſſen's wohl und ſind gerüſtet.
Geſchehen muß nun ſchnell das Ueberlegte!

Vergebens verweiſt ihn die Freundin auf die Rache Gottes, der die Unſchuld ſchütze. Der hartgeſottne Böſewicht, oder wie die Goethomanen ihn nennen, „die tüchtige, geſunde, praktiſche Natur, welche die Welt nimmt wie ſie liegt“, erwiedert darauf in den wohllautendſten Verſen:

Wer wagt ein Herrſchendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten
Nach ſeinem eignen Willen zu beſtimmen?
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wonach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt
Im ird'ſchen Element zurecht zu finden,
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht!

Als endlich die Freundin ihm erklärt, daß ſie zu dem Verbrechen nicht mitwirken, daß ſie vielmehr die Entführung Eugeniens nach Kräften verhindern wolle, ſpielt er ſeinen letzten Trumpf mit kühlem Muthe aus. „O meine Gute“, ruft er ihr zu, wenn

du die „holde Tochter“ nicht entführen hilfſt, was das Mildeſte iſt, oder wenn du uns irgendwie verräthſt, — ſo vergiften wir ſie!

Gewiß, der Secretair kennt die Welt, in der er lebt, und wir haben allen Grund ihm zu glauben, daß ſie iſt wie er ſie ſchildert. Aber kein Vertheidiger der franzöſiſchen Revolution hat die Nothwendigkeit und heilſame Gerechtigkeit des großen Strafgerichts, welches durch ſie an dieſer ſittlich bis ins Mark verfaulten Welt vollzogen ward, ſtärker betont, als es hier Goethe gethan hat!

Nicht viel beſſer, wenn auch um ein gut Theil ſchönredneriſcher als der Secretair, iſt die Hofmeiſterin, ſeine Freundin, welche die Gefahr, die „ihrem Lieblinge“ von den Verbrechern droht, „ſchon lange“ kennt, ohne, wie ihre Pflicht es erforderte, ihrem Herrn, dem Herzoge davon Anzeige zu machen. Um ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, will ſie jetzt wenigſtens durch ganz allgemeine Gründe und unbeſtimmte Andeutungen über die Gefahr hoher Stellung Eugenien zu bewegen ſuchen, freiwillig auf ihre Legitimirung zu verzichten, ohne ſich doch verhehlen zu können, daß dieſe ſolche Andeutungen gar nicht verſtehen, geſchweige denn ihnen Folge leiſten kann.

Es folgt die Scene, welche Kaulbach dargeſtellt hat. Der verſchloſſene Prachtſchrein mit den Schmuckſachen wird gebracht, und Eugenie erfährt von der Hofmeiſterin, daß dieſe von ſeinem Inhalt und deſſen Beſtimmung vollſtändig unterrichtet, daß alſo das Geheimniß, welches ſie bewahren ſoll, keins mehr iſt; — daß es auch Andre, daß es die Feinde wiſſen, die eben darum das Verderben der Unglückſeligen ſchmieden, verſchweigt die Genoſſin des Verräthers. Eugenie ſieht alſo mit Recht keinen Grund, weshalb ſie ſich den Genuß verſagen ſoll, der einzigen mütterlichen Freundin und ſich ſelbſt ſchon jetzt die verborgenen Herrlichkeiten zu zeigen. Sie öffnet alſo den Schrein und ſchmückt ſich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht

und Reichthum sie entzückt, und unter denen schließlich „das Ordensband der ersten Fürstentöchter“ ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Vergebens daß ihr die Hofmeisterin von „Gefahr“, von „Sorgendrang“, von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, deren alleiniges sie beherrschendes Pathos, Glanz und Rangeshoheit mit Machtstellung und Herrscherthum verbunden, bilden, sie kann solche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich durch jene äußern Zeichen bereits im Vollbesitze dieser für sie höchsten Güter erblickt, und es ist ein Beweis für die sehr unvollständige Kenntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hofmeisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen kann, durch unbestimmte Andeutungen Eugenien, zumal in diesem Zeitpunkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafenstadt entführt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod verspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funfzehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleiterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehen, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, daß hier nicht „von Recht und Gericht“, sondern von entsetzlicher Gewalt die Rede ist, der aber „mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erlauben dürfen, kaum zu rechten wagt“, da ja „Sorge, Furcht vor größern Uebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!“ Die Hofmeisterin entwickelt ihm, in ganz allgemeinen unklaren Phrasen, wie „ein erzürnter Gott (!)“ dies Kind als des Haders Apfel zwischen zwei streitende Parteien geworfen habe. Wir, die wir aus dem Munde des Secretairs ganz genau erfahren

haben, um welche niedrigen Interessen es sich handelt, können diese Phrasen ebensowenig wie der Gerichtsrath verstehen. Dieser nun — so wünscht „die wohlgesinnte Frau", die ihren Auftrag gern vollziehen möchte, ohne ihren Liebling in das offene Grab Cayenne's zu begleiten, wohin auch sie selbst zu gehen wenig Lust hat, — soll Eugenien überreden, ihrem Stande zu entsagen und durch eine Ehe mit einem Bürgerlichen diese Entsagung unwiderruflich zu bekräftigen. Denn dies sei das einzige Mittel, das sie retten könne. Der Gerichtsrath entschließt sich der Erzieherin zu willfahren. Aber er scheitert zunächst an Eugeniens Festigkeit. Vergeblich schildert er ihr das Furchtbare des Orts, wohin man sie zu führen im Begriff ist, mit den glühendsten Farben. Die beherzte Fürstentochter fordert vielmehr ihn, den Mann des Rechts, auf, sie zu retten vor der rechtlosen Gewalt, die ihr geschieht. „Was ist" — so ruft sie ihm zu

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen!
Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durch's Recht Gewalt zu bändgen Euch berühmt?

Die Fürstentochter muß erfahren, daß es in dem Reiche ihres Oheims „des großen Königs" kein Gesetz und Recht giebt, welches über die mittleren Schichten hinaufreicht zu den obersten Gewalten, oder wie der Gerichtsrath sich ausdrückt:

Was droben sich in ungemess'nen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

In gutes schlichtes Deutsch übertragen heißt das nichts anderes, als: gegen einen vom Könige einmal vollzogenen Lettre de cachet,

auch wenn der König ihn in blanco unterzeichnet hat, giebt es in Frankreich keine Hülfe.

Endlich nach langen Umschweifen tritt der Gerichtsrath mit jenem von der Hofmeisterin angegebenen Vorschlage zur Rettung hervor, ja er thut noch mehr, er selbst bietet der Unglücklichen seine Hand an. Eugenie, obschon nicht ohne Empfindung für diesen Edelmuth, schlägt dennoch diese Art der Rettung aus. Auch das Zureden der sophistisirenden Hofmeisterin bleibt wirkungslos. Denn:

Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen!

Und es ist ein Meisterzug in der Charakteristik Eugeniens, daß dies stolze Fürstenkind, welcher der Begriff der Standesehre tief im Blute liegt, inmitten ihrer gränzenlosen Angst und Todesnoth am Rande des sichern Untergangs doch noch Spannkraft und Schärfe des Geistes in genügendem Maaße behält, um die „falschen Reden" des argen Weibes als das was sie sind zu erkennen und zu widerlegen. In diesem Schlußakte entwickelt überhaupt Eugenie sich zur wahren Hoheit eines wirklichen lebensvollen Charakters. Verlassen von aller menschlichen Hülfe und in die Hand eines falschen Weibes gegeben, das mit einem „Talisman" zu ihrem Untergange gewaffnet ist, dessen Macht kein Mensch Trotz zu bieten wagt, aus schwindelnder Höhe des Glücks, das sie von Kindheit auf „gehegt und gepflegt", in unentfliehbare schrecklichste Noth hinabgestoßen, verlassen doch ihr Stolz und das Gefühl der Würde und des hohen Adels ihres Blutes das jugendliche Geschöpf keinen Augenblick. Sie stellen Eugenie hoch über ihre Hofmeisterin, die im Grunde nur für sich selbst fürchtend und vor den Schrecknissen der „Inseln" zurückbebend, zuletzt in Wuth geräth über die Festigkeit ihres Zöglings und sich sogar so weit vergißt, die letzte rührende Bitte der Unglücklichen und ihre ergreifende Mahnung an frühere Zeiten, mit der

ſie der Verderberin zu Füßen fällt, als „Spott“ und „Falſchheit“ zu bezeichnen.

Dies empörende Betragen öffnet denn auch Eugenie die Augen über den letzten Grund ihres Geſchicks, und ſie ſchleudert dem ſchlechten Weibe die Anklage entgegen:

Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwiſt,
Des Bruders Tücke hat mich hergeſtoßen,
Und, mitverſchworen, hältſt Du mich gebannt!

Und nun erweiſt ſie ſich als unerſchrockene Heldin. Sie ſtürzt ſich unter das Volk der Stadt und ruft es um Hülfe an. Aber das Volk ſtarrt, ſtaunt, zaudert und hält ſie endlich für wahnſinnig. Sie wendet ſich an die erſte Behörde der Provinz und Stadt, an den Gouverneur. Aber ein Blick auf die ihm von der Hofmeiſterin vorgezeigte Vollmacht genügt, auch dieſen von jedem Verſuche der Hülfe abſtehen zu laſſen. Sie wendet ſich endlich an die Aebtiſſin des nahen Kloſters um Aufnahme in ihr geheiligtes Aſyl. Die Aebtiſſin iſt anfangs willig, ſobald ihr aber die Hofmeiſterin das Blatt vorgehalten, tritt ſie ſcheu zurück und erklärt:

Ich beuge tief mich vor der höhern Hand,
Die hier zu walten ſcheint.

Da erſt, als ſie jede Ausſicht auf Rettung von tyranniſcher Gewalt verſchwunden ſieht, als keine Hand ſich für ſie erhebt, als ſie ſich durch einen einzigen Namenszug, der unter einem geheimen Befehl ſteht, ſelbſt das Aſyl der Kirche verweigert ſieht, als Niemand für die Unſchuldige nur wenige Schritte wagen mag, — als tödtliche Verbannung auf der einen und Selbſtentwürdigung auf der andern ſie „einander zuängſtigen“, als „kein menſchlich und kein göttlich Mittel von tauſendfacher Qual ſie zu befreien“ ſich ihr zeigt, — erſt da entſchließt ſich das ſtolze herrliche Geſchöpf, den Antrag des Gerichtsraths und ſeine Hand

anzunehmen, aber — ohne ihm die Rechte des Gatten einzuräumen. Der Gerichtsrath geht, obwohl mit schwerem Herzen, darauf ein, und der Edelmuth dieser Entsagung ist es, welcher Eugenie bewegt ihm das tröstende Wort zuzusprechen: „daß vielleicht ein Tag kommen werde, beide mit ernstern Banden enger zu verbinden."

Und was ist es, was das stolze Fürstenkind zu diesem Schritte letztlich treibt? Sie sagt es uns selbst in dem Selbstgespräche, welches der Entscheidung vorhergeht. Ihr eignes Leben hat sie erkennen lassen, daß in dem Reiche, in welchem solch ein Geschick möglich ist, ein Herrscherthum wie das dieses schwachen Königs, das nur noch zum Bösen, Gewaltthätigen, Ungerechten unumschränkte Macht besitzt, ein Herrscherthum, unter welchem die Unschuld nirgends Schutz gegen die Gewalt, das Recht keine Sicherheit gegen die Macht finden kann, verloren sein muß, daß sein noch bestehender äußerer Glanz ein hohler Schein, sein Dasein eine Lüge ist, „der gewaltige Geist des Ahnherrn, der diese Form schuf —

> Er ist entschwunden. Was uns übrig bleibt,
> Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben
> Verlorenen Besitz zu greifen wähnt!

Darum will sie im Vaterlande bleiben, selbst mit Aufopferung dessen, was ihr das Theuerste ist oder bisher war. Den Sturz der Ihrigen voraussehend, will sie bleiben, um jenen, die sie jetzt verstoßen und verläugnen, Böses mit Gutem zu vergelten und so der hohen Ahnen sich würdig zu beweisen, indem sie, „was sie einst im Glücke zugesagt, aus tiefem Elend zu erfüllen strebt".

Kaulbach hat zur Darstellung der Eugenie sich den verhängnißvollen Augenblick gewählt, in welchem sie sich mit Vollbe-

wußtſein auf der Höhe ihres Daſeins empfindet. Wir ſehen ſie vor uns ganz wie ſie der Dichter ſchildert, eine „Amazonentochter“, für die Natur und Erziehung Alles gethan haben um ſie geiſtig und leiblich auszuſtatten und „zum Entzücken des Vaters“ zu machen. Sie iſt jeder Zoll ein Fürſtenkind, eine fürſtliche Jungfrau. Das Glück hat ſie von Kindheit auf in ſeinen Armen gewiegt, und ihre reinen Züge ſind ein ungetrübter Spiegel dieſes Glücks. Jung und ſchön, mit Phantaſie begabt, mit dichteriſchem Talent ausgeſtattet, geſund an Leib und Seele, eine zärtliche Tochter, eine liebevolle Herrin, hochgebildeten Geiſtes, iſt ſie doch keine verzärtelte Sinnpflanze; —

Es mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem feſten wohlgebauten Körper nicht,

ſagt der Herzog, ihr Vater, von ihr zum Könige, und das freudige Bewußtſein ihrer jugendlichen Kraftfülle drückt ſich aus in dieſer herrlichen Geſtalt Kaulbachs, gehoben durch den Moment der Befriedigung der einzigen Leidenſchaft, die das Pathos dieſer fürſtlichen Jungfrau ausmacht. Sie fühlt in ſich die Kraft allen Gefahren zu ſtehen, auf welche, als engverbunden mit der Hoheit, deren Zeichen ſie ſchmücken, die Freundin ihr zur Seite — die gleichfalls als höchſt gelungener Ausdruck der Goethe'ſchen Hofmeiſterin gelten darf — ſie warnend hinweiſt; und feſten Sinnes erwiedert ſie auf die dunkel mahnende Rede derſelben die charakteriſtiſchen Worte:

O meine Liebe! Was bedeutend ſchmückt,
Es iſt durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl: was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet zu erwarten.

X.

Friederike von Sesenheim.

X.

Friederike von Sesenheim.

Unter allen in Goethe's Jugendleben so überaus zahlreichen Herzensgeschichten hat keine die Theilnahme der Menschen in höherem Grade auf sich gelenkt, als die idyllische Liebesepisode, welche der einundzwanzigjährige Dichter während seiner Straßburger Studienzeit in dem Pfarrhause zu Sesenheim durchlebte. Er selbst hat diese Episode über vierzig Jahre später mit seiner Meisterhand in Dichtung und Wahrheit geschildert und allen Zauberduft glückseliger Jugenderinnerung über diese Jugendliebe und über das holdselige Bild der Pfarrerstochter von Sesenheim ergossen. Wie es in einem seiner damals entstandenen Lieder von der Geliebten heißt:

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht, —

so scheint auf der ganzen Erzählung, welche der dreiundsechzigjährige Dichter niederschrieb, ein ewiger Frühlings- und Sommersonnenschein zu ruhen. Denn obgleich dieser Herzensroman, ein volles Jahr umspannend, vom Herbste des Jahres 1770 sich durch den Winter bis in den Herbst des folgenden Jahres hinzog, finden wir doch in des Dichters Darstellung so gut wie gar keinen Wechsel der Jahreszeiten angedeutet. Wie das „herrliche Elsaß" mit der sonnigen Milde seines Klima's, mit der überschwänglichen Fruchtfülle des gesegneten Bodens, seiner Gärten,

Felder und Weinberge, mit ſeinen grünen Rheininſeln, ſeinen Büſchen und Felſen, Hügeln und Wäldern, ſeinen Wieſenmatten und grünen Berghöhen, von denen aus man „das entfernte Blau der Schweizeralpen“ erblickte, dem unter dem rauhen Himmel Thüringens duldenden Dichter in der Erinnerung doppelt reizvoll erſchien, ſo lag auch die ganze Zeit jener Seſenheimer Liebesidylle, als er das entzückende Gemälde derſelben im zehnten und elften Buche von Dichtung und Wahrheit entwarf, vor ihm da wie ein voller Kranz voll lauter ſonnengoldnen Frühlingstagen. Das Herz ging ihm auf, wenn er ſich den Genuß der Tags- und Jahreszeiten in dieſem herrlichen Lande vergegenwärtigte. „Man durfte ſich“, ruft er aus, „nur der Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach werde, thürmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah ſchwarzen himmliſchen Bandſtreifens, waren herrlicher, farbiger, entſchiedner, aber auch flüchtiger als ich ſie irgend beobachtet!“

Es würde ein frevelhaftes Unternehmen ſein, das lichtglänzende Gedicht, zu dem Goethe dieſe Seſenheimer Herzensidylle geſtaltet hat, durch einen nacherzählenden Auszug zu trüben, dieſes Gedicht, das ſo lieblich und ſo traurig zugleich uns anmuthet wie ein eigner ferner Traum der holdeſten Jugendliebe,

deren Blüte längst vom Winde verweht ist, — dieses „lichte Gedicht", von dem der Dichter selbst singt, daß es —

wie Regenbogen
Wird auf dunklem Grund gezogen!

Der dunkle Grund ist die Bedingung seiner Schönheit, wie „jede Lust", nach Jean Paul's sinnigem Worte „ein verhülltes Leid ist". Nur die Gestalt Friederikens selbst, die in diesem Gedichte für alle Zeiten verklärte, wollen wir aus des Dichters Schilderung, mit Beihülfe späterer Berichte und Nachforschungen, wie sie die gemüthvolle Theilnahme an dem Bilde des Dichters so zahlreich hervorgerufen hat, unsern Lesern hier vorzuführen versuchen.

Zu derselben Zeit, in welcher der künftige Dichter des Werther und des Faust als Einundzwanzigjähriger in Straßburg studirte, und umgeben von einem jugendlich aufgeregten Freundeskreise die gewaltigsten Eindrücke der Poesie und Kunst alter und neuer Zeit, Homer und Shakespeare, die Lieblichkeit des Goldsmith'schen „Pfarrers von Wakefield" und die Erhabenheit von Erwin von Steinbach's Wunderbau auf sich eindringen ließ, während Herder, der ihm damals unendlich überlegne, seinen Geist in ganz neue Regionen einführte und eine Revolution aller bisherigen Anschauungen von Kunst und Poesie in dem Jünglinge hervorrief, — zu derselben Zeit lebte sechs Stunden von Straßburg entfernt auf dem Dorfe Sesenheim ein schlichter gutmüthiger Landprediger, Johann Jacob Brion, im behaglichen Genusse einer einträglichen Pfarre, an der Seite einer vortrefflichen Gattin und Hausfrau, umgeben von einer aus vier Kindern, drei Töchtern und einem jüngeren Sohne, bestehenden Familie. Es ist der Vater Friederikens, der mittleren unter den drei Töchtern des würdigen Pfarrherrn. Sie stand damals etwa im siebzehnten oder achtzehnten Jahre; die

ältere Schweſter, Maria Salome, bei Goethe mit einem Namen der Goldſmith'ſchen Dichtung Olivia genannt, mochte ein oder zwei Jahre mehr zählen, die jüngſte, Sophie geheißen und in Goethe's Darſtellung nicht erwähnt, war, wie der Bruder, noch im Alter von ſieben bis zehn Jahren. Die Familie, welche wohlhabende und angeſehene Verwandte in Straßburg beſaß, ſtand mit der Stadt in mancherlei Verbindung. Das gaſtfreie Pfarrhaus von Seſenheim, weit und breit in der Umgegend befreundet, war auch in dem Kreiſe der Goethe'ſchen Tiſchgeſellſchaft nicht unbekannt; denn einer von Goethe's liebſten Genoſſen, ein Mediziner Weyland, ein geborner Elſaſſer, ſtand mit demſelben in freundſchaftlicher, durch vielfache Beſuche unterhaltener Verbindung. Aus ſeinem Munde hatte Goethe oft die idylliſchen Zuſtände jener Pfarrersfamilie, die Gaſtfreiheit des Hauſes, das würdige Ehepaar und die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Töchter rühmen hören, und es bedurfte kaum eines großen Zuredens, um ihn den Vorſchlag des Freundes, der ſich erbot, ihn dort einzuführen, mit Freuden annehmen zu laſſen. Dazu kam noch ein beſonderer Umſtand. Die Goldſmith'ſche Dichtung des Pfarrers von Wakefield, in welche Herder ihn ſo eben vorleſend und deutend eingeführt hatte, ließ den Wunſch in ihm rege werden, die in jenem unvergleichlichen Werke dargeſtellten Zuſtände einmal in der Wirklichkeit anzuſchauen. Er hatte allerdings nicht erwartet aus jener erdichteten Welt in eine wirkliche verſetzt zu werden, die derſelben ſo ſprechend ähnlich war, und in ihr ein Gedicht zu erleben und hervorzurufen, deſſen Schluß zu dem heiter befriedigenden Abſchluſſe jenes engliſchen Romanes einen ſo herben, ja tragiſchen Gegenſatz bilden ſollte.

Es war in der erſten Hälfte des Octobers 1770, als beide Freunde ſich auf den Weg machten. Goethe, von Jugend auf zum Verſteckenſpielen geneigt, — eine Neigung, in der ihn ſelbſt

der ernste Vater bestärkt hatte, — bestand darauf in einer Art von Verkleidung als ein etwas ärmlicher und unbedeutender Kandidat der Theologie aufzutreten, von dem der einführende Freund weder Gutes noch Böses sagen, überhaupt ihn gleichgültig behandeln solle. Er hatte dazu verschiedene Gründe. Er wollte ungestört und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, seine Beobachtungen und seine Vergleiche zwischen Poesie und Wirklichkeit anstellen; und dies konnte nicht geschehen, wenn er als der vornehme und vermögende Frankfurter Patriziersohn auftrat, von dessen genialen Ueberschwänglichkeiten man bereits auch im Sesenheimer Pfarrhause allerlei Wunderliches und Verkehrtes vernommen hatte. Die heitere unschuldige Täuschung, mit welcher sein Eintritt begann, und deren wundervolle Ausmalung man in der Selbstbiographie nachlesen mag, sollte das verhängnißvolle Vorspiel sein zu einer traurigen und minder schuldlosen, mit welcher der Abschluß der dadurch herbeigeführten Liebesepisode erfolgte!

Von früh auf gewöhnt, die ihn umgebende Welt mit den Augen desjenigen Künstlers oder Dichters zu betrachten, dessen Werke ihn gerade vorzugsweise beschäftigten, fand denn Goethe auch alsbald in dem alten schlechterhaltenen Pfarrhause und in der dasselbe bewohnenden Familie das leibhafte Abbild der Goldsmith'schen Dichtung. Aber dieser rein künstlerische Eindruck wurde schnell durch einen anderen mächtigeren der lebendigen Wirklichkeit angehörigen bei Seite gedrängt. Friederike erschien; und mit ihrem Eintreten däuchte ihm an diesem ländlichen Himmel ein wunderholder Stern aufzugehen. Gleich ihr erster Anblick bezauberte sein junges, für Schönheit und Liebe nur allzu empfängliches Herz. Selbst die deutsche, damals bereits in den Städten durch die französische Mode verdrängte Nationaltracht, die sie und ihre Schwester noch trugen, vermehrte für ihn nur die Holdseligkeit ihrer Erscheinung. „Ein kurzes,

weißes, rundes Röckchen, mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Male in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, welche sie während der zwei Tage dieses ersten Zusammenseins entfaltete, entsprach dieser äußeren Erscheinung vollkommen. Sie zuerst hatte sich des in der Unterhaltung zurückgesetzten Fremden, der obenein die Rolle eines scheuen unbehülflichen Kandidaten der Theologie zu seinem großen Unbehagen fortzuspielen hatte, freundlich angenommen, ihn in Umgegend und Personen des Umgangskreises der Familie durch ihre Mittheilungen eingeführt, ihm ihre Lieder zum Klaviere vorgesungen, und ein Abend-Spaziergang im Mondschein, bei welchem er ihr den Arm zu bieten sich gestattete, vollendete seine Bezauberung. „Wir zogen", — so heißt es in Goethe's Erzählung, — „durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstand habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, mit der sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte." Nur bezog sie ihre Aeußerungen mehr als bisher auf ihren Begleiter, dem sie ihre Zustände und Umgangsbeziehungen auseinanderzusetzen fortfuhr, weil er, wie sie hoffte, „keine Ausnahme von früheren

Gästen der Familie machen und sie wieder besuchen werde, wie bisher noch jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei". „Es hörte sich ihr", fährt der Dichter fort, „gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt im Dämmer schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete." Ihrer Unbefangenheit gegenüber bildete jedoch sein Zustand einen bedeutenden Gegensatz. Er „empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein peinliches und neidisches Gefühl gegen alle, die bisher dies Glück gehabt"; und nur die Versicherung seines Reisegefährten, daß ihr Herz vollkommen frei sei, konnte ihn einigermaßen beruhigen, obschon ihm „eine solche Heiterkeit von Natur aus" bei einem so jungen Mädchen unbegreiflich erschien.

Dieser erste zweitägige Besuch reichte hin, sein Herz in Leidenschaft zu verstricken. Gleich der erste Brief, den er sofort nach seiner Rückkehr an die „liebe neue Freundin" schrieb, — es ist der einzige, der uns von einer über ein Jahr umfassenden zahlreichen Correspondenz zwischen den Beiden erhalten ist*), — darf wohl für eine Liebes-Erklärung in aller Form gelten. Er überließ sich dem Gefühle seines neuen Glücks, wohl des reinsten, das er in seinem Leben genossen, mit gänzlicher Unbekümmertheit um die Zukunft. Seine Besuche in Sesenheim wiederholten sich in rascher Folge, und jeder derselben steigerte seine Liebe zu Friederiken und die Bewunderung der Eigenschaften und Vorzüge, die sie im näheren Verkehr mit ihm mehr und mehr entwickelte. Als Grundzüge ihres Wesens erschienen

*) Man findet ihn abgedruckt in „Goethe's Leben von H. Viehoff" I., 263—266.

ihm „beſonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtſein, und Frohſinn mit Vorausſehen: Eigenſchaften, die unverträglich ſcheinen, die ſich aber bei ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten". Er ſah, wie ſie in ihrer näheren und ferneren Umgebung der Liebling Aller war, wie ſie in ihrer Familie und in der Geſelligkeit „Verwirrungen geſchickt auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöſchen verſtand", wie ſelbſt die Bauern des Dorfes die ſtets freundliche und hülfsbereite Pfarrerstochter durch ihre Grüße auszeichneten, und wie ihr ganzes Betragen in der Geſellſchaft allgemein als erfreulich und wohlthätig empfunden wurde. „Auf Spaziergängen ſchwebte ſie, ein belebender Geiſt, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entſtehen mochten. Von ihren Eltern, welche um ihre Geſundheit beſorgt waren, weil man ihre Bruſt nicht für ſtark hielt, ward ſie bei allem, was körperliche Anſtrengungen erheiſchte, ſorfältig geſchont; aber dieſe Sorglichkeit und Vorſicht konnte übertrieben erſcheinen, wenn man die federkräftige Anmuth ihrer Bewegungen im Freien vor Augen ſah, bei denen ſie nie außer Athem kam, und immer völlig im Gleichgewichte blieb. Die freie Natur war überhaupt ihr Element, in welchem ſie ſich am beſten ausnahm. Ihr Weſen, ihre Geſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfade hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde, und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. — Am allerzierlichſten war ſie, wenn ſie lief. So wie das Reh ſeine Beſtimmung ganz zu erfüllen ſcheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, ſo ſchien auch ſie ihre Art und Weiſe am deutlichſten auszudrücken, wenn ſie etwas Vergeſſenes zu holen, etwas Verlorenes zu ſuchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, über Rain und Matten leichten Laufes dahineilte." Daneben entzückte ihn die Herzensfeinheit, mit der

sie seine Aufmerksamkeit und sein Eingehen auf die Schwächen und Grillen ihres alten Vaters bemerkte und ihm dankte, und die ruhige Sicherheit, mit der sie seiner leidenschaftlichen, bald auch von der Umgebung bemerkten Neigung zutrauensvoll begegnete. „Sie war", — heißt es in Goethe's späteren Lebensbekenntnissen nach der Erzählung des zweiten Besuches, — „von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr."

Wie sollte sie auch nicht überzeugt sein, da der Liebende es an Nichts fehlen ließ, sein Verhältniß zu dem geliebten Wesen immer enger zu knüpfen, und sie auch durch die Theilnahme an seinem geistigen Leben sich immer näher zu verbinden! „Sie hatte wenig gelesen; sie war in einem heiteren sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet, aber sie las gern, besonders gern Romane, weil man darin, wie sie sagte, so hübsche Leute finde, denen man wohl ähnlich sehen möchte." Er sandte ihr Bücher, doch nicht den Landpfarrer von Wakefield, weil ihm „die Aehnlichkeit der Zustände zu auffallend und zu bedeutend erschien!" Ein lebendig unterhaltener geistiger Verkehr entwickelte sich. Seine Briefe, seine Lieder flogen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Lieder, die zu den schönsten und reinsten gehören, welche unsere Sprache besitzt, und welche neben der Tiefe seiner Liebesempfindung zugleich den vollen Ernst des Entschlusses, dieser Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweideutig aussprachen:

Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand!
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Daß sich die Liebenden in nicht zu ferner Zeit trennen mußten, sollte kein Hinderniß ihrer dereinstigen Verbindung sein, — von

dieſem Gedanken ſind viele jener Lieder erfüllt, und er erhält namentlich in dem Gedichte „An die Erwählte“ ſeinen vollſten und klarſten Ausdruck, den Friederike nicht mißverſtehen konnte, ſelbſt wenn ſie minder vertrauensvoll geweſen wäre, als ſie es war. Auch ſie ſchrieb ihm oft und viel, und nicht nur erfreute er ſich an „ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand; auch Inhalt und Stil waren natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus“, und der angenehme Eindruck, den ihre perſönliche Erſcheinung auf ihn gemacht hatte, wurde durch jeden ihrer Briefe erhalten und erneuert. In ihrer Gegenwart, an ihrer Seite, fühlte er ſich mehr und mehr, wie er ſelbſt geſteht, „grenzenlos glücklich, geſprächig, luſtig, geiſtreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir ſchienen allein für die Geſellſchaft zu leben, und lebten blos wechſelſeitig für uns.“

Eine öffentlich ausgeſprochene Verlobung der beiden Liebenden ſcheint nicht ſtattgefunden zu haben, wohl aber ein geheimes Verlöbniß, das die „herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung beſiegelte“. Seit dieſem Augenblicke aber ging in Beiden eine bedeutſame Umwandlung vor.

Friederike, die nach dieſer entſcheidenden Eröffnung ihn beim Abſchiede „öffentlich, wie andere Verwandte und Freunde“, mit einem Kuſſe entließ, glaubte ihn jetzt völlig als den Ihrigen betrachten zu dürfen. Die ſtille Knospe Ihres Wohlgefallens und ihrer Neigung zu dem ſchönen geiſtleuchtenden, anmuthig verwegenen, alles um ſich her bezaubernden jungen Manne war faſt ohne alle Schmerzen leidenvoller Leidenſchaft zur vollen Pracht der Roſe aufgeblüht, an deren Dufte ſich ſein leidenſchaftliches Herz berauſchte. Auch ihr Geiſt entzündete und ſteigerte ſich an dem ſeinen. Ihre Briefe, die von jetzt an ſich regelmäßig folgten, entzückten ihn immer mehr. „Auch in ihnen“, ſo berichtet er uns, „blieb ſie immer dieſelbe; ſie mochte etwas Neues erzählen,

oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren: immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich, setzt er hinzu, schrieb sehr gern an sie; denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer und theurer wurde." —

Die Besuche wurden inzwischen ebenso eifrig fortgesetzt und dehnten sich in solcher Weise aus, daß ihn, wie er selbst bemerkt, nur seine wunderlichen Studien und sonstige Verhältnisse nöthigen konnten, öfters von Sesenheim nach der Stadt zurückzukehren. Die Vorlesung von Goldsmith's oft erwähnter Dichtung, zu der ihn bei einem solchen Besuche sein Freund Weyland wider seinen Willen zu nöthigen wußte, und die so überraschende Aehnlichkeiten der Personen und Zustände darbietende Vergleichung, welche der ganze Familienkreis dabei anzustellen im Falle war, wurde nicht als Warnung aufgenommen, ja sie vermehrte nur, wie Goethe selbst gesteht, dies Gefühl des sicheren Zusammengehörens der Liebenden. „Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr, man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig für's Leben bestätigt, besser als es ein lang angelegter Plan hätte hervorbringen können."

Das Letztere erwies sich nun leider in diesem Falle keineswegs als richtig, und alle Liebe und Verehrung für den Genius unseres größten Dichters vermag demselben den Vorwurf nicht zu ersparen, daß er die Nachsicht der Eltern und die unbefangene Hingebung Friederikens aus Schwäche gegen sein eigenes Herz

in einer fast frevelhaft zu nennenden Weise getäuscht hat. Aber die Gerechtigkeit gebietet hinzuzusetzen, daß er selbst sich zu keiner Zeit seines Lebens über diese seine schwerste Verschuldung verblendet oder dieselbe irgendwie zu beschönigen versucht hat, wenn er es auch unternahm, sie durch seine Erklärungen einigermaßen zu mildern.

Es geht aus den eigenen Lebensbekenntnissen des Dichters hervor und ist durch die später veröffentlichten Bruchstücke seiner damaligen Correspondenz mit vertrauten Freunden unzweifelhaft erwiesen, daß Goethe sich nicht lange einer ungestörten inneren Glücksempfindung in diesem seinem Verhältnisse erfreute. Nur in den ersten drei bis vier Monaten war es ihm beschieden, sich „in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen" und glückselige Tage des neuen Liebeslebens träumerisch hinzuschlendern. Sein Erwachen begann mit der oben geschilderten offenen Erklärung seiner Liebe. Das ausgesprochene Wort, der Geliebten für immer angehören, sein ganzes Leben an das ihrige knüpfen zu wollen, zerriß plötzlich den Schleier, der seinen Blick umhüllt hatte. Vergebens suchte er die innere Stimme durch die immer erneuerte Leidenschaft seiner Aeußerungen in den Gedichten, welche er an die Geliebte richtete, zu übertäuben, und diese selbst, die zuweilen mit dem feinen Erkennen des weiblichen Herzens sein inneres Schwanken ahnte, über ihre Besorgnisse zu beruhigen. Das Erstere mißlang ihm, während das Letztere leider nur allzuwohl gelang. Er selbst gesteht in Dichtung und Wahrheit, „daß ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike nunmehr zu ängstigen begann". Selbst ihre Gegenwart wurde ihm „beängstigend", und doch konnte er sich nicht entschließen, auf den Verkehr mit ihr zu verzichten. Alle die weitläufigen Erklärungen, in denen er sich darüber ergeht, laufen immer auf Ein und Dasselbe hinaus: sein Verstand sagte ihm, daß er Unrecht begehe, sich so frühzeitig für das Leben zu binden,

und ſein Herz konnte die Geliebte, deren treffliche Eigenſchaften ihm in immer größerer Klarheit entgegentraten, nicht entbehren. Sie ſelbſt, die Gute und Holde, blieb ſich, wie er wiederholt bemerkt, immer gleich, ſie ſchien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne.

Wie hätte ſie es auch gekonnt! Wie hätte ſie ahnen können, daß der Geliebte, während er an ihrer Seite weilte, unmittelbar nach dem Geſtändniß ſeiner Liebe und nachdem er die herzlichſte Verſicherung ihrer Gegenliebe erhalten, um Pfingſten des Jahres 1771 aus Seſenheim an ſeinen Freund Salzmann ſchrieb: „daß ſeine Seele ſich wie ein Wetterhahn im Winde ſchwankend drehe, und daß er um kein Haar glücklicher ſei, nachdem er erlangt, was er gewünſcht!“ Wie konnte ſie ahnen, daß er in demſelben Briefe, frevelhaften Muthes, das Eingeſtändniß ausſprechen werde, daß er, wie er noch nie in einer Liebe volles Genügen gefunden, ein ſolches auch ſchwerlich jemals finden, aber trotzdem nicht aufhören werde, wie es in dem Gleichniſſe heißt, „wieder und wieder Kirſchbäumchen zu pflanzen!“ In den folgenden Briefen meldet er dem Freunde ſogar, „daß die Kleine fortfahre, traurig krank zu ſein, und daß mit ihm ſelbſt das eigne Schuldbewußtſein herumgehe! Daß er „zwiſchen Thür' und Angel ſitze“, daß er „zu wachend ſei, um nicht zu fühlen wie er nach Schatten greife“, und daß er doch zu ſchwach, eben durch ſeine Liebe zu ſchwach ſei, „die feſſelnden Blumenketten zu zerreißen!“

Auch zerriß er ſie nicht. Gewaltſamkeit des Entſchluſſes lag nicht in ſeiner Natur. Er ſuchte ſie kaum zu lockern, und überließ es der Zeit, ſie allmälig abzuſtreifen. Ja es iſt aus ſeiner eigenen Darſtellung und aus der Vergleichung aller ſonſt vorhandenen Zeugniſſe erſichtlich, daß er ſelbſt bei dem durch ſeine Rückkehr nach Frankfurt herbeigeführten Abſchiede, die Geliebte ſowohl als ſich ſelbſt über das Entſcheidende dieſer Trennung zu täuſchen ſuchte. Die Erinnerung an dieſe letzten Seſenheimer Tage war

ihm noch nach mehr als vierzig Jahren eine peinvolle. Was in denſelben zwiſchen ihnen Beiden geſprochen und empfunden worden, bekennt er, „ſei ihm nicht in der Erinnerung geblieben“. Aber es ſteht zu leſen in ſeinen Gedichten, die ihn als mahnende Zeugen anklagen, in jenen verheißungsvollen Zeilen, in denen es heißt:

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen bleib mir treu!
Lebewohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebſter noch vorbei.
— — — — —
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne Dich genießt!
— — — — —
War ich müßig Dir zur Seite,
Drängte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und — nur für Dich!

Dieſe Zeilen, die er noch nach der Trennung von Straßburg und von der Geliebten, an Friederike richtete, werden auch den Inhalt der Verſicherungen enthalten haben, mit denen er die weinende Geliebte und ſich ſelbſt über den Abſchied zu tröſten ſuchte, bei dem ihm, wie er ſelbſt erzählt, „übel zu Muthe war“.

Indeß alle dieſe Verheißungen ſollten nicht in Erfüllung gehen. Die Trennung, wenn ihr auch nach neun Jahren ein kurzes Wiederſehen folgte, war eine ewige. Die Bedenklichkeiten gegen eine frühzeitige Ehe, und die zahlreichen äußeren Hinderniſſe, welche einer Verbindung des angeſehenen Frankfurter Patrizierſohnes mit einer einfachen, in die Atmoſphäre der vornehmen Reichsſtadt nicht hineinpaſſenden, Pfarrerstochter aus dem

Elsässischen Dorfe im Wege standen, mußten sich mit doppelter Stärke in Goethe erheben, als der fesselnde Zauber der Gegenwart zerbrochen und der jugendliche ~~Doctor juris~~ wieder in die alten Frankfurter Verhältnisse eingetreten war, in denen sich ihm bald ganz andere Lebensaussichten darboten. Schon einmal, als er die Geliebte mit Schwester und Mutter in städtischer Umgebung zu Straßburg gesehen hatte, war ihm der Widerspruch, in welchem sich diese ländlichen Naturen zu städtischen Formen und Verhältnissen befanden, beängstigend vor die Seele getreten. Und nun gar, wenn er sich seinen pedantisch stolzen Vater, die schneidend scharf kritisirende Schwester, die Sippen und Freunde des Elternhauses, von deren Urtheil und Meinung er selbst von jeher mehr als er sich eingestehen mochte, abhing, ihr gegenüber dachte! Wir wissen nicht, wie lange sein Schwanken gedauert haben mag. Aber endlich entschloß er sich. Er schrieb ihr den Scheidebrief.

Hören wir ihn selbst über sich selbst und lassen wir ihn sein eignes Urtheil aussprechen über seine That. Es ist das härteste, welches ein unparteiischer Richter fällen könnte, und wenn es eine Absolution für die Versündigung giebt, die er an diesem schönen und edlen weiblichen Wesen begangen, so gründet sie sich eben auf dieses volle und unumwundene Eingeständniß seines begangenen Unrechts.

„Die Antwort Friederikens auf meinen schriftlichen Abschied", so erzählt er, „zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nur den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war: ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Male schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet,

und ſo war die Epoche einer düſteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich."

Dies Gefühl der Schuld begleitete ihn lange durch ſein Jugendleben. Er hatte es noch nicht ganz überwunden, als er, ein Dreißiger, über acht Jahre nach jenem Abſchiede mit ſeinem fürſtlichen Freunde die bekannte Schweizerreiſe antrat. Er konnte es nicht unterlaſſen, auf derſelben Seſenheim noch einmal aufzuſuchen. Der Brief, in welchem er ſeiner damaligen Geliebten, Charlotte von Stein, über dieſes Wiederſehen berichtet, zeigt uns, wie edel und ſchön ſich Friederike ihm gegenüber auch jetzt erwies, und wie ihr liebevoll gefaßtes Betragen ſein Herz erleichterte. Es war den 25. September des Jahres 1779 als er von Selz aus allein nach Seſenheim hinüberrit. „Ich fand", ſo ſchreibt er, „die Familie, wie ich ſie vor acht Jahren verlaſſen hatte, und wurde freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt ſo rein und ſtill bin wie die Luft, ſo war mir der Athem guter und ſtiller Menſchen ſehr willkommen. Die zweite Tochter hatte mich ehemals geliebt, ſchöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verſchwendet habe. Ich mußte ſie in einem Augenblicke verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete. Sie ging leiſe darüber weg, mir zu ſagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überblieben, betrug ſich allerliebſt vom erſten Augenblicke, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Geſicht trat — daß mir's ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, da mußte ich ſitzen, und ſo war's gut." Er fand ſein Andenken ſo lebhaft in dem ganzen Kreiſe, als ob er kaum ein halb Jahr weg wäre. „Und ſo, ſetzt er hinzu, ſchied ich den andern Morgen, bei Sonnenaufgang, von freundlichen Geſichtern verabſchiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken

und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“ In dem lieblichen Gedichte, welches „Wiedersehen“ überschrieben ist, hat der Dichter nach seiner Rückkehr von jener Reise dieser letzten Begegnung mit der Jugendgeliebten ein schönes Denkmal gesetzt. Der scheinbar chronologische Fehler, welcher in dem „zehnmal“ des letzten Verses uns entgegentrit, ist nichts als eine künstlerische Licenz, welche sich der Dichter des Wohlklangs wegen gestattete. Das Gedicht ist ein Zwiegespräch, daß der Dichter mit der vor Jahren verlassenen Geliebten beim Wiedersehen dichtet, und lautet:

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist Du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst Du sie ja,
Wie sie den Blüten sich nah'n und saugen, schweben und wieder
Saugen und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns verübergeflohn, eh' sich die Blüte zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer, rede von gestern!
Gerne hör' ich Dich an, drücke Dich redlich an's Herz.
Gestern, sagst Du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. — Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüten und Früchte gebracht!

Ueber Friederikens Schicksale, nachdem Goethe sie im Jahre 1771 verlassen hatte, ist wenig Sicheres bekannt. Nachdem Goethe sie aufgegeben, hatte sich ein Straßburger Genosse desselben, der eitle, überspannte, auf Goethe's überlegenen Genius im Stillen

neidiſche Reinhold Lenz, in die Familie einzuführen gewußt, und durch eine halb wahre, halb eingebildete Leidenſchaft Friederike zu bewegen geſucht, ihm die näheren Umſtände ihres Verhältniſſes zu Goethe und vor allem deſſen an ſie gerichtete Briefe anzuvertrauen. Als ſie dadurch mißtrauiſch gegen ihn gemacht, ſich mehr und mehr zurückzog und ſeine Beſuche ablehnte, trieb er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmordes, ſo daß man ihn als einen halb Tollen aus dem Hauſe entfernen und zur Stadt ſchaffen mußte. So berichtet Goethe ſelbſt nach Friederikens eignem mündlichen Berichte bei jener Zuſammenkunft, wobei dieſelbe ihn zugleich über die Abſicht aufklärte, die Lenz gehabt, „ihm zu ſchaden und ihn in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten"; und dieſer Bericht wird ſelbſt durch die Vertheidigungsverſuche des neueſten Biographen von Lenz *), ſoweit er Charakter und Handlungsweiſe dieſer zerfahrenen, kindiſch eitlen und unreifen Natur betrifft, in allem Weſentlichen nur beſtätigt.

Friederike Brion blieb unvermählt. Sie wies wiederholte Anträge von Bewerbern zurück, weil Goethe's Bild ihrem Herzen ewig eingeprägt blieb. Nach dem Tode ihrer Eltern führte ihr Schickſal ſie weit von der ländlichen Beſchränktheit ihres Heimathsdorfes hinaus in eine ferne fremde Welt. Sie ſuchte und fand Aufnahme in dem Hauſe einer Freundin zu Paris, die an einen dortigen Beamten verheirathet war. Jene Befürchtung Goethe's, daß ſie in die Umgebung der großen Welt nicht paſſen werde, ging nicht in Erfüllung; denn es wird berichtet, daß ſie ſich in den feinen Geſellſchaftskreiſen von Verſailles und Paris als eine angenehme Erſcheinung bewegte. Sie blieb dort, bis die Schreckenszeit der Revolution ſie in's Vaterland zurücktrieb, wo ſie bis an ihr Ende in dem Hauſe ihres Schwagers, eines Pfarrers in

*) Reinhold Lenz, Leben und Werke, von O. F. Gruppe. Berlin 1861.

Dießburg bei Offenburg, allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin, ihre Tage in bescheidener Stille verlebte. „Ueber Goethe", — heißt es in dem Berichte, dem wir folgen, — „sprach sie stets nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie mit rührender Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können *)".

Ophelia, in's deutsche Idyll übersetzt, — so steht sie vor uns da in ungetrübter Lieblichkeit, Reine und Bescheidenheit, verklärt von dem Herzen und der Kunst des größten Dichters der Liebe, den ihr Volk hervorgebracht, ein ewig leuchtender Stern an dem Himmel deutscher Liebes- und Jugend-Poesie, wie er dem Geliebten selbst, der ihre erste und einzige Liebe war, in seinem Leben nimmer wieder aufgegangen ist. An ihr selbst aber erfüllte sich das inhaltschwere Wort des Dichters:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n!

*) Viehoff, Goethe's Leben II., 353.

XI.

Maximiliane la Roche,

die Mutter

Bettina's.

XI.

Maximiliane la Roche,

die Mutter

Bettina's.

Eine der anmuthigsten unter den Mittheilungen über Goethe's Frankfurter Jugend verdanken wir Bettinen.

Bekanntlich forderte Goethe im October des Jahres 1810 die damals fünfundzwanzigjährige Bettina Brentano, die Tochter einer seiner Jugendgeliebten Maximiliane La Roche, in einem Briefe auf: ihm, da er im Begriffe stehe, seine Lebenserinnerungen zu schreiben, bei dieser Arbeit eine Art von Hülfe zu leisten. „Meine gute Mutter, schreibt er, ist abgeschieden und so manche Andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theueren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst Alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden." —

Zu den Mittheilungen, welche diese Aufforderung zur Folge hatte, gehört denn auch die Geschichte von Goethe's Eislauf auf dem Main, angethan mit dem rothen Sammetpelze, den er seiner zuschauenden Mutter abgenommen. Goethe hatte die Kunst

des Schlittschuhlaufs erst spät zu den übrigen Leibesübungen, denen er sich in seiner Jugend hinzugeben liebte, erlernt. Es war im Winter nach seiner Rückkehr von Straßburg, als er, im dreiundzwanzigsten Jahre stehend und bereits wohlbestallter Advocat in seiner Vaterstadt, von Klopstocks Preishymnen auf die edle Kunst des Eislaufs begeistert, an einem heitern Wintermorgen sich zu dem ersten Versuche in derselben entschloß, wo er es denn, wie er selbst berichtet, „durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit bald zu einer gewissen Fertigkeit brachte". Denn schon zwei Jahre später war er im Stande, mit andern Freunden künstliche Tanztouren auf dem Eise auszuführen, zu deren Anschauen die Damen seines Kreises hinausgeladen waren. Auch Goethe's Mutter war hinausgefahren, und erzählte später den kleinen Zug jugendlichen scherzenden Uebermuths, dessen auch Goethe im sechzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit gedenkt, nach Bettinen's Berichte in folgender Weise:

„An einem hellen Wintermorgen", — so schreibt Bettina an Goethe*), — „an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahrgn. „„Mutter, sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuh laufen sehen, und das Wetter ist heute so schön."" Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vornherunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus; da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst du? sag ich. Ei Mutter, sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, gebe sie mir ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht

*) Briefwechsel mit einem Kinde Th. II., S. 261—262.

gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin; wie ein Götterſohn auf dem Eis. — So was Schönes giebt's nicht mehr; ich klatſchte in die Hände vor Luſt. Mein Lebtag ſeh ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hineinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nach trug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Dieſes Motiv hat Kaulbach, wie er pflegt, mit künſtleriſcher Freiheit behandelt. Er hat die Staatskaroſſe, in welcher die Frau Rath mit ihren Gäſten und Freundinnen ſaß, weggelaſſen, um die Perſonen, auf die es ankommt, näher aneinanderrücken und deutlicher zeigen zu können; und er hat ſich ebenſo die Freiheit genommen, den Kopf des jugendlichen Goethe-Apollo und die im Winde flatternden „ambroſiſchen Locken" nicht mit der „braunen Pelzmütze" zu bedecken, deren Goethe ſelbſt in der Erzählung dieſes kleinen Vorfalls ausdrücklich und ſogar mit dem Zuſatze erwähnt, daß ihn dieſelbe zu dem goldbeſchnürten rothen Sammetpelze der Mutter „nicht übel gekleidet habe". Aber der Künſtler wollte lieber gegen die Ueberlieferung und gegen die Realität des „grimmig kalten" Wintertages fehlen, als auf die volle Wirkung des unbedeckten Hauptes mit dem frei wallenden, über der Stirn ſich emporbäumenden Lockenhaare verzichten, das den Götterjüngling, der damals wie ein leuchtendes Meteor an dem Himmel der guten Philiſterſtadt Frankfurt emporgeſtiegen war, ſo ſchön und ausdrucksvoll charakteriſirt. In der That würde der mütterliche „Sammetpelz" allein, zumal in dem Grau der Zeichnung, in welchem die rothe Farbe fehlt — nicht ausreichend ſein, die „als Eitelkeit" getadelte Sonderbarkeit und Excentrizität, über welche die ehrbaren Frankfurter von damals die bezopften Köpfe ſchüttelten und die man ihm, wie er ſelbſt

berichtet, „unter ſeinen Anomalien wohl ſpäter im Ernſt und Scherze wieder vorrechnete", als ſolche kräftig genug für uns Spätgeborne hervorzuheben. Denn das ſittengeſchichtlich Merkwürdige und Intereſſante dieſes ganzen Zuges aus dem Leben des jugendlichen Dichters beſteht hauptſächlich darin, daß damals der philiſterhafte Sinn der Deutſchen in Allem und Jedem noch unendlich größer und verbreiteter war als vierzig bis fünfzig Jahre ſpäter, wo der Dichter ſelbſt es von ſich rühmen durfte, daß er ſein Theil dazu gethan, ſeine Nation von der Philiſterei zu befreien:

Ihr könnt mir immer ungeſcheut,
Wie Blücher'n, Denkmal ſetzen.
Er hat von Franzen Euch befreit,
Ich von Philiſter-Netzen.

Nach den Worten, mit welchen Bettina die Frau Rath ihre Erzählung ſchließen läßt, war die Mutter Bettinens bei jener oben geſchilderten Scene anweſend, und dieſe war es, welcher der jugendliche Dichter mit ſeiner improviſirten romantiſchen Drapirung „gefallen wollte". Kaulbach hat dieſen Zug benutzt, um die Vermittelung der Frauengruppe am Ufferrande mit dem dahinſchwebenden Jünglinge herzuſtellen, der mit ſeitwärts gewendetem Haupte die großen Feueraugen auf die zarte Frauengeſtalt richtet, welche, halb an ihre mütterliche Freundin gelehnt, mit der erhobenen Rechten in Begriff ſteht, einen Schneeball dem Flüchtlinge nachzuwerfen. Es iſt gleichſam der Preisapfel der Schönheit, den hier, umgekehrt wie in der griechiſchen Preisfabel, die ſchöne Frau dem Jünglinge zuzuerkennen ſcheint, deſſen Halbgottſchöne neben den bezopften Perrücken-Philiſtern um ihn her nur um ſo ſiegreicher und ſtolzer hervortritt. Die ſchöne zarte Frau aber mit dem liebenswürdigen Kindergeſichte voll unbefangener Heiterkeit und anmuthiger Neckerei iſt Maximi-

liane La Roche, die älteste Tochter der geistreichen Schriftstellerin und Freundin Wielands, Sophie La Roche.

In der Zeit, in welche dieser geschilderte Schlittschuhlauf fällt, bildete das Verhältniß zu Maximiliane La Roche eine der bedeutendsten Herzensepisoden des vielliebenden und vielgeliebten jungen Dichters. Auf einer seiner Streifereien durch das schöne Main- und Rhein-Land, die er uns mit so unnachahmlicher Anmuth in seiner Selbstbiographie beschrieben hat, war er auch, von Ems aus, nach Ehrenbreitstein gekommen, und hatte, vorher empfohlen durch seinen Darmstädter Freund Merk, die Bekanntschaft der dort am Fuße des Schloßberges lebenden Familie La Roche gemacht. Freundlich aufgenommen war er bald als ein Glied der Familie betrachtet worden. Mit dem Vater verband ihn, wie er selbst erzählt, dessen heiterer Weltsinn, mit der Mutter sein belletristisches und sentimentalisches Wesen und Streben, mit den Töchtern seine Jugend. Unter den letzteren war es vorzüglich die älteste Tochter, Maximiliane oder Maxe genannt, welche ihn „gar bald besonders anzog". Er hatte eben erst seine Wetzlarer Verhältnisse abgebrochen, und sein Herz war gerade weich genug gestimmt, um neuen Eindrücken sich leicht und willig hinzugeben. „Es ist", wie er bei dieser Gelegenheit bemerkt, „eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Dieser Doppelglanz seiner beiden damaligen Himmelslichter sollte seinen poetischen Schein auf die Werther-Dichtung werfen, in welcher ihm zu dem Bilde der Lotte nicht nur die Wetzlar'sche Braut seines Freundes Kestner, sondern auch die liebenswürdige Gestalt Maximilianens von La Roche gesessen hat, mit der ihn sehr bald eine Art Werther'schen Verhältnisses verbinden

ſollte. Maximiliane wird uns geſchildert als eine höchſt anmuthige Erſcheinung, etwas klein und zart gebaut, von zierlichſtem Wuchſe, mit dunkelſchwarzen Augen und der reinſten blühendſten Geſichtsfarbe. Die Neigung, welche Goethe für ſie vom erſten Augenblicke an faßte, ward genährt durch längeres ungeſtörtes Beiſammenſein, und als er ſich von dem La Roche'ſchen Hauſe losriß, um nach Frankfurt zurückzukehren, nahm er eine Liebesleidenſchaft mit ſich im Herzen fort, die durch eine ſonderbare Verkettung der Umſtände ihn bald in ähnlich verwirrende Halbverhältniſſe verſtricken ſollte, wie diejenigen geweſen waren, aus denen er ſich in Wetzlar nicht ohne Mühe losgemacht hatte.

Die in jenen Zeiten wegen der gefühlsſeligen Zartheit ihrer Schriften und Romane berühmte und gefeierte Mutter Maximilianens, Frau Sophie La Roche, war nämlich in gewiſſen Verhältniſſen des praktiſchen Lebens keineswegs erfüllt und beherrſcht von dem zarten und gefühlvollen Geiſte, den ihre Dichtungen athmeten. Dies zeigt ſich am Beſten durch die Art und Weiſe, wie ſie das Herzensſchickſal und die Verheirathung ihrer beiden Töchter geſtaltete, die ſie beide ſo früh als möglich, durch ſogenannte „gute Partien" zu verſorgen befliſſen war, unbekümmert, ob das wahre Glück derſelben dadurch gefördert werde. So nöthigte ſie ihre jüngere und ſchönere Tochter Louiſe den kurtrieriſchen Hofrath Möſer, einen wüſten und gemeinen Menſchen, zu heirathen. Eine höchſt unglückliche Ehe war die Folge davon, und Goethe's Mutter ſprach laut ihren Unwillen aus über die Schriftſtellerin, welche durch ihre Schriften das Glück der Frauen zu befördern ſich angelegen ſein laſſe, während ſie ihre eigenen Töchter durch aufgezwungene Ehen unglücklich mache. Denn auch Maximiliane hatte daſſelbe Schickſal erfahren. Sie hatte, kurze Zeit nach Goethe's Entfernung, da dieſer ſich gegen die Mutter zu der vielleicht von derſelben gehofften Erklärung nicht hatte entſchließen mögen, auf Betrieb der Mutter einem

reichen Kaufmanne in Frankfurt ihre Hand ohne ihr Herz geben müssen. Herr Brentano war Wittwer und Vater von fünf unerzogenen Kindern; er war zugleich an Alter, Lebensanschauung, Sitten und Bildung wesentlich von dem jungen Mädchen verschieden, das die mütterliche Tyrannei ihm als zweite Gattin überlieferte. Eine Lebensschilderung Sophiens von La Roche in der Zeitschrift „Freya" *) nennt ihn einen rauhen, geizigen und beschränkten Menschen. Wenn auch dies Urtheil zu hart scheinen dürfte, so wird es doch gewissermaßen bekräftigt durch den Bericht, welchen wir in einem Briefe J. H. Merk's an seine Gattin von einem Zeitgenossen über diese Verbindung besitzen. Dieser Brief, geschrieben am 29. Januar 1774, lautet in der Uebersetzung des französischen Originals **), wie folgt:

„Vorige Woche war ich in Frankfurt, um unsere Freundin Sophie La Roche zu sehen. Die Heirath, welche sie ihre Tochter (eben die vorgenannte Maximiliane) einzugehen bewogen hat, ist eine sehr wunderliche Partie. Der Mann ist zwar noch leidlich jung, aber mit fünf Kindern beladen; übrigens zwar reich, aber ein Kaufmann, der über seinen Beruf hinaus wenig Geist besitzt. Es war mir eine traurige Erscheinung, unsere Freundin unter den Häringstonnen und Käsevorräthen aufzusuchen — und ich wollte, du hättest sehen können, wie Madame de La Roche sich ausnahm gegenüber all' den Redensarten und dem Geschwätz dieser feisten Kaufleute, deren üppige Diners sie auszuhalten und deren schwerfällige Personnagen sie zu amüsiren hatte. Es kamen arge Scenen vor, und ich weiß nicht, ob sie nicht doch von dem Gewichte ihrer Reue erdrückt werden wird. Goethe ist bereits Hausfreund dort; er spielt mit den Kindern, und begleitet das Klavierspiel der jungen Hausfrau. Herr Brentano, obgleich als

*) Freya. Erster Jahrgang 1861. S. 273—284.

**) S. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk, herausgegeben von Wagner (Leipzig 1847) S. 85. N. 32.

Italiener gehörig eifersüchtig, hat ihn lieb gewonnen und will durchaus, daß er so oft als möglich sein Haus besuche." — In einem vierzehn Tage später geschriebenen Briefe, in welchem Merk seiner Frau von Goethe's großen literarischen Erfolgen berichtet und das Aufsehen vorhersagt, welches dessen neuer zu Ostern des Jahres erscheinender Roman (Werther's Leiden) erregen werde, heißt es zum Schlusse: „Daneben hat er die kleine Brentano zu trösten über den sie umgebenden Oel- und Häringsgeruch und die Manieren ihres Ehemannes!"

Wir sehen, die Verheirathung Maximilianens und Goethe's erneuter Verkehr mit derselben fielen gerade in die Zeit, in welcher das Schicksal des jungen Jerusalem, der sich in Wetzlar erschoß, verbunden mit seinen eigenen Wetzlarer Erinnerungen den Plan und die Ausführung des „Werther" in ihm gezeitigt hatte. Er meldete die Nachricht, daß die Geliebte nach Frankfurt heirathete, an Frau Jacobi auf eine Weise, die fast wie Glücksempfindung klingt. „Marx La Roche", so schreibt er am Sylvestertage 1773 der Freundin, „heirathet hierher; ihr Künftiger scheint ein Mann mit dem sich leben läßt, und also heisa u. s. w." Die Entfernung seiner Schwester Cornelie, welche sechs Wochen zuvor als Gattin Schlosser's Frankfurt und das elterliche Haus verlassen und dadurch eine empfindliche Lücke in sein Leben gerissen hatte, schien ihm jetzt ersetzt zu werden durch die Nähe eines Wesens, dem er sich gleichfalls in herzlichstem Vertrauen und gegenseitiger liebevoller Neigung verbunden empfand. Er schrieb darüber bald nach Maximilianens Ankunft und Verheirathung an die obengenannte Freundin im Februar des Jahres 1774: „Diese drittehalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich als man's sein kann. Wir, sage ich, — denn seit dem 15. Januar ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne weise Schicksal,

denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Maxe ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheſten Eigenschaften Aller Herzen an sich zieht, und das Gefühl, daß ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Zwar schildert er diesen Mann im Verfolge des Briefes als „einen würdigen Mann von offenem starken Charakter, großer Schärfe des Verstandes und höchst tüchtig zu seinem Geschäfte"; aber der Umstand, daß die junge Frau ihrerseits doch eben eines Freundes wie Goethe es war zur Ausfüllung ihres Herzens und ihrer geistigen Bedürfnisse benöthigt war, spricht deutlich genug dafür, daß die Ehe Maximilianens keine glücklich befriedigende und daß Merk's Schilderung derselben wohl so ziemlich die richtige war.

Goethe selbst hat dies in seinen späteren Lebensbekenntnissen auf die ihm eigene schonende Weise angedeutet und zugleich die peinlichen Verwicklungen geschildert, in welche ihn selbst jene Herzensneigung bald genug verstrickte. Er erzählt im dreizehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, wie Maximilianens Mutter, Frau von La Roche, bei ihren oft wiederholten Besuchen in dem Hause ihrer Tochter „sich nicht recht in den Zustand finden konnte, den sie doch selbst ausgewählt hatte"; wie sie, „anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, sich in Klagen erging, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, (?) und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestände". „Mein früheres Verhältniß zu der jungen Frau", heißt es dann weiter, — „eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt. Meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen

Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſeren Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil auch ſie ſich in ihre Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern geſegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen ſollte. In ſo viel neue Familienverhältniſſe war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, ſo ſchien ſich das von ſelbſt zu verſtehen, aber die meiſten Theilnehmer wendeten ſich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verſchlimmern als zu verbeſſern pflegte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde mir dieſer Zuſtand unerträglich; aller Lebensverdruß, der aus ſolchen Halbverhältniſſen hervorzugehen pflegt, ſchien doppelt und dreifach auf mir zu laſten, und es bedurfte eines neuen gewaltſamen Entſchluſſes, mich auch hiervon zu befreien."

Allerdings ſtimmen die Berichte der verſchiedenen Epochen nicht eben wohl zuſammen. Aber der Goethe, der als Vierundſechzigjähriger dieſe Schilderung ſeiner Frankfurter Zuſtände und ſeines, doch von ihm ſelbſt als „Leidenſchaft" bezeichneten Verhältniſſes zu Maximiliane Brentano niederſchrieb, empfand eben anders und kühler als der Vierundzwanzigjährige, der dieſe Dinge erlebte, und der ſehr wohl wußte, daß ein junges Weſen wie dieſe ſeine Maximiliane, auch wenn ihr äußerlich „nichts abging", doch in einer Ehe und in einer Umgebung, in welcher der von ihr geliebte Goethe „der einzige war, an dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war", ſich ſehr unglücklich fühlen konnte und fühlen mußte!

Maximiliane war erst siebzehn Jahre alt gewesen, als der Wille ihrer Mutter sie mit Brentano verheirathete. Sie starb in der Blüte des Lebens, nur siebenunddreißig Jahre alt, 1793. Von ihren drei Töchtern erbte die 1785 zu Frankfurt geborene Elisabeth, später nur Bettina genannt, die begeisterte Leidenschaft für den Freund ihrer Mutter.

Kehren wir jetzt noch einmal zurück zu dem Kaulbach'schen Bilde, das uns die reizende Episode aus dieser Jugendliebe des Dichters mit so vollendeter Anmuth und Schönheit vorführt. Bei dem Anblicke dieser leicht auf den stahlbeflügelten Sohlen dahinschwebenden Göttergestalt, die, halb Apollon, halb Hermes, das stolze Jünglingshaupt der jungen Schönen wie Abschied nehmend zuwendet, kommt uns unwillkürlich jenes Gedicht aus Goethe's Jugendzeit in die Seele, das ohne Zweifel dieser Periode seines Frankfurter Lebens die Entstehung verdankt:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben — du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz! .
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Wohl hat er sich selber „Bahn gemacht" auf seinem Lebensgange, in Regionen, wo keine Bahn ihm „vorgegraben" war vom „kühnsten Wager". Aber er hat auch brechen lassen, was brechen mochte, sicher, daß es nicht sein Herz war, daß von seinem Dahinschweben gebrochen ward. Diesem Herzen waren Neigung und Leidenschaft damals und noch lange nachher Bedürfniß und tägliches Brod; er konnte und er wollte sie nicht entbehren. Aber die Leidenschaft, die er suchte, beherrschte ihn nicht als Tyrannin. Ein Gott hatte ihm gegeben sie auszu-

ſprechen, zu ſagen, was er empfand und litt, und dies Ausſprechen war für ihn immer zugleich Befreiung und Herſtellung. Sein Herz war wie die Natur, von der er in jenem herrlichen Fragmente, das ein Alexander von Humboldt für Goethe's ſchönſtes Gedicht erklärte, preiſend ausruft:

„Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie; was war, kommt nicht wieder. Alles iſt neu und doch immer das Alte. — — Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein, und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und ſchwer, und ſchüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt; jedes Bedürfniß iſt eine Wohlthat, ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Giebt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt, aber ſie kommt bald in's Gleichgewicht. — Ihre Krone iſt die Liebe; nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und Alles will ſich verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt um Alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos. Sie iſt Alles; ſie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht; Gegenwart iſt ihr Ewigkeit." —

Gegenwart! — ſie war auch Ewigkeit dieſem Dichterherzen, das in allen den zahlreichen Phaſen ſeiner Erregung und Bewegung, immerdar daſſelbe, das eine war und blieb. Gab ihm dies Herz ein neues Bedürfniß, ſo war ihm daſſelbe eine neue Wohlthat, ſchnell befriedigt, ebenſo ſchnell wieder neu erwachſend,

ein „neuer Quell der Luft“ dieſes Herzens, das ebenſobald wieder in's Gleichgewicht kam. Wer das tadeln und ſchelten will, der muß zugleich hinzufügen, daß er auch verzichten wolle auf die Früchte, die dieſem Herzen entſproſſen, um dieſen Preis, um dieſer ſeiner Beſchaffenheit willen entſproſſen, — auf Dichtungen wie der „Werther“ und die unſterblichen Lieder der Frankfurter Jugendzeit, die höchſten und reinſten Töne leidenvoller Leidenſchaft, die jemals einem Menſchenherzen entquollen ſind, und an denen ſich die ſpäteſten Geſchlechter noch erquicken und laben werden, ſo lange die Sprache währt, in der ſie gedichtet ſind. —

Zu dem Goethe in Frankfurt gehört, wie im Bilde ſo im Leben, auch die Geſtalt ſeiner Mutter, von der er „die Frohnatur und die Luſt zum Fabuliren“ geerbt zu haben ſich rühmte. Aber die eingehende Charakteriſtik dieſer herrlichen Frau muß einem eignen Aufſatze vorbehalten bleiben. Nur das Eine will ich hier noch bemerken, daß die „Frau Rath“ vielleicht die Einzige in Goethe's nächſter Frankfurter Umgebung war, welche mit dem ihr eigenen Tiefblicke es erkannte, daß die Trennung von Frankfurt für den Dichter des Werther eine Nothwendigkeit ſei, und welcher zugleich der Genius und ſeine freie Entfaltung höher ſtanden, als das Glück, den einzigen Sohn um ſich und in ihrer Nähe zu haben, während der etwas philiſterhafte Vater, als ächter Typus des engherzigen Frankfurter Bürgerthums jener Zeit, bekanntlich einem ſolchen Schritte der Trennung von der Vaterſtadt durchaus abgeneigt und entgegen war. Aber der Sohn wußte beſſer, was ihm frommte, als er trotz aller Abmahnungen des Vaters und der zahlreichen beſorgten Freunde ſeine Segel aufſpannte und mit dem befrachteten Schiffe den Hafen Frankfurt verließ. Die Befürchtungen, welche ihn begleiteten, waren grundlos. Denn, wie er ſpäter in dem Gedichte „Seefahrt“ ſang, — „er ſtand männlich an dem Steuer“: —

Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen,
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern!

Frau Katharina Eliſabeth Goethe aber konnte ſchon zwei Jahre nach jener auf unſerm Bilde dargeſtellten Frankfurter Jugendepiſode ihrem Freunde, dem däniſchen Conſul Schönborn nach Algier ſchreiben: daß „der ſingulare Menſch", ihr Sohn „der Doctor", nachdem er ſich den Winter von 1775 bis 1776 „als Gaſt des Herzogs von Weimar in deſſen Reſidenzſtadt aufgehalten und die dortigen Herrſchaften durch Vorleſung ſeines noch ungedruckten Werkchens unterhalten, auch das Schlittſchuhfahren und andern guten Geſchmack daſelbſt eingeführt, und ſich dadurch Dieſelben ſowohl, als auch in der Nachbarſchaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden gemacht habe". „Jemehr nun aber", — heißt es weiter in dieſem Briefe der Mutter, — „der Herzog den Doctor kennen lernte, deſto weniger konnte er ihn entbehren und prüfte ſeine Gaben hinlänglich, die er ſo beſchaffen fand, daß er ihn endlich zu ſeinem geheimen Legationsrathe mit Siz und Stimme im geheimen Conſeil ernannte. Da ſizt nun der Poët und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglich."

Wir wiſſen jetzt achtundachtzig Jahre ſpäter, daß er noch etwas mehr in Weimar gethan und dort und im deutſchen Vaterlande noch etwas mehr als „das Schlittſchuhlaufen und andern guten Geſchmack eingeführt" hat. Aber auch ſeine Frankfurter Jugenderinnerungen, die Erinnerungen an die liebenswürdige Maximiliane folgten ihm nach in die neue Heimath, und die Tochter der Jugendgeliebten, Bettina war es, die dieſelben in dem Herzen des Sechzigjährigen wieder erneuern ſollte.

XII.

Lili.

XII.

Lili.

In dem Jugendleben Goethe's gehört das Verhältniß, welches den Dichter des Werther und Götz, des Clavigo und Faust faſt ein Jahr lang mit der unter dem Namen Lili von ihm gefeierten ſchönen Frankfurterin verband, ſchon darum zu den eigenartigſten und intereſſanteſten, weil es das einzige war, welches den jungen Dichter bis hart an die Schwelle der Ehe führte, und weil die Erinnerung daran noch über ein halbes Jahrhundert ſpäter den Greis gegen ſeinen Eckermann das Geſtändniß ablegen ließ: daß dies Weib eigentlich ſeine erſte wie ſeine letzte wahre Liebe geweſen ſei. Wir dürfen freilich dies Geſtändniß nicht ganz wörtlich nehmen; doch wird man im Verlaufe unſerer Darſtellung ſehen, daß und wieviel Wahrheit in demſelben enthalten iſt, aber es tritt uns auch in dieſer Lili eines jener weiblichen Weſen entgegen, dem ein günſtiges Schickſal das Glück gewährt hat, das Leben und Daſein des Genius ſtreifend zu berühren und von ihm in den Kreis derjenigen gezogen zu werden, die er in Verſen und Proſa unſterblich gemacht hat. Denn an ſie knüpfen ſich viele ſeiner ſchönſten Jugendlieder, und der letzte Verſuch des Greiſes, ſeine Jugend ſchildernd ſich zurückzurufen, wird von der Erinnerung an dieſe Geſtalt wie von einem Strahle der ſcheidenden Sonne erleuchtet. Nur freilich, daß dem Achtzigjährigen die Kraft gebrach, dieſe Epiſode mit demſelben poetiſchen Feuer und derſelben Meiſterſchaft zu ſchildern, die uns in der Dar-

ſtellung ſeiner Seſenheimer Liebesgeſchichte entzücken. Das Gefühl der Erinnerung war noch lebendig klar in dem Greiſe, aber es iſt die kühle Klarheit des Mondlichts, die über dem Gemälde jener Jugendtage und ihres Jugendrauſches in Luſt und Leid der Liebe ausgebreitet liegt. Glücklicherweiſe beſitzen wir in ſeinen Dichtungen und Jugendliedern andere Quellen, welche den Mangel des lebendigen Kolorits in dieſer Darſtellung erſetzen, von der der große Dichter ſelbſt geſteht, „daß ihr die Fülle einer Jugend fehle, die ſich fühlt und nicht weiß, wo ſie mit Kraft und Vermögen hinaus ſoll".

Anna Eliſabeth Schönemann, geboren den 23. Juni 1758, war die einzige Tochter eines großen Frankfurter Bankiers und Handelsherrn, nach deſſen frühem Tode (1763) die Mutter, eine feingebildete geſcheidte Franzöſin, eine geborene d'Orville, ebenſo das Geſchäft wie das in fürſtlichem Style geführte Leben des Hauſes fortſetzte. Eliſabeth, oder wie man ſie in der Familie nannte, Lili, war trotz ihrer Jugend, ſie zählte damals, als Goethe ſie kennen lernte, erſt 16 Jahre, das glänzende Geſtirn des Lebens in dieſem Hauſe, in welchem ſich Alles zuſammen fand, was an bedeutenden Perſonen, fremden und einheimiſchen, zu den höheren Kreiſen der vornehmen Geſellſchaft Frankfurts gehörte. Goethe war bis dahin dieſer Geſellſchaft fern geblieben, die weder zu der bürgerlichen Beſchränktheit ſeines Vaterhauſes, noch zu ſeinen eigenen excentriſchen Neigungen, ſeinem genialen Sturm- und Drangtreiben zu paſſen ſchien. Aber je mehr er ſelbſt ſich fern gehalten hatte, deſto begieriger war man im Schönemanniſchen Hauſe geweſen, den jungen Dichter kennen zu lernen, der damals in Frankfurt wie in der literariſchen Welt „der Löwe" des Tages war, und von deſſen Seltſamkeiten und Genialitäten man ſich in Frankfurt, wie einſt in Straßburg und in Seſenheim, das Wunderbarſte zu erzählen wußte. Mutter und Tochter waren geſpannt darauf, den jungen Mann, neben dem kein anderer

Name aufzukommen vermochte, in der Nähe zu ſehen, und es fand ſich bald ein dienſtwilliger Freund bereit, die Annäherung einzuleiten, welche durch den breiten Styl des geſelligen Lebens, wie es ſich gaſtlich frei und ungezwungen in jenem Hauſe bewegte, ſehr erleichtert ward.

An einem Dezemberabende des Jahres 1774 ſah ſich Goethe plötzlich von einem Bekannten aufgefordert, denſelben in das Schönemannſche Haus zu einer muſikaliſchen Abendgeſellſchaft zu begleiten. Hören wir ihn ſelbſt weiter. „Es war ſchon ſpät, doch weil ich Alles aus dem Stegreif liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich, anſtändig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche Wohnzimmer. Die Geſellſchaft war zahlreich, ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich ſogleich die einzige Tochter des Hauſes ſetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth ſpielte. Ich ſtand am untern Ende des Flügels, um ihre Geſtalt und ihr Weſen nahe genug bemerken zu können. Sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen, die Bewegungen, wozu das Spiel ſie nöthigte, waren anmuthig und leicht. Nach geendigter Sonate trat ſie an's Ende des Piano's mir gegenüber, wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche. — Sie wußte ſehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ich ganz eigentlich zur Schau ſtand — und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte.“ — Um ſo lieber war es ihm daher, als beim Abſchiede Mutter und Tochter ihm den Wunſch zu erkennen gaben, ſeinen Beſuch bald wiederholt zu ſehen. Er ließ ſich das nicht umſonſt geſagt ſein, und — bald war es um ſeine Ruhe geſchehen.

Die „unbarmherzige Schönheit“ der reizenden, in allen kleinen Künſten liebenswürdiger Gefallſucht durch Naturanlage und geſell-

ſchaftliche Uebung früh zur Meiſterſchaft ausgebildeten ſechzehnjährigen Blondine, welche mit und neben dem Reize jener kindlichen Unbefangenheit des Behabens die vollendete Sicherheit der Weltdame und das ſtarke Bewußtſein ihrer Stellung und ihrer Vorzüge verband, ward nur zu bald Meiſter über ſein unbeſtändiges Herz. Sie ward es um ſo leichter, und ſeine Sclaverei ward um ſo vollſtändiger, je neuer für ihn eine Erſcheinung wie Lili war. In allen ſeinen früheren Liebſchaften, von dem treuen Leipziger Annchen, das er mit ſeinen Grillen und Launen bis zur Verzweiflung gequält, und von der liebenswürdigen Seſenheimer Pfarrerstochter, mit deren tiefer Neigung er ſein grauſames poetiſches Spiel getrieben, bis zu Anna Sibilla Münch, dem liebenswürdigen Frankfurter Bürgerkinde, der Freundin ſeiner Schweſter Cornelie, die ſeine Eltern nur allzugern als Gattin des Sohnes geſehen hätten, war Er bisher derjenige geweſen, der ſich als eine Art poetiſcher Königsſohn zu der niedern Schäferin gleichſam herabgelaſſen hatte. Diesmal aber waren die Rollen vertauſcht. An geſelliger Stellung, an Rang, Reichthum wie an Weltgewandtheit war Lili die Höherſtehende, ihm Ueberlegene. Sie war die Prinzeſſin, die ſich zu ihm herabließ; und Goethe war von früh an empfänglich für ſolche Lebensbedingungen. Zwar in das tiefſte geiſtige Weſen des ſechsundzwanzigjährigen Dichters, der ſeiner Kraft und ſeiner Aufgabe ſich vorahnend bewußt die höchſten Probleme der Menſchheit, Fauſt und Prometheus, in ſeinem Buſen trug, vermochte das ſechzehnjährige Mädchen nicht zu dringen; aber er konnte es nicht verhindern, daß ihre Schönheit und ihre Jugend ſeinen Sinn berauſchten und der poetiſche Zauber ihrer Anmuth und ſieggewohnten Liebenswürdigkeit ſein Herz in Feſſeln ſchlug.

Er hatte ſich bisher noch immer von allen Liebesverhältniſſen wieder freigemacht, in die ihn Jugendſehnſucht und ein nie verſiegendes Bedürfniß poetiſcher Herzensanregung verſtrickt hatten,

und er hatte im dunklen Gefühle, daß ſein Genius zu voller Entfaltung der Freiheit von bürgerlichen Lebensbanden bedürfe, gerade jetzt erſt ein Verhältniß, eben das zu jener jungen Frankfurterin, Anna Münch, abgebrochen, obſchon alles ſich vereinte, die Erfüllung deſſelben durch die Ehe zu begünſtigen. Jetzt war es auf's Neue aus mit ſeinem Frieden und ſeiner Freiheit, und diesmal beſaß er nicht die Kraft, den Zauber zu durchbrechen, mit dem ihn die reizende Koketterie Lili's mehr und mehr zu umſpinnen begann. Er opferte ihr ſeine Lebensgewohnheiten, ſeine Naturluſt, ſeine wilde Scheu vor rauſchender und glänzender Geſellſchaft in vornehmen Zirkeln, Bällen, Concerten, Spielſoiréen, die Zufriedenheit ſeiner Eltern, ſeine Erinnerung ſogar an frühere Liebesfreuden und Leiden, den ſtillen Fleiß ſeiner Studien, die Luſt an den poetiſchen Entwürfen, die ſeine Seele füllten — das alles, alles opferte er auf, nur um ſie zu ſehen, in ihrer Nähe zu weilen, nicht einmal als bevorzugter und begünſtigter Liebhaber, ſondern nur als gerngeſehener Verehrer des verwöhnten ſich ſeiner Macht freuenden ſchönen Kindes, das durch den Reiz ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit Jung und Alt bezauberte.

Der innere Widerſtreit, in welchem er ſich dadurch mit ſeinem eigentlichen Selbſt befand, iſt in ſeinen Lebensaufzeichnungen ausgeſprochen; aber wir bedürfen derſelben nicht einmal, um ſeine Lage zu verſtehen. Denn viel deutlicher und energiſcher noch ſpricht ſich dieſes Auf und Ab ſeiner Empfindungen in jenen entzückenden Liedern aus, welche dieſer Stimmung ihre Entſtehung verdanken. So jener erſte Aufſchrei ſeines Herzens in dem reizenden Liede:

Herz, mein Herz, was ſoll das geben ꝛc.

das mit dem bezeichnenden Ausrufe: „Liebe, Liebe, laß mich los!“ ſchließt. — Aber die Liebe ließ ihn diesmal nicht los;

„das Zauberfädchen“ ſchien unzerreißbar, und das erſte Gedicht fand ſeine Fortſetzung in jenem zweiten ebenfalls an Lili, die hier „Belinda“ genannt iſt, gerichteten Liede, das ſeine Klage ausſpricht über die ihm auferlegte bittre Nothwendigkeit ſich in dem nichtigen Glanze leerer Geſelligkeit der Liebſten zu Gefallen umhertreiben, ihr zu Liebe die ſchönſten Mondſcheinabende „am Spieltiſche“ aushalten und „oft ſo unerträglichen Geſichtern ſich gegenübergeſtellt“ ſehen zu müſſen. Aber doch ſchließt dies Gedicht noch mit dem Bekenntniſſe, daß die Geliebte ihn das alles vergeſſen laſſe:

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, biſt, iſt Lieb und Güte,
Wo Du biſt, Natur.

Das Verhältniß war allmälig ein engeres geworden. Der junge Dichter hatte von den Lippen des reizenden Weſens das Geſtändniß gehört, daß ſie anfänglich auch an ihm nur die Kraft ihrer Gabe anzuziehen habe verſuchen wollen, daß ſie aber dafür ihre Strafe dadurch gefunden habe, daß ſie auch ihrerſeits von ihm angezogen und gefeſſelt worden ſei. Sein Herz jubelte auf bei dieſem Geſtändniſſe, und das „Mailied“ überſchriebene Lied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur ꝛc.

iſt der Ausdruck des Entzückens, mit welchem er dieſe Kunde vernahm. Doch gab es auch nur zu bald Stunden, in welchen ihn das Gefühl einer gewiſſen innerlichen Unzuſammengehörigkeit, verbunden mit der peinigenden Empfindung, welche Lili's Luſt an Bethätigung ihrer unwiderſtehlichen „Anziehungsgabe“, — wie er die Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angelegten als glänzend begabten, aber eben wegen dieſer heitern Leichtherzigkeit nur um ſo unwiderſtehlicheren Mädchens nennt — faſt

zur Verzweiflung brachte. Aus dieſer Stimmung entſtand das kleine Drama Erwin und Elmire, in welchem die Gefallſucht einer Geliebten, die dem Liebhaber zur Pein wird, das Thema bildete. Es mochte eine Warnung für Lili ſein ſollen, und da dieſe Warnung noch nicht ſtark genug war, ſo verſtärkte er die Gabe in dem Gedichte Lili's Park, das Kaulbach mit ſeinem Bilde verkörpert hat.

Das Gedicht ſelbſt bedarf kaum einer weiteren Erklärung. Die proſaiſche Schilderung, in welcher Goethe im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit das Beſtreben der reizenden Zauberin inmitten des Schwarmes ihrer jungen und ältern Verehrer dargeſtellt hat, wird hier poetiſch zu dem Bilde einer modernen Circe, die umgeben von einem Gehege verzauberter Thiere, unter denen Goethe ſelbſt, der Ungeberdige, oft genug „brummend" unzufrieden Schmollende als Bär figurirt. Die gewandte Leichtigkeit und artige Neckerei, mit der die Schöne jedem ihrer Verehrer etwas Artiges und Freundliches zu ſpenden wußte, wird in dem Gedichte durch das Futterkörbchen veranſchaulicht, aus welchem ſie jeder Kreatur eine Gabe zuzuwerfen weiß. Es iſt ein Gelegenheitsgedicht im vollen Sinne des Worts, ein geiſtreicher Scherz, mit der Schnelligkeit und dreiſten Sicherheit des jugendlichen Genius hingeworfen nach einem ſolchen Geſellſchaftsabende, an welchem Lili ihre Gabe, alle Welt anzuziehen, mit ganz beſonderer Meiſterſchaft und zu ganz beſonderer Unzufriedenheit Goethe's geübt haben mochte. Aber es iſt ein Scherz, dem auch der Ernſt nicht fehlt. Wenn Lili am Tage nach jenem Abende das ihr zugeſandte Blatt las, in deſſen wild hingewühlten Zeilen ihr das Bild ihrer Koketterie in ſprechender Klarheit und farbiger Kraft entgegentrat, — da mochte ſie doch wohl betroffen werden über den faſt drohenden Ernſt des Schluſſes, an welchem der Dichter ausruft:

Und Ich! — Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit schafft! —
Doch — sendet Ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's, — ich schwör's! Noch hab' ich Kraft!

Und es sollte sich zeigen, daß er sie hatte, wenn wir nicht lieber sagen wollen: es sollte sich zeigen, daß die Verstrickung doch nicht fest, die Gewalt der Neigung, die ihm die Zauberin eingeflößt hatte, doch nicht stark genug gewesen war, um eine alles vergessende, alles überwindende Leidenschaft daraus hervorgehen zu lassen, jene Leidenschaft der Liebe, die alles duldet, alles trägt, die „stark ist wie der Tod und fest wie Scheol ihr Wille". Diese Liebe, wenn er sie je gekannt, hat Goethe erst später empfunden, empfunden, als es zu spät war für sein Glück.

Der weitere Verlauf seines Liebeshandels mit der schönen Lili ist folgender. Goethe schmachtete fort in den Fesseln, ohne sie weder zerreißen, noch sein Verhältniß zu einem bestimmten Abschlusse bringen zu können; und Lili, die reizend Uebermüthige, wiegte sich mit Behagen in der Herrschaft, die sie über den schönsten und begabtesten jungen Mann ihres Kreises ausübte, ohne selbst den inneren zwingenden Drang zu fühlen, ihre sechzehnjährige Freiheit um das Band der Ehe hinzugeben. Das gab dann ein quälendes Verhältniß, welches zuletzt beide Liebende gleichzeitig peinigte und drückte, bis ein Deus oder vielmehr eine Dea ex machina, ihnen zu Hülfe kam. Eine mit beiden Familien befreundete Person, eine alte Jungfer, Demoiselle Delf in Heidelberg, als energische Vorsteherin eines Handelshauses in Geschäften aller Art gewandt und zum Heirathstiften eben so geschickt als geneigt, legte sich ins Mittel. Sie durchschaute die Lage, kannte die geheimen Wünsche und Hoffnungen der beiden Liebenden und beschloß, der unerträglichen Lage ein Ende zu

machen. Sie unterhandelte mit den Eltern, die auf beiden Seiten dieſer Verbindung eigentlich abgeneigt waren, und es gelang ihr ſchließlich, die Einwilligung derſelben zu erwirken. „Gebt Euch die Hände!“ rief ſie mit ihrem pathetiſch gebieteriſchen Weſen, als ſie eines Abends den Liebenden die Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen brachte. „Ich ſtand“, ſo erzählt uns Goethe, „Lili gegenüber und reichte meine Hand dar, Sie legte die Ihre, zwar nicht zaudernd, doch langſam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.“ Dieſe Schilderung des Moments, die den unzweifelhaften Stempel der Wahrheit trägt, iſt ſehr charakteriſtiſch; ſie läßt uns die weitere Entwickelung ſchon an der Schwelle vorausahnen.

Dieſe Entwicklung war keine glückliche, und konnte keine ſolche ſein. Zunächſt war die von der eifrigen Vermittlerin im heftigen Anlaufe den beiderſeitigen Eltern der Liebenden abgedrungene Einwilligung keine aufrichtige. In der reichen Bankierfamilie hatte man mit der einzigen Tochter höher hinausgewollt, und der junge Dichter, ohne Stellung in der Welt und ohne vornehme Familienverbindungen, war dort keineswegs ein wünſchenswerther oder auch nur genehmer Bräutigam für die von ſo vielen Seiten umworbene Tochter. In Goethe's Familie war es nicht viel anders. Der alte bürgerlich beſchränkte und dabei doch ſehr hochmüthige kaiſerliche Titularrath Goethe, wollte von der „Staatsdame“, wie er die ſchöne Bankierstochter nannte, als Schwiegertochter nichts wiſſen, der Mutter Goethe war ſie auch nicht recht, und Goethe's Schweſter Cornelie, damals bereits ohne Neigung an Schloſſer verheirathet, war und blieb vollends eine entſchiedene Gegnerin dieſer Verbindung ihres Bruders. Die übereilt gegebene Einwilligung der Eltern ließ dieſe Gefühle der Abneigung unverändert, ja ſie brachte dieſelben, wie es in ähnlichen Fällen zu geſchehen pflegt, erſt recht zum Bewußtſein und vermehrte ihre

Stärke. Die Folge war ein unerfreulicher Zustand auf allen Seiten. Die Familien blieben ohne Zusammenhang, es entwickelte sich keinerlei Umgangsverkehr zwischen ihnen, und, was das Schlimmste war, auch bei Goethe selbst regte sich, nachdem der erste Freudenrausch verflogen war, ein Gefühl der äußerlichen und innerlichen Unzusammengehörigkeit nur um so stärker, je weniger Billigung seine Verlobung rings um ihn her fand und je weniger er sich verhehlen konnte, daß Lili's Neigung für ihn keineswegs stark genug sei, sie vergessen zu machen, daß sie mit dieser Verbindung eigentlich ein Opfer bringe und aus gewohnten glänzenden äußern Verhältnissen in solche trete, deren Enge und Beschränktheit ihr durchaus nicht zusagen konnten. — Und er selbst? Wenn er in sein eigenes Innere blickte, fand er keineswegs jene völlige Gewißheit seiner selbst, die den Liebenden über alle Hindernisse im starken Schwunge der Leidenschaft hinwegträgt. Wohl war seinem jungen Dichterherzen die Erregung der Liebe Bedürfniß und Lebensluft, aber gegen die Fessel der Ehe, die ihn voraussichtlich für immer an die Frankfurter Scholle band, gegen das unwiderrufliche Aufgeben seiner Freiheit und jener Sehnsucht, die ihn ins Weite lockte, sträubte sich der Genius in ihm. Verstand und Herz, Ueberlegung und Empfindung, geriethen in immer stärkeren Widerstreit, den freilich die Gewalt der Gegenwart immer wieder zu beschwichtigen vermochte, ohne ihn doch völlig ausgleichen und aufheben zu können. So ward die Verlobung, welche ihn mit der Geliebten für immer verbinden sollte, der Anfang des Endes.

Goethe hatte nun, wie er sich ausdrückt, Gelegenheit erhalten „zu erfahren, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei". Aber diese Erfahrung war für ihn keine angenehme, und wenn wir seine damals geschriebenen Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg, die Schwester seiner beiden bald zu erwähnenden Freunde, lesen, so gewinnen wir einen weit tieferen Einblick in den Zu-

ſtand ſeines unruhig bewegten Innern, als ihn uns ſeine ſpätere Darſtellung im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit zu gewähren vermag. Es geht aus dieſen Briefen unzweifelhaft hervor, daß die Liebe zu dem jungen reizenden Weltkinde Lili, an deren Seite er ſo oft auf feurigem Roſſe durch die grünen Fluren Frankfurts dahinſprengte, und deren ſüßer Stimme er mit Entzücken lauſchte, wenn ſie ihm die Lieder am Klavier ag, die er für ſie gedichtet, ſein Herz nicht ganz, nicht allein erfüllte, daß er nicht umhin konnte, auch an andern „recht lieben und edlen weiblichen Seelen“ einen Antheil zu nehmen, der die Grenzlinie der Freundſchaft bei der damals in ihm und um ihn her herrſchenden Gefühlsüberſpannung nicht immer einhielt. Selbſt das Bedürfniß jenes Briefwechſels mit der jungen Gräfin Stolberg iſt ein Zeichen, daß ihn ſein Verhältniß zu Lili nicht ganz ausfüllte, und die damals entſtandene Dichtung „Stella“ iſt eigentlich nur der Ausdruck derſelben Empfindung. Zwar bemühte er ſich zu gleicher Zeit, ſich in Frankfurt für ſeine Verbindung mit Lili eine bürgerliche Stellung zu begründen, und Lili empfand es ſchwer, daß ihn dieſe Bemühungen, öfter und mehr als ihr lieb war, ihrem Dienſte entzogen; aber insgeheim lähmte ihn dabei doch immer wieder der Gedanke, daß doch Alles, was er in Frankfurt erlangen könne, nicht hinreichen werde, den Bedürfniſſen und Lebensgewohnheiten ſeiner Verlobten zu entſprechen. Dazu kam, daß die bereits damals mit dem jungen Fürſten von Weimar angeknüpfte Bekanntſchaft und die von demſelben erhaltene Einladung nach Weimar ihn in die Ferne lockte, hinaus aus den Beſchränkungen des verknöcherten reichsſtädtiſchen Lebens, aus der „quetſchenden Enge“ eines bürgerlich proſaiſchen Daſeins, hinaus in eine freiere Welt der Unabhängigkeit, wie ſie der poetiſche Geiſt jener Sturm- und Drangperiode ſich auszumalen liebte. Dahin deutet es, wenn er in dem in jenen Tagen ſeines wunderſamen Hin- und Herſchwankens gedichteten Drama Clau-

dine von Villa Bella den abentheuernden Rugantino ausrufen läßt: „Wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, so muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein! Muß nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehen?"

In die weite Welt ging er nun zwar für's Erste nicht, wohl aber in die Schweiz, wozu ihn die beiden jungen Grafen Stolberg bei einem Besuche, den sie ihm in Frankfurt abstatteten, dringend aufforderten. Er nahm ihre Aufforderung um so lieber an, als seine innere Unruhe über das Verhältniß, in welches er sich verstrickt sah, bis zu einem solchen peinigenden Grade gewachsen war, daß er sich „zu aller und jeder Thätigkeit unfähig fühlte". Mit unbestimmter Andeutung seines Vorsatzes, „aber ohne Abschied", trennte er sich von Lili. Er wollte „den Versuch machen, ob er sie entbehren könne"! Wer solchen Versuch unternimmt, ist schon entschieden. — Sein Vater bestärkte ihn in dem Reiseentschlusse aufs Aeußerste, und rieth dringend, die Reise bis nach Italien auszudehnen; denn auch dem Herrn Rath schien Entfernung, und zwar eine möglichst lange als das beste Mittel, um die ihm widerwärtige Verbindung auf anständige Art zu lösen.

Unterwegs besuchte Goethe seine Schwester Cornelie in Emmendingen. Sie empfahl, ja „befahl" ihm, wie er sich bezeichnend ausdrückt, eine Trennung von Lili gleichfalls auf das Dringendste. Die willensstarke, unbeugsam energische, aller Sentimentalität todfeindliche, äußerlich reizlose, und von jeder sinnlichen Ader freie Cornelie Goethe war innerlich und äußerlich der schärfste Gegensatz zu Lili, der sich denken läßt, ihre Abneigung gegen dieselbe daher um so tiefer und die Herrschaft, welche ihr männlicher Geist über den weicheren Bruder ausübte, fast eine unbeschränkte zu nennen. Sie verstand es, ihn im gegenwärtigen

Falle bei der Seite zu faſſen, wo er am leichteſten zugänglich war, indem ſie ihm ſein Feſthalten an der Verbindung mit Lili als eine Ungerechtigkeit gegen dieſe klüglich darzuſtellen wußte. Es ſchien ihr, wie ſie ihm ſagte, grauſam, ein ſolches Frauenzimmer, von dem ſie ſich die höchſten Begriffe gemacht hätte, aus ihrer glänzenden, lebhaft bewegten Exiſtenz herauszuzerren, und in ein Haus und in Verhältniſſe wie die des Goethe'ſchen Vaterhauſes zu verſetzen, deren Enge und Schwere ſie ſelbſt nur allzuhart empfunden hatte. Ja ſie gab ihm zu verſtehen, daß Lili ſelbſt eine heimliche Scheu und Abneigung gegen eine ſolche Verpflanzung hege. Er ſchied von der Schweſter, im Innern überzeugt, doch ohne ſich zu Entſchluß und Verſprechen aufraffen zu können, „mit dem räthſelhaften Gefühle im Herzen, woran die Leidenſchaft ſich fortnährt; denn Amor, das Kind hält ſich noch hartnäckig feſt am Kleide der Hoffnung, eben als ſie ſchon ſtarken Schritts ſich zu entfernen den Anlauf nimmt".

Wohl lüftete und weitete ihm der Anblick der Schweiz mit der Welt ihrer Naturwunder die Seele aus. Er ſang auf dem Züricher See jenes herrliche Lied, das mit den Worten beginnt:

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt.
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!

und er begegnete den immer wiederkehrenden Träumen ſeines wunden Herzens mit dem ermunternden Zurufe:

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum, ſo gold du biſt,
Hier auch Lieb' und Leben iſt!

Aber in all' der Entzückung, mit der er von den grünumkränzten Höhen niederblickte auf die Schönheit des herrlichen

Sees, kam ihm doch immer wieder die Empfindung für sie, die Empfindung, daß er selbst all' dies gegenwärtige Glück nur voll genieße durch die Liebe, die er für sie im Herzen trage:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück! —

Er ging nicht nach Italien. An der Schwelle kehrte er um; sein Herz zog ihn zurück in die Heimath, unwiderstehlich, unaufhaltsam. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß für ihn Italien noch nicht an der Zeit sei.

Drei Monate hatte seine Reise gewährt, drei Monate hatte er die Geliebte entbehrt. Jetzt sah er sie wieder, fühlte er sich wieder in den alten schmerzlich süßen Banden. Noch drei andere Monate verlebte er in den gleichen Zuständen, denen er sich durch seine Schweizer Fluchtreise hatte entziehen wollen. „Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, als ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Lande, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in gewissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen, verglich. Es gab Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden."

So Goethe der Greis, ein halbes Jahrhundert ſpäter. Aber anders lautet der Bericht des Sechsundzwanzigjährigen in den im Momente ſelbſt geſchriebenen Briefen an Auguſte Stolberg, zumal in dem vom 3. Auguſt, wenige Tage nach der Rückkehr datirten Briefe, den er in dem Wohnzimmer der Geliebten, das er in ihrer Abweſenheit betreten, an ihrem Schreibtiſche auf's Papier „hinwühlte", während die Geliebte, die ihn ſehr überraſcht bei ihrem Eintritte in ihrem Allerheiligſten fand, ſich im Nebenzimmer zum gemeinſamen Spazierritte umkleidete: „Hier", ſo ſchreibt er, „hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, deſſen heitere Tage ich trübe, ich! . . Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tauſend neue Gegenſtände in alle Sinnen ſog; und ich ſitze wieder in Offenbach, ſo vereinfacht wie ein Kind, ſo beſchränkt als ein Papagei auf der Stange." Und dann kommt, nach vielen Ausrufen und Gedankenſtrichſeufzern, wie ſie den Briefen jener Periode eigen ſind, das merkwürdige Geſtändniß: „Unſeliges Schickſal, das mir keinen Mittelzuſtand erlauben will. Entweder auf einen Punkt, faſſend, anklammernd, oder ſchweifend gegen alle vier Winde!" —

Aber neben dieſem Wertheriſch gefühlvollen Goethe ſteht zu gleicher Zeit noch ein anderer, der das in den letzten Worten liegende Thema an ſeinen cyniſchen Freund Merk in denſelben Tagen in einem ganz andern Tone anſchlägt. „Ich bin wieder garſtig geſtrandet", ſchreibt er im Auguſt nach der Rückkehr von der Schweizerreiſe an Merk (S. Briefe an Merk I, S. 69), „und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging da ich flott war. Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wiſſen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beiſtehen wollteſt nur zum erſten Sprung. Allenfalls magſt Du meinem Vater nächſtens klärlich beweiſen,

daß er mich auf's Frühjahr nach Italien ſchicken müſſe; d. h. zu Ende dieſes Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf dieſem Baſſin herumzugondoliren, und auf die Fröſch' und Spinnenjagd auszuziehen!" — Gewiß, das klingt anders, als die empfindſame Ueberſchwänglichkeit in den Briefen an die feinfühlende reichsgräfliche, nie geſehene Seelenfreundin. Es lebten eben wie in Fauſt's ſo auch in Goethe's Bruſt „zwei Seelen", deren eine „ſich von der andern trennen wollte".

Und ſie trennten ſich. Der Zuſtand ward immer unhaltbarer und unleidlicher. Schweſter Cornelia ſchürte und drängte immer gewaltſamer. Zwiſchenträgeriſche Freunde, denen er leider ſein Ohr nicht verſchloß, berichteten ihm, daß Lili ſelbſt geäußert, ſie fühle ſich wohl die Kraft, wenn es ſein müſſe, alle ihre Verhältniſſe abzubrechen und mit ihm nach Amerika zu gehen, aber nicht den Muth, ſich in der Enge ſeines Vaterhauſes zu begraben. Freundin Auguſte deutete ihm an, daß doch der geiſtige Abſtand zwiſchen ihm und Lili allzugroß und ein tieferer Zuſammenhang der letztern mit ihm deshalb unmöglich ſei. Er gab das zu, „aber eben dieſer Abſtand", ſchrieb er ihr zurück, „mache für ihn das Band nur noch feſter". Es war gerade frei und klar genug einzuſehen, daß Lili's Unberührtheit von der herrſchenden Sentimentalität, ihr geſunder, klarer, tüchtiger Sinn, ihr ehrenwerther Charakter, ihre heitere Selbſtgewißheit, ihre anmuthige Sicherheit ſie vor allen Frauen, die er je gekannt hatte, ſehr zu ihrem Vortheile auszeichneten. Und wenn man endlich jenes oben erwähnte Geſtändniß des Greiſes gegen Eckermann dazu nimmt, ſo kann man ſich letztlich des Schluſſes nicht enthalten: daß es für den Menſchen Goethe ein Unglück war, daß die Trennung von Lili, zu der ihn doch im Grunde nicht eigner freier Entſchluß, ſondern vorzugsweiſe äußere Umſtände, die drängenden Anmahnungen der Seinen, der Widerwille der Schweſter, die Zwiſchenträgereien falſcher Freunde und eine gewiſſe Schwäche ſeines eignen, aus

Härte und Weichheit wunderbar gemiſchten Charakters bewogen, ihm das Glück einer Verbindung mit einem Weibe entriſſen, welches, Alles in Allem genommen, dem Beſten ſeines menſchlichen Weſens ebenbürtig war, und von der er noch fünfzig Jahre ſpäter im Hinblick auf alle jene Umſtände zu bekennen ſich gedrungen fühlte: „In ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte". Dieſe Worte ſind das ſchönſte Ehrenzeugniß für Lili, und ſie ſind zugleich das Bekenntniß einer Schuld, oder wenn man lieber will, eines ſchweren Fehlers von Seiten Goethe's, eines Fehlers den er ſchwer gebüßt hat. „Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden!"

Wie das Verlöbniß nicht förmlich und offenkundig geweſen war, ſo war auch die Trennung keine offene und förmliche. Er leerte den Becher der ſchmerzenvollen Luſt, den er ſich gefüllt hatte, bis zum letzten Tropfen, während er ſich vergebens durch Arbeiten wie durch Zerſtreuungen aller Art, durch Hazardſpielen und durch eine neue Liebſchaft zu übertäuben ſuchte. Es gelang ihm nicht, und er ſah mehr und mehr, daß Flucht aus der Nähe der noch immer Geliebten für ihn die einzige Rettung ſei. Wahrhaft poetiſch und rührend iſt die Schilderung jenes ſpäten October-Abends, wo er, ſchon zur Flucht entſchloſſen, in ſeinen Mantel gehüllt zum letztenmale durch die dunklen Straßen der Vaterſtadt ſchlich, um, wenn nicht von ihr, ſo doch von dem Hauſe, das ſie umſchloß, den letzten Abſchied zu nehmen. „Sie wohnte im Erdgeſchoſſe eines Eckhauſes, die grünen Rouleaux waren niedergelaſſen; ich konnnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze ſtanden. Bald hörte ich ſie zum Claviere ſingen; es war das Lied: „Ach, wie ziehſt Du mich unwiderſtehlich!" das nicht ganz vor einem Jahre an ſie gedichtet ward. Es mußte mir ſcheinen, daß ſie es ausdrucksvoller ſänge als jemals, ich konnte es deutlich, Wort für Wort verſtehen. — Nachdem ſie es zu Ende geſungen, ſah ich an dem

Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war. Sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erforschen. „Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben" (er wollte nach Weimar gehen), „ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen."

Er ging, um nicht wiederzukehren. In Weimar umgab ihn eine Welt neuer Verhältnisse, deren Wogen bald genug über ihm zusammenschlugen, und ihm zuerst fast die Besinnung raubten. Doch lebte Lili's Bild noch immer in seinem Herzen fort. In einem Briefe an seinen Freund, den jungen Herzog Karl August, vom 24. December 1775, — (derselbe fehlt in dem so eben erschienenen Briefwechsel Goethe's und Karl Augusts), — schreibt er von Waldeck aus: „Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirg ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich und ich sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All' meine Lust und all' mein Sang.
Bist, ach! nun all' mein Schmerz, und doch
All' mein Sang bist Du noch".*)

*) Lili verheirathete sich anderthalb Jahre nach Goethe's Fortgange mit einem reichen Bankier Bernhard von Türkheim zu Straßburg, woselbst Goethe sie auf der im Herbste des Jahres 1779 mit seinem fürstlichen Freunde, dem jungen Herzoge Karl August von Weimar, unternommenen Schweizerreise als glückliche Gattin und Mutter wiedersah. — S. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, S. 246.

Verlag von J. Guttentag in Berlin,
Guttentag und Bahlen.

Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

I. Die Frauen aus Wilhelm Meister.
II. Die Frauen der Wahlverwandtschaften.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1868.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Meinen geliebten Töchtern

Anna, Helene und Marie Stahr

in herzlicher Liebe

gewidmet.

Geliebte Töchter!

Die Charakteriſtiken Goethe'ſcher Frauengeſtalten, welche dieſer zweite Theil enthält, wurden begonnen kurz vor dem Ausbruche der Krankheit, welche mich vor gerade zwei Jahren hart an den Rand des Grabes brachte. Sie begleiteten mich auf der Geneſungsreiſe nach Italien und von dort zurück an die reizgeſchmückten friedlichen Ufer des Genfer See's, dieſes wundervollen Gedichts der Natur, das wie eine Dichtung Goethe's Anmuth und Erhabenheit vereint zeigt. Dieſſeits wie jenſeits der Alpen habe ich Eurer vor Allen gedacht in jeder guten Stunde, welche ich dieſem Buche widmen durfte, das ich eben deßhalb Euch zuſchreibe.

Die Wirkſamkeit der Dichtungen Goethe's iſt ſeit dem Ende des letzten Jahres in eine neue Phaſe getreten. Seine Werke ſind jetzt materiell Eigenthum unſeres ganzen Volkes geworden. Ein Jeder, ſelbſt der Unbemitteltſte, kann ſich dieſelben jetzt, im Ganzen oder in Auswahl, für einen Preis als Eigenthum verſchaffen, der kaum denjenigen überſteigt, welchen er bisher als Leſegeld an eine Leihbibliothek zu zahlen hatte; und was mehr iſt: ein Jeder kann jetzt, als Beſitzer, eingehende Vertiefung durch oft wiederholtes bedachtvolles Leſen an die Stelle jener ſeltenen und flüchtigen Lektüre treten laſſen, die zu einem wirklichen Verſtändniſſe und Genuſſe dieſer Meiſterwerke ſo durchaus ungenügend iſt, und mit der ſich doch ſo Viele, ja die Mehrzahl — zumal Eures Geſchlechts — zu begnügen pflegen.

Ihr Verhalten in Betreff des Maaßes von Zeit und Fleiß, welches sie für große und edle Werke der Dichtkunst ausreichend achten, ist überhaupt ein sehr verwundersames.

Denn während sie es beispielsweise ganz natürlich und nothwendig finden, an das Verständniß und die Bewältigung einer musikalischen Komposition, einer Sonate von Beethoven (und wie oft an unendlich Geringeres!) den Fleiß und die Zeit zahlloser Wiederholungen zu verwenden: erschrecken sie als über eine unerhörte Zumuthung bei dem Gedanken, ebendasselbe den Meisterwerken unserer Dichter angedeihen zu lassen. Und doch bedarf deren wahres förderndes Verständniß zweifellos eines ähnlich wiederholten ernsten Studiums, wenn wir die für unsere Geistes- und Herzensbildung aus jenen Werken zu gewinnenden, so unendlich werthvolleren und höheren Vortheile uns wirklich aneignen wollen.

Zu solcher Art des Lesens, zu solcher gründlichen Beschäftigung mit den Werken unserer großen Dichter anzuleiten, dazu sollten und dazu können, wie ich glaube, diese Blätter dienen. Mögen sie diese Absicht bei Euch und bei recht vielen anderen Lesern erfüllen.

Montreux, am Genfer See,
4. März 1868.

Ad. St.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Die Frauen aus dem Wilhelm Meiſter.

Zur Entſtehungsgeſchichte des Wilhelm Meiſter. Seite

Erſte Periode. 1776 1786 5

Zweite Periode. 1794 1796 20

Mariane 43

Frau Melina 61

Philine 79

Aurelie 113

Lydie 127

Thereſe 139

Natalie 155

Mignon 173

Zweite Abtheilung.

Die Frauen der Wahlverwandtſchaften.

Ottilie 195

Charlotte und ihre Tochter Luciane 217

Erſte Abtheilung.

Die Frauen aus dem Wilhelm Meiſter.

Zur

Entſtehungsgeſchichte des Wilhelm Meiſter.

1776—1786.

———

1794—1796.

Zur

Entſtehungsgeſchichte des Wilhelm Meiſter.

Erſte Periode.

1776—1786.

Bei wenigen anderen Werken Goethes iſt es für Verſtändniß und Beurtheilung in gleichem Maaße wichtig, ſich die Entſtehungsgeſchichte derſelben zu vergegenwärtigen, als bei dem Wilhelm Meiſter, zwiſchen deſſen erſtem Beginne und letztlichem Abſchluſſe der Zeitraum von vollen zwanzig Jahren liegt. Denn Goethe war kaum ſiebenundzwanzig Jahre alt, als er die erſte Hand an die Ausführung des Planes legte, und er hatte bereits das ſiebenundvierzigſte Lebensjahr überſchritten, als er das Werk endlich, nach vielen Umarbeitungen, beendete. Schon Schiller, der davon nur im Allgemeinen unterrichtet war, forderte deßhalb von ſeinem großen Freunde, bald nach dem Erſcheinen der Dichtung, deren Vollendung erlebt zu haben er „zu dem ſchönſten Glück ſeines Daſeins rechnete", daß derſelbe, wie von ſeinen frühern Werken, ſo namentlich von dem Wilhelm Meiſter die Geſchichte, ſoviel er davon noch wiſſe, aufſchreiben möchte. Es ſei das, meinte er, keine verlorene Arbeit, denn man könne ohne das weder den Dichter noch das Gedicht ganz kennen lernen*).

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe I, Nr. 268.

Leider hat Goethe diesen Wunsch des Freundes unerfüllt gelassen, und wir sind daher darauf angewiesen, diese Geschichte aus vereinzelten Notizen einigermaßen zu ergänzen.

In seinen Tags- und Jahresheften bezeichnet Goethe selbst die Zeit von 1775 bis 1780 als die Periode, in welcher die Anfänge des Meister, wie er sich ausdrückt, „kotyledonenartig" hervortreten. In einem Briefe an seinen Freund Merck aus jener Zeit lesen wir eine Andeutung von dem ursprünglichen Plane des Romans, der viel beschränkter und dessen Absicht weit einseitiger war, als die einer viel späteren Zeit angehörenden Ausführungen letzter Hand. Er sprach nämlich gegen Merck, der damals sich selbst in allerlei eigenen tendenziösen Romanversuchen erging, die er für Wielands Merkur schrieb, den Wunsch aus, daß derselbe ihm nicht „in das theatralische Gehege kommen möge", da er selbst damit beschäftigt sei, diesen Stoff in einem Romane zu verarbeiten*). Wir werden weiterhin sehen, daß diese theatralische und dramatische Tendenz in der ersten Gestalt des Werks so überwuchernd in den Vordergrund trat, daß selbst nach großen späteren Kürzungen der dahin gehörigen Partien, Schiller des Theatralischen, speciell für den Schauspieler didaktisch berechneten noch immer zu viel fand, und durch diese Bemerkung den Dichter zu neuen umfassenden Verkürzungen veranlaßte.

Es ist bekannt, daß Goethe lange an dem Glauben festhielt, die Bühne zur Vermittelung einer fruchtbaren Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum benutzen und durch ihre Hebung ästhetisch bildend und versittlichend auf seine Zeit und sein Volk einwirken zu können.

Auch in diesem Betrachte ist der Held des Romans das entsprechende Gegenbild des Dichters, und Goethe drückt dies selbst einmal in einem seiner Briefe an die Stein aus, wo er ihn

*) Briefe an Merck S. 138.

„ſein geliebtes dramatiſches Ebenbild“ nennt*). Aber er iſt es nicht blos in dieſem Betrachte. Was den jugendlichen Dichter zu dieſer Dichtung führte, war der in ihm von jeher vorwiegende unwiderſtehliche Drang zur Selbſtconfeſſion, jener Drang, ſein eigenſtes inneres und äußeres Leben und Erfahren, ſein Irren und Streben, ſeine Neigungen und Lebensverſuche in künſtleriſcher Form aus ſich heraus zu geſtalten, und ſich durch dieſen Proceß des ſchaffenden Nachbildens theils über ſich ſelbſt klar zu werden, theils von ſo manchem Druck der Wirklichkeit zu befreien. In dieſem Sinne kann man faſt alle ſeine Dichtungen, von dem kleinſten Xenion, dem einfachſten Liede an, bis zu den größten dramatiſchen und epiſchen Werken, theils als Gelegenheitsgedichte, theils als Bekenntniſſe über ſich ſelbſt bezeichnen. In Betreff des Wilhelm Meiſter hat er ſelbſt dies mehrere Jahre nach der abſchließenden Vollendung des Werks in einem Briefe an einen Leipziger Freund**) ausgeſprochen, dem er auf eine Frage über dieſe Dichtung antwortete: „Bei ſolchen Werken mag der Künſtler ſich vornehmen was er will, ſo giebt es immer eine Art von Confeſſion, und zwar auf eine Weiſe, von der er ſich kaum ſelbſt Rechenſchaft zu geben verſteht.“ Die Form, ſetzt er gleich hinzu, behalte immer etwas Unreines — (dies iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, einer Ausführung Schiller's entnommen) — und man könne Gott danken, wenn man im Stande war, ſoviel Gehalt hineinzulegen, daß fühlende und denkende Menſchen ſich beſchäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln.

Dieſe Confeſſionen über ſich ſelbſt waren in der erſten Geſtalt, welche der Roman in der Periode der erſten zehn Jahre von Goethe's Leben in Weimar (1776—1786) erhielt, wie wir aus mehreren Andeutungen entnehmen können, noch viel ſubjectiver

*) Brief vom 24. Juni 1782.

**) Rochlitz. S. Goethe's Briefe an Friedr. Rochlitz in Goethe's Briefen an Leipziger Freunde, herausgegeben v. O. Jahn S. 347—348.

und bestimmter, als dies jetzt in dem völlig umgearbeiteten und durch das Läuterungsfeuer der eigenen vorgerückten Entwickelung des Dichters, so wie durch die zwei Jahre lang die Umschmelzung begleitende Schiller'sche Kritik hindurch gegangenen gedruckten Werke der Fall ist. Das subjective Verhältniß des Dichters zu seinem poetischen Spiegelbilde und zu dessen Freuden und Leiden erscheint in jener ersten Periode noch demjenigen verwandt, welches ihn mit seiner ersten Romandichtung, mit dem Werther verknüpft hatte. Er hatte sich noch nicht zu jener kühlen Ruhe und Besonnenheit emporgearbeitet, welche die Erschütterungen des Herzens und seiner leidenvollen Leidenschaft schildern kann, ohne daß die Hand selbst, welche die Schilderung entwarf, von der empfundenen Erregung noch nachzitterte. Eine einzige Aeußerung in einem Briefe an die Stein mag dies erläutern. Er schreibt ihr unter dem 5. Juni 1780, wie er auf einem Ritte nach Gotha „seine Lieblingssituation im Wilhelm Meister" weiter ausgeführt habe. „Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig nach Gotha kam." Man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß die den Dichter selbst so tief bewegende „Lieblingssituation" diejenige war, welche wir jetzt im sechszehnten und siebzehnten Kapitel des ersten Buches lesen. Für jene zehn Jahre und das allmälige Entstehen der Dichtung im Laufe derselben bietet uns nämlich, neben der Correspondenz des Dichters mit seinem Freunde Knebel, vor allem sein Briefwechsel mit der Geliebten seines Herzens, Charlotte von Stein, erwünschte Anhaltspunkte dar, die wir im Folgenden benutzen wollen.

Die erste Erwähnung des Wilhelm Meister in demselben fällt in das Jahr 1777, kurz vor der Harzreise, welche uns das herrliche Gedicht gleichen Namens eintragen sollte. „Gestern Abend", so schreibt er der Geliebten am 31. October, „habe ich einen Saltomortale über drei fatale Kapitel meines Romans gemacht,

vor denen ich ſchon ſo lange ſcheue; nun, da die hinter mir liegen, hoff ich, den erſten Theil bald ganz zu produciren.“ Aus dieſer Stelle geht hervor, daß Goethe ſchon lange zuvor an dem Werke gearbeitet und, wie damals ſeine Gewohnheit war, einzelne fertiggewordene Bruchſtücke des erſten Buchs (denn dieſes iſt ohne Zweifel mit dem „erſten Theile“ gemeint) der Freundin und wahrſcheinlich auch einigen andern Genoſſen ſeines kleinen Kreiſes mitgetheilt hatte. Die nächſte Erwähnung bemerken wir indeſſen erſt über ein halbes Jahr ſpäter in jenem zuvor angeführten Briefe vom 5. Juni des folgenden Jahres, den wir für das damalige pathologiſche Verhältniß zwiſchen Dichter und Dichtung ſo bezeichnend fanden. Es heißt dort weiter: „Ich wollte gern Geld darum geben, wenn das Kapitel vom Wilhelm Meiſter aufgeſchrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Fenſter. Diktiren könnt' ich's noch ehr, wenn ich nur einen Reiſeſchreiber hätte. Zwiſchen ſo einer Stunde, wo die Dinge ſo lebendig in mir werden und meinem Zuſtand in dieſem Augenblick, wo ich jetzt ſchreibe, iſt ein Unterſchied, wie Traum und Wachen.“ Man ſieht, der jugendliche Dichter war damals noch weit entfernt von jener ſchlagfertigen Gefaßtheit und Selbſtgewärtigkeit, die er ſpäter von den Poeten forderte, als er ihnen zurief:

„Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie!“

In demſelben Jahre 1780 finden wir den Roman nur noch zweimal erwähnt, und zwar in einer Weiſe, welche uns einen Einblick in die ungünſtigen Verhältniſſe giebt, unter denen Goethe in dieſer Periode ſeines Weimariſchen Lebens an ſeinen dichteriſchen Schöpfungen arbeiten mußte und zu arbeiten vermochte. Wie es eine Amtsreiſe geweſen war, auf der er im Juni das Detail der ihn ſo lebhaft bewegenden Situation des erſten Buchs in ſeinem Geiſte ausgeſonnen hatte, ſo finden wir ihn im September auf einer ähnlichen mit dem jungen Herzog unternomme-

nen Fahrt, bei der Gefängnisse inspicirt und Kriminalverbrecher vernommen wurden, während das menschliche Elend sich ihm in der grausesten Gestalt herzbedrückend aufdrängte, dennoch wieder in den wenigen freien Augenblicken mit seiner Lieblingsdichtung beschäftigt. Er meldet, daß er in der Morgenfrühe „einige Briefe des großen Romans geschrieben". „Es wäre doch gar zu hübsch," setzt er hinzu, „wenn ich nur einmal vier Wochen Ruhe hätte, um wenigstens einen Theil zur Probe zu liefern." Aber dieser so bescheidne Wunsch wurde dem im Freundschaftsjoche an den Staats- und Hofdienst gefesselten Dichter in allen diesen Jahren bis zu seiner Flucht nach Italien kaum jemals erfüllt, und so hatte er sich — und wir mit ihm — glücklich zu preisen, daß er die Kraft besaß, auch unter den heterogensten Berufsgeschäften aller Art: bei Rekrutirungsreisen und Straßenbauinspectionen, neben den Verhandlungen mit den Landständen und den Bearbeitungen von Pacht- und Triftsachen, Forst- und Bergbau-Angelegenheiten, auf administrativen Rundreisen durch die verschiedenen Gebietstheile des Landes, wie zu Hause neben den Kammersessionen und den zersplitternden Ansprüchen und Zerstreuungen des Hof- und Gesellschaftslebens und seines Liebesverhältnisses, jeden freien Moment den Interessen des Schriftstellers und Dichters zu widmen, die er doch als seinen eigentlichen Beruf erkennen mußte und erkannte*). Er selbst sah es daher, wie er einmal gegen seine Geliebte äußert, als „die größte Gabe an, für die er den Göttern danke, daß er durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile zu spalten und eine kleine Ewigkeit daraus zu bilden vermöge". Diese Gabe kam ihm zu Hülfe in jener Zeit und vor allem kam sie dem Wilhelm Meister zu Gute.

Das erste Buch desselben wurde indessen doch erst im Frühlinge des Jahres 1781 vollendet, wo er im Mai der Frau v. Stein

*) Brief an Charl. v. Stein vom 10. August 1782.

meldet, daß ihm eine gemeinsame Freundin, die Gräfin Werther, der er das Manuscript mitgetheilt hatte, „ein gar artig Zettelchen bei Rücksendung des Wilhelm Meister geschrieben". Von da bis zum November des folgenden Jahres finden wir ihn fortwährend an der Weiterführung des Romans thätig*). Anfang Juli war er mit dem zweiten Buche ziemlich zu Stande, und einen Monat später konnte er den größten Theil desselben dem fürstlichen Ehepaare vorlesen**). Oftmals diktirte er in dieser Zeit der Freundin an dem Werke, und schrieb dann die Kapitel, wenn sie ihn verlassen hatte, zu Ende. Die Befriedigung, welche ihm die Arbeit gewährte, veranlaßte ihn einmal in einem der Briefe zu dem Ausrufe: „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe".

Zu Anfang September war das zweite Buch zu Ende geführt und er ging ungesäumt an die Ausarbeitung des dritten. Am 20. October meldet er, daß die vier ersten Kapitel desselben „in der Ordnung und in des Abschreibers Händen seien", setzt aber seufzend hinzu: „Nun muß ich das Werk bei Seite legen und meine andern Geschäfte treiben". Aber es ließ ihm keine Ruhe, und um Zeit für dasselbe zu gewinnen, sehen wir ihn die ohnehin schon karg zugemessenen Stunden der Nachtruhe sich noch mehr verkürzen, und trotz der winterlichen Zeit statt um 6 Uhr schon vor fünf Uhr aufstehen, um diktirend an dem Werke arbeiten zu können. Dafür hatte er die Genugthuung, schon am 12. November der Geliebten den glücklichen Abschluß des dritten Buches melden zu können. Dieses Datum wurde von da an bedeutsam für das Werk, indem er der Freundin versprach, jeden zwölften November durch die

*) S. Briefe an die Stein vom 20. März, 25. Mai, 21., 24., 27. und 30. Juni, 10., 23. u. 29. August, 18., 20., 28. October, 4., 8., 9., 10., 12. November, 1. u. 29. December (1782).

**) Briefe vom 10. u. 23. August 1782.

Beendigung eines weiteren Buchs der Dichtung zu bezeichnen, — ein Gelöbniß, welches für die nachfolgenden drei Jahre, wie wir sehen werden, ihm glücklich einzuhalten gelang. Seine Charlotte war es vor allen, deren Theilnahme ihn zu immer neuem Fleiße spornte, wenn schon sein Liebesroman mit ihr ihm andrerseits auch viele Zeit wegnahm. „Wenn ich" — schreibt er einmal in dieser Zeit*) — „soviel an meinen Wilhelm als an Dich dächte, so wäre der Roman bald fertig. Aber es ist ein anderer Roman, der meinem Herzen näher ist". Immer aber ist es die Freundin, der zu Liebe er stets von neuem an die durch seine Verhältnisse ihm so sehr erschwerte Schöpfung geht**). „Deine freundliche Zusprache von gestern Abend" — heißt es in einem Briefe des folgenden Jahres — „hat mich bewogen, heute früh an Wilhelm zu schreiben, und ich hoffe, heute das vierte Buch zu beendigen und gleich das fünfte anzufangen. Am vierten schreibe ich akkurat ein Jahr seit dem 12. November 1782, wie ich angemerkt habe". Er sandte dasselbe in Abschrift an seinen Freund Knebel, dem er auch schon früher die drei ersten Bücher der „theatralischen Sendung", wie er sich in einem Briefe ausdrückt, mitgetheilt hatte, und fühlte sich durch dessen Theilnahme und Bemerkungen äußerst erfreut. „Ich fahre nun fort", schrieb er demselben, „und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer aneinander rücken kann". An eine Veröffentlichung durch den Druck zu denken, lag ihm, wie man sieht, damals noch durchaus im weiten Felde, und sein späteres Wort:

„Jahrelang schaffet der Meister und kann sich nimmer genug thun."

hat er mit diesem Werke treulich erfüllt.

*) 1. Dezember 1782.

**) S. Briefe vom 9. November 1783, 14. Juni 1784 u. a. m.

Am 4. Juni des Jahres 1784 schreibt er der Freundin aus Eisenach: „An Wilhelm habe ich hier und da eingeschaltet, und am Style gekünstelt, damit er recht natürlich werde, und habe nun den Schluß des Buchs recht gegenwärtig. Wenn ich wieder zu Dir komme, wollen wir es schließen. Ich habe Liebe zu dem Werklein, weil ich denke, es macht Dir Freude". Diese nachbessernde Arbeit setzt er auch in den folgenden Tagen und Wochen der Abwesenheit von der Geliebten fort. „An Wilhelm", so heißt es in einem späteren Briefe vom 17. Juni, „hab ich nicht weiter geschrieben. Manchmal geh' ich das Geschriebene durch und arbeite es aus, manchmal bereit' ich das Folgende. Wenn ich wieder diktiren kann, soll das Buch bald fertig sein".

Dies fünfte Buch ward großentheils auf Geschäftsreisen in Eisenach, auf der Wartburg, in Gotha, Ilmenau und anderen Orten geschrieben, bisweilen selbst in späten Nachtstunden, die er sogar dem brieflichen Verkehre mit der Geliebten seines Herzens abbrach*). Beendet wurde dasselbe im October dieses Jahres 1784.

Von da ab scheint die Fortsetzung eine Zeit lang geruht zu haben. Zwar hatte er sich gleich nach Beendigung des fünften an das sechste Buch gemacht, aber über ein halbes Jahr lang geschieht sodann in den Briefen des Werks keine Erwähnung bis zum 6. und 7. Juni 1785, wo er der Freundin aus Ilmenau schreibt: „An Wilhelm habe ich fortgefahren; vielleicht thut er diesmal einen guten Ruck. Der Anfang dieses Buches gefällt mir selbst." Auch weiterhin gesteht er, daß er jetzt Freude an der Arbeit habe, und am 20. Juni sandte er der in Karlsbad Abwesenden das Lied Mignon's von der Sehnsucht, das nach der damaligen Eintheilung des Romans im sechsten Buche stand, während wir es jetzt in

*) Brief aus Ilmenau, 5. October 1784. „Nun sag ich Dir gute Nacht, damit ich noch einige Augenblicke meinem Wilhelm widmen kann, der auch Dein ist".

Folge der ſpäteren abkürzenden und zuſammenziehenden Ueber- und Umarbeitung, die das Werk zehn Jahre weiterhin zu erfahren hatte, im vierten Buche leſen. Dennoch ſehen wir, daß er in den folgenden Monaten dieſes Jahres wiederholt der Freundin ſeinen Zweifel ausdrückte, ob er mit dieſem ſechsten Buche den herkömmlichen Termin des zwölften November werde einhalten können*). Indeſſen gelang es ihm, Wort zu halten. Auf einem einſamen Ritte nach Ilmenau am 6. November „ſann er daſſelbe vollends aus", und korrigirte in den nächſten Tagen dort noch Manches in dem mitgenommenen Manuſcripte. „Mit großer Sorgfalt habe ich es durchgegangen", ſchreibt er, „und finde doch, daß man es noch beſſer machen könnte. Will's Gott, ſollen die folgenden Bücher von meinen Studien zeugen". In den fünf Tagen vom 7. bis 11. November ſchrieb er in der winterlichen Einſamkeit des kleinen weltabgeſchiedenen Ortes die letzten Kapitel des ſechsten Buches. Am elften November war er damit fertig, und meldete voll Genugthuung der Freundin, daß er mit Beendigung deſſelben zum zwölften November Wort gehalten, fügte aber im Hinblick auf das langſame Fortrücken des Werks mit einem leiſen Seufzer hinzu: „Wenn es ſo fortgeht, werden wir alt zuſammen, ehe wir dieſes Kunſtwerk beendet ſehn".

Es war genau die Hälfte des Ganzen, welche er mit dieſem Buche nach neunjähriger Arbeit abſchloß; denn der Roman war urſprünglich auf zwölf Bücher, ſtatt der jetzigen acht, angelegt; das ſechste Buch entſprach daher dem vierten heutigen der gedruckten Bearbeitung. Er freute ſich darauf, dies letzte Buch dem Kreiſe der an dem Werke theilnehmenden Freunde in Weimar vorleſen zu können, der außer der Frau von Stein hauptſächlich nur noch aus Herder's, der Frau von Imhof und Knebel beſtand, die damals ſo ziemlich ſein ganzes kleines Publikum bil-

*) Briefe v. 8., 10., 11. September u. 7. October 1785.

deten*). „Möge es Euch“, ſo ſchreibt er der Freundin in dem zuletzt angeführten Briefe, „ſo viel Freude machen, als es mir Sorge gemacht hat; ich darf nicht ſagen Mühe, denn die iſt nicht bei dieſen Arbeiten. Aber wenn man ſo genau weiß, was man will, iſt man in der Ausführung niemals mit ſich ſelbſt zufrieden“. Zufrieden aber war er ſelbſt gerade am wenigſten mit dieſem Werke, das, wie er ſeinem Freunde Knebel brieflich wiederholt klagte, in einem zerſtreuten Leben und unter tauſendfach zerſtückelten Arbeiten geſchrieben, in jedem Betrachte des fließenden, einheitlichen Guſſes entbehrte, und an dem ohne Zweifel dem Dichter ſelbſt, bei jeder überſchauenden Durchſicht, dieſer Mangel immer ſtärker und beunruhigender entgegentreten mochte. Gewiß verſtärkte die Betrachtung dieſes Werkes, das er in ſeinen Weimariſchen Verhältniſſen, trotz allen Fleißes, während eines ſo langen Zeitraums von nahezu zehn Jahren kaum zur Hälfte zu vollenden im Stande geweſen war, das Gewicht derjenigen Beweggründe, welche am Schluſſe dieſer Lebensepoche in ihm den Plan zur Reiſe brachten, ſich durch die Flucht nach Italien von der drückenden Laſt jener Verhältniſſe zu befreien, um endlich einmal ſeinem eigentlichen Berufe und ſeiner wahren Lebensaufgabe ungehindert folgen zu können.

Zu den unvollendeten größeren Dichtungen, wie Fauſt und Iphigenie, Egmont und Taſſo, welche Goethe auf dieſer Fluchtreiſe mitnahm, um ſie in der erſehnten italiſchen Muße auszuführen, gehörte auch der Wilhelm Meiſter. Von dieſem hatte er zuvor noch den Plan für alle ſechs fehlenden Bücher am 8. December des Jahres 1785 entworfen**) und die für das ſiebente Buch nöthigen Hamletſtudien zu Ende gebracht***), wie wir ihn

*) Riemer II, 194. Schöll Steinbriefe III, 203.

**) S. Brief an die Stein vom 9. Dcbr. 1785: „Geſtern habe ich den Plan auf alle ſechs folgenden Bücher des W. aufgeſchrieben.

***) Schöll III, S. 136—137 u. S. 222.

denn auch an diesem Buche während der ersten fünf Monate des Jahres 1786, neben den heimlichen Vorbereitungen zu seiner Italiänischen Reise, fortarbeitend finden. Er entzog sogar seiner Geliebten manchen Abend, um Zeit für diese Arbeit zu gewinnen, und nahm das Manuscript auch nach Jena mit, wohin er im Mai ging, um Italiänisch zu treiben*). Und als er endlich am dritten September von Carlsbad nach dem gelobten Lande seiner Sehnsucht aufbrach, begleitete ihn das Manuscript seines „Ebenbildes" über die Alpen dorthin**).

Hier aber verlassen uns alle unsere Nachrichten über das weitere Schicksal des Werks während der nächstfolgenden sieben bis acht Jahre. Eine Notiz bei Riemer, daß dasselbe in Italien „durch Kunstbetrachtungen sehr angeschwollen sei", ist die einzige Spur davon, daß Goethe sich auch in Italien mit dieser Dichtung beschäftigt habe. Auch kann sich jene Nachricht nur auf die erste Gestalt derselben beziehen, denn der Umfang, welchen die etwa in Italien erwachsenen Kunstbetrachtungen in dem heutigen Wilhelm Meister einnehmen, ist verhältnißmäßig äußerst gering. Sie mögen, wie so vieles Andere, der späteren sichtenden Ueberarbeitung als Opfer gefallen sein. Goethe selbst erwähnt in seinem Italiänischen Reisewerke einer Beschäftigung mit dem Wilhelm Meister nirgends, und auch in seiner neuerdings veröffentlichten Correspondenz aus dieser Zeit mit seinem fürstlichen Freunde findet sich nur ein einziges Mal eine Anspielung persönlicher Art auf die Figur des Helden der Dichtung, auf die wir alsbald zurückkommen werden. Daß aber die Dichtung nicht über den Anfang des jetzigen fünften Buchs vorgerückt war, als Goethe die Arbeit sechs Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien wieder aufnahm, geht unwiderleglich aus einem später zu erwähnenden Briefe an

*) S. Briefe vom 12., 13., 14. u. 21. März, 21., 23. u. 24. Mai 1786.
**) Riemer II, 591.

Schiller (vom 18. Februar 1795) hervor, in welchem er dem Freunde meldet, daß er „das Schema zum fünften und sechsten Buche“ ausgearbeitet habe.

Wieviel nun von der ersten Gestalt der Dichtung in dem jetzt vorliegenden Werke erhalten geblieben, ist schwer zu entscheiden, da uns nicht, wie von andern Dichtungen dieser Periode, z. B. von Iphigenie und Goetz, so auch von diesem Werke die ursprüngliche Gestaltung aufbewahrt worden ist. Die Abschriften, in denen die sechs ersten Bücher einzelnen Befreundeten, wie Knebel und anderen, mitgetheilt wurden, scheinen sämmtlich verloren, oder vielmehr von dem in solchen Dingen sehr vorsichtigen Dichter zurückgenommen und vernichtet worden zu sein. Und doch wüßte ich kaum etwas, was für den kritischen Beobachter seines dichterischen Entwicklungsganges wichtiger und interessanter sein könnte, als wenn es einem solchen verstattet wäre, den Wilhelm Meister der ersten mit dem der zweiten Periode vergleichen zu können. Ansprüche und Bitten der Art mögen wahrscheinlich schon bei seinen Lebzeiten an den Dichter gelangt sein, wie das eins seiner zahmen Xenien beweist, das ich unbedenklich auf unseren Fall beziehe. Der Dichter läßt in demselben die Bitte an sich richten:

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!“

Aber er wies die so Bittenden ab mit der Antwort:

Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Nicht ganz mit Recht, wie mir scheinen will. Von dem großen Haufen freilich, von der Masse des lesenden Publikums mochte und mag das „weil“ dieser Antwort allerdings gelten; aber es ist auch nicht diese Mehrzahl, die mit Eifer und Bewunderung

in einem andern Gebiete der Kunst die zahlreichen ersten Entwürfe und Skizzen eines Rafael und Michelangelo zu ihren Meisterwerken aufsucht und studiert, um lernend zu genießen und genießend zu lernen. Jene vergleichende Betrachtung, wenn sie möglich wäre, würde uns beweisen, daß die erste größere Hälfte des Werks in seiner jetzigen Gestalt nur darum sich durch ungleich größere Lebenswärme und plastische Kraft der Darstellung so vortheilhaft von den drei letzten Büchern unterscheidet, weil sie das Produkt der vollen Jugendkraft und Frische des Dichters war. Aber sie würde uns daneben unter anderm auch sehr wahrscheinlich zeigen, wie der sechsundvierzigjährige Dichter so manchen kecken Zug des eignen Lebens und des eignen Selbst, den der neunundzwanzigjährige in die Dichtung hineinzuzeichnen kein Bedenken getragen hatte, aus derselben wieder entfernt hat. Denn daß er in dieser ersten Bearbeitung so viel als irgend möglich aus der ihn umgebenden Wirklichkeit des Lebens zu verwerthen suchte, und daß er mit Bewußtsein Menschen und Dinge überall darauf anzusehen sich gewöhnte, was sie ihm für jene Dichtung sein und leisten könnten, ist noch jetzt aus den Briefen an die Stein oft bis ins Einzelne nachweisbar*). Er sammelte eben alles ihm irgend benutzbar Scheinende aus dem ihn umgebenden, besonders aus dem für ihn so durchaus neuen Hof- und Fürstenleben, für seine „epische Vorrathskammer", und es kam sogar vor, daß irgend eine bisher unbekannte Erscheinung, die an ihn herantrat, ihn zu dem Versuche anreizte, auch diese in seinen Roman zu verweben. So die Bekanntschaft eines jüdischen Bankiers, des damals vielgenannten Juden Ephraim, wovon er der Freundin mit den Worten Meldung thut: „Bald habe ich nun das Be-

*) S. Schöll: Briefe Th. II, S. 8—10 in Bezug auf die Gestalten des Grafen und der Gräfin im Roman. Briefe vom 8. u. 11. März 1781. — Ueber anderes s. Br. vom 29. Decbr. 1782 aus Leipzig; vom 9. Juli 1784, vom 24. Mai 1786.

deutende der Judenheit zuſammen, und habe große Luſt, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen“ *), was er jedoch, wie wir glauben ohne Schaden für das Werk, unterlaſſen hat. Dafür aber, daß der enge Bezug der Perſon und Individualität des Dichters zu dem Charakter und der Perſönlichkeit des von ihm dargeſtellten Helden des Romans in dem damaligen Weimarſchen Kreiſe ſeines kleinen Publikums kein Geheimniß war, haben wir außer den bereits erwähnten Aeußerungen in den Briefen an die Stein noch ein beſonders ſchlagendes Zeugniß in einem Briefe an den Herzog Carl Auguſt aus Rom **), in welchem Goethe demſelben, mit Bezug auf die ihm innewohnende unüberwindliche Neigung, ſich und ſein Lebensſchiff mit den Intereſſen und Schickſalen anderer zu belaſten, das Geſtändniß ablegt, bei dem das von uns unterſtrichene Wort ſo vielſagend erſcheint: „meine Exiſtenz (in Rom) iſt wieder auf eine wahre Wilhelmiade hinausgelaufen!“

*) Brief vom 28. October 1782.

**) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Carl Auguſt, Th. I, S. 109.

Zweite Periode.

1794 — 1796.

Seit Goethe's Rückkehr aus Italien waren über fünf Jahre verstrichen, in denen das Werk völlig geruht hatte. Zwar erzählt uns Riemer, daß der Dichter dasselbe auf Zureden der Herzogin Amalie im Jahre 1791 wieder vorgenommen habe, aber die bald darauf eintretenden Umstände, welche, verbunden mit seinem persönlichen Verhältnisse zu seinem fürstlichen Freunde, den friedlichsten der Menschen in die Kriegsgräuel des unglückseligen Champagnefeldzuges und in die Schreckniſſe der Mainzer Belagerung hineinzwangen, ließen schwerlich Zeit und Neigung zur Beschäftigung mit einer Dichtung aufkommen, deren innerstes Wesen ruhige Behaglichkeit der Stimmung erforderte.

Erst mehrere Jahre nachdem ihn diese seine „militairische Laufbahn“ auch durch diese „Erbkrankheit der Welt“, wie er sich einmal ausdrückt, hindurchgeführt hatte, zu Anfange des für ihn so Epoche machenden Jahres 1794 scheint der Dichter jene Stimmung wiedergefunden zu haben; wenigstens ersehen wir aus unseren Nachrichten, daß er im Mai dieses Jahres über den Verlag und die endliche Herausgabe des Werks mit dem Leipziger Buchhändler Unger abschloß. In dieses Jahr fällt die für beide Dichter so bedeutungsvolle und glückbringende Annäherung Schiller's an Goethe, und wir dürfen die Vollendung des Wilhelm Meister als deren erste reiche Frucht ansehen.

Schiller, der von der erneuten Beschäftigung Goethe's mit dieser Dichtung erfahren hatte, und eben im Begriff stand, eine Zeitschrift, „die Horen", zu begründen, für die er Goethe's Mitwirkung dringend wünschte, fragte bei demselben an: ob er nicht seinen Roman in derselben nach und nach erscheinen lassen möchte, erbat sich aber in jedem Falle die Gunst der Mittheilung der Dichtung zur eigenen Lektüre. Goethe antwortete umgehend, daß er leider wenige Wochen zuvor das Werk an Unger vergeben und die ersten gedruckten Bogen schon in seinen Händen habe. Er selbst habe mehr als einmal daran gedacht, daß es für die neue Zeitschrift recht schicklich gewesen sein würde, da es „eine Art von problematischer Komposition sei, wie sie die guten Deutschen lieben". Goethe's Brief ist vom 27. August 1794. Von diesem Tage an bis zu jenem 22. October des Jahres 1796, wo der letzte Band des Wilhelm Meister im Druck vollendet in Weimar eintraf und sofort an Schiller nach Jena abgesendet wurde, also mehr als zwei volle Jahre lang, blieb diese Dichtung ein Gegenstand fortdauernder schriftlicher und mündlicher Mittheilungen und Besprechungen zwischen den beiden befreundeten Dichtern, und es ist kaum zu viel gesagt, wenn wir hinzufügen, daß ohne die belebende, rastlos ermunternde und befeuernde Theilnahme, welche Schiller dem Werke schenkte, dasselbe schwerlich in so kurzer Zeit, ja vielleicht überhaupt nicht zu seinem Abschlusse und zu seiner jetzigen vollendeten Gestalt gelangt sein würde.

Wenn man bisher vorzugsweise gewohnt gewesen ist, nur von dem Einflusse zu sprechen, welchen Goethe seinerseits im Ganzen wie im Einzelnen auf so manche der Dichtungen Schiller's ausgeübt, so zeigt eine aufmerksame Lektüre des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels, daß Schiller dem Freunde bei diesem Werke denselben Dienst reichlich wiedererwiesen hat, wobei denn noch zu erwägen ist, daß viele wichtige kritische Bemerkungen und Rathschläge Schillers uns nur deshalb unbekannt geblieben sind, weil

sie nicht schriftlich sondern in mündlichen Unterredungen bei ihren gegenseitigen Besuchen verhandelt wurden, auf die an mehr als einer Stelle des Briefwechsels angespielt wird.

Nur das erste und zweite Buch des Romans, das bereits gedruckt war, blieben unberührt von Schiller's kritischem Einflusse. Alle die übrigen Bücher sandte ihm Goethe vor dem Drucke im Manuscripte zu, mit dem ausgesprochenen Verlangen, „die Wohlthat" der Bemerkungen des Freundes seiner Dichtung zu Gute kommen lassen zu können*), die ohnehin schon so lange geschrieben sei, daß er sich im eigentlichen Sinne nur als Herausgeber ansehen könne, der anfangs seine Arbeit viel mehr als eine „Last", denn als einen Genuß zu empfinden vermöge. Daß ihm auch der letztere möglich, in ungeahnter Weise möglich wurde, das sollte er der Theilnahme und begeisterten Freude Schiller's an dem fortschreitenden Werke verdanken. Wie sehr Goethe auf des neuen Freundes thätige Theilnahme gleich anfangs rechnete und wie großen Werth er auf dieselbe legte, bekennt er in dem Briefe, mit dem er die beiden ersten schon gedruckten Bücher der Dichtung begleitete. Er schreibt demselben Ende December des Jahres 1794: „Endlich kommt das erste Buch von Wilhelm Schüler, der, ich weiß nicht wie, den Namen Meister erwischt hat. Leider werden Sie die beiden ersten Bücher erst sehen, wenn das Erz ihnen schon die bleibende Form gegeben hat. Demungeachtet sagen Sie mir ihre offene Meinung, sagen Sie mir, was man wünscht und erwartet. Die folgenden werden Sie noch im biegsamen Manuscript sehen und mir Ihren freundschaftlichen Rath nicht vorenthalten". Schon am dritten Tage antwortet Schiller: „Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch Wilhelm Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nur durch Sie gehabt habe. Es könnte mich ordentlich verdrießen,

*) Briefwechsel I., Nr. 27.

wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von dieſem vortrefflichen Produkt Ihres Genies ſprechen, einer anderen Urſache zuſchreiben müßte, als der Größe der Forderungen, die Ihr Geiſt jederzeit an ſich machen muß". Nachdem er dann ſich entſchuldigt hat, daß er im Drange ſeiner Arbeiten heute „kein näheres Detail ſeines Urtheils" geben könne, meldet er, daß auch W. v. Humboldt, der damals in Jena lebte und mit dem er das Buch gemeinſam geleſen, „ſich recht daran gelabt" und, ſo wie er ſelbſt, Goethe's Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle in demſelben gefunden habe, und fährt dann fort: „Gewiß wird dieſe Wirkung allgemein ſein. Alles hält ſich darin ſo einfach und ſchön in ſich ſelbſt zuſammen, und mit wenigem iſt ſo viel ausgerichtet. Ich geſtehe, ich fürchtete mich anfangs, daß während der langen Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Wurfe und der letzten Hand verſtrichen ſein muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, ſichtbar ſein möchte. Aber davon iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Die kühnen poetiſchen Stellen, die aus der ſtillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze vorſchlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth. Ueber die ſchöne Charakteriſtik will ich heute noch nichts ſagen; eben ſo wenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrſcht, und die Ihnen überhaupt in keinem Produkte verſagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer theatraliſchen Wirthſchaft und Liebſchaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden beſſer bekannt bin, als ich zu wünſchen Urſache habe. Die Apologie des Handels iſt herrlich und in einem großen Sinn. Aber daß Sie neben dieſer die Neigung des Haupthelden noch mit einem gewiſſen Ruhm behaupten konnten, iſt gewiß keiner der geringſten Siege, welche die Form über die Materie errang".

Goethe, der damals in Betreff ſolcher Theilnahme nichts weniger als verwöhnt war, empfand dies Zeugniß, welches Schiller

dem erſten Buche ausſtellte, um ſo wohlthätiger, als er ſelbſt in der That an ſeinem Werke faſt irre geworden zu ſein geſtand. „Sie haben mir“, ſo antwortet er auf jenen Brief Schiller's, „durch das gute Zeugniß, das Sie dem erſten Buche meines Romans geben, ſehr wohlgethan. Nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Produktion von innen und außen gehabt hat, wär' es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konfus darüber würde. Ich habe mich zuletzt blos an meine Idee gehalten, und will mich freuen, wenn ſie mich aus dieſem Labyrinthe herausleitet“.

Ueber das zweite Buch ſchreibt Schiller wenige Wochen ſpäter mit gleicher Begeiſterung wie über das erſte: „Ich kann das Gefühl“ (heißt es in dem Briefe vom 7. Januar 1795), „das mich beim Leſen dieſer Schrift, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, erfüllt, nicht beſſer als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit ausdrücken, und ich wollte bürgen, daß es bei allen Leſern im Ganzen daſſelbe ſein muß“. Er erklärt ſich dieſes Gefühl aus der durchgängig in dem Werke herrſchenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchſichtigkeit, die auch nicht das Geringſte zurückließen, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig laſſe, und die Bewegung deſſelben nicht weiter trieben, als nöthig ſei, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten. Er knüpft an dieſes Urtheil jene bekannte Parallele zwiſchen der poetiſchen Welt und dem Weſen dieſer Dichtung, in welcher „alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr“ erſcheine, und dem Weſen und der Welt der abſtrakten Philoſophen, wo alles ſo ſtrenge, ſtarr und abſtrakt und ſo höchſt unnatürlich ſei, und ſchließt dieſelbe, angeregt von dem ſo eben genoſſenen dichteriſchen Produkte Goethe's, mit den berühmten Worten: „Soviel iſt gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Carikatur gegen ihn“.

Das dritte Buch des Romans las Schiller im Manuſcripte.

Seine Bemerkungen über daſſelbe theilte er dem Freunde, der ihn zu dem Zwecke in Jena beſuchte, mündlich mit. Sie müſſen wichtig genug geweſen ſein, Goethe zu nochmaligem Uebergehen der Arbeit zu veranlaſſen; denn er ſchreibt nach ſeiner Rückkehr dem Freunde: „Mein drittes Buch iſt fort (zum Drucke); ich habe es nochmals durchgeſehen und Ihre Bemerkungen darüber vor Augen gehabt". Schon vierzehn Tage ſpäter (11. Februar 1795) ſendet er das vierte Buch mit der Bitte, alles anzumerken, was ihm bedenklich vorkomme, eilte aber dem Manuſcripte gleich wieder einige Tage ſpäter ſelbſt nach, um es mit dem Freunde durchzuſprechen, und ſchreibt, zurückgekehrt nach Weimar, unter dem 18. Februar: belebt durch den guten Muth, den ihm die neuliche Unterredung eingeflößt, habe er ſchon das Schema zum fünften und ſechsten Buche ausgearbeitet. „Wie viel vortheilhafter iſt es doch", ruft er aus, „ſich in anderen als in ſich ſelbſt zu beſpiegeln!" Wenige Tage ſpäter ſendet Schiller das Manuſcript des vierten Buchs zurück, verſehen mit ſeinen kritiſchen Bemerkungszeichen über manches Einzelne und mit einigen ausführlicher motivirten Ausſtellungen in dem begleitenden Briefe, die uns als Beiſpiel ſeiner kritiſchen Genauigkeit und ſeines feinen Sinnes dienen mögen, und die ich deshalb unverkürzt herſetzen will. Die erſte betrifft das Geldgeſchenk, welches Wilhelm von der Gräfin durch die Hand des Barons erhält und annimmt. „Mir däucht — und ſo ſchien es auch Humboldt (ſchreibt Schiller), daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen Wilhelm und der Gräfin, dieſe ihm ein ſolches Geſchenk, und durch eine fremde Hand, nicht anbieten, er es nicht annehmen dürfe. Ich ſuchte im Zuſammenhange nach etwas, was ihre und ſeine Delikateſſe retten könnte, und glaube, daß dieſe dadurch geſchont werden würde, wenn ihm dieſes Geſchenk als Rembourſement für gehabte Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde. So wie es daſteht, ſtutzt der Leſer und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden

retten soll". — Nachdem er sodann ausgesprochen hat, wie er beim zweiten Durchlesen dieses Buchs wieder neues Vergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwicklung des Hamlet empfunden habe, bemerkt er in Bezug auf die letztere, daß es in Rücksicht auf die Verkettung des Ganzen und der sonst in so hohem Grade behaupteten Mannigfaltigkeit wegen zu wünschen sei, daß diese Materie nicht so unmittelbar hintereinander vorgetragen, sondern wo möglich durch einige bedeutende Zwischenumstände hätte unterbrochen werden können. Sie komme bei der ersten Zusammenkunft mit Serlo zu schnell wieder auf's Tapet, und nachher im Zimmer Aurelien's gleich wieder. „Indeß", so schließt er mit jener liebenswürdigen Feinheit und Anmuth, die überhaupt seine Kritik Goethe'scher Dichtungen in diesen Briefen charakterisirt, „indeß dies sind Kleinigkeiten, die dem Leser gar nicht auffallen würden, wenn Sie ihm nicht selbst durch alles Vorhergehende die Erwartung der höchsten Varietät beigebracht hätten".

„Ihre gütige kritische Sorgfalt für mein Werk", also erwiedert Goethe auf diesen Brief, „hat mir auf's Neue Lust und Muth gemacht, das vierte Buch nochmals durchzugehen. Ihre Obelos*) habe ich wohl verstanden und die Winke benutzt; auch den übrigen Desideriis hoffe ich abhelfen zu können und bei dieser Gelegenheit noch manches Gute in's Ganze zu wirken". Diese Ueberarbeitung beschäftigte Goethe noch nahezu einen Monat, ehe er das vierte Buch an den Verleger absenden mochte, und wir sehen in der That, daß er jene Schiller'schen Bemerkungen sorgfältig benutzt hat. Demnächst ging er an die Ausarbeitung des „religiösen Buchs" seines Romans, wie er es nennt, was er dem Freunde mit den Worten anzeigte: da das Ganze auf den edelsten Täu-

*) „Obelos", griechischer Name für die am Rande bemerkten Zeichen eines kritischen Anstoßes an irgend einer Stelle des Textes.

ſchungen und der zarteſten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven beruhe, ſo gehöre mehr Sammlung und Stimmung dazu, als vielleicht zu irgend einem anderen Theile. Ja, die Darſtellung eines ſolchen Gegenſtandes würde ihm, wie der Freund ſeiner Zeit ſelbſt ſehen werde, gradezu unmöglich geweſen ſein, wenn er nicht früher die Studien dazu geſammelt hätte. Schiller begreift das vollkommen. Er iſt „nicht wenig neugierig" auf das Gemälde, das der Dichter entworfen habe. „Es kann weniger als ein andres", fügt er hinzu, „aus Ihrer Individualität fließen, denn grade dies" — (das ſpezifiſch Religiöſe, wie es in den Bekenntniſſen der ſchönen Seele erklingt) — „ſcheint mir eine Saite zu ſein, die bei Ihnen, und ſchwerlich zu Ihrem Unglück, am ſeltenſten anſchlägt. Um ſo erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Weſen gemiſcht haben werden. Religiöſe Schwärmerei iſt und kann nur Gemüthern eigen ſein, die beſchauend müßig in ſich ſelbſt verſinken, und nichts ſcheint mir weniger Ihr Caſus zu ſein als dieſes. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darſtellung wahr ſein wird, aber das iſt ſie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hülfe Ihres Subjects".

Die ſich Schritt vor Schritt ſteigernde Theilnahme des Freundes an dem Werke befeuerte den Dichter, wie derſelbe faſt in jedem Briefe dankbar anerkennt, zu einer immer eifrigeren Thätigkeit für daſſelbe. Er mag die Vollendung des fünften Buchs nicht abwarten und ſchickt am 11. Juni (1795) die erſte Hälfte des Manuſcripts an Schiller, während die zweite erſt Anfang Auguſt nachfolgt.

Schiller's Freude an demſelben drückt ſich in wahrhaft begeiſterter Weiſe aus. „Dieſes fünfte Buch", ſchreibt er ſchon am dritten Tage nach Empfang des Manuſcripts, „habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung geleſen. Selbſt im Meiſter iſt Nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinen Wirbel unfreiwillig

mit fortgenommen hätte". Er hebt eine Anzahl einzelner Stellen hervor, wie Wilhelm's Rechtfertigung gegen Werner wegen ſeines Uebertritts zum Theater, dieſen Uebertritt ſelbſt, die Geſtalten Serlo's, Philinen's, des Souffleurs, die wilde Nacht auf dem Theater u. ſ. f., deren Darſtellung und Ausführung er auf das Höchſte rühmt, und betont vor allem als bewundernswürdig die Einfachheit der Mittel, durch welche der Dichter ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken gewußt habe. Aber er hält auch nicht zurück mit einer wichtigen Ausſtellung, der einzigen, welche er gegen dieſes fünfte Buch zu machen habe. Er findet nämlich, daß Goethe denjenigen Parthieen, welche das Schauſpielweſen ausſchließend beträfen, mehr Raum gegeben habe, als ſich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. „Es ſieht zuweilen aus", meint er, „als ſchrieben Sie *für* den Schauſpieler, da Sie doch nur *von* dem Schauſpieler ſchreiben wollen". Die Sorgfalt, welche gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung gewidmet ſei, die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvortheile, die zwar dem Schauſpieler und Direktor, aber nicht dem leſenden Publikum wichtig ſeien, brächten den falſchen Schein eines *beſondern Zwecks* in die Darſtellung und ließen den Leſer vermuthen, daß eine Privatvorliebe für dieſe Gegenſtände in dem Autor ſich übergebührlich hervorgedrängt habe. Hier alſo ſei Kürzung zum Vortheile des Ganzen von künſtleriſchen Gründen geboten.

Wenn wir uns erinnern, daß Göthe allerdings den Roman in ſeinem erſten Entwurfe auf dieſen „beſonderen Zweck" hin angelegt hatte, und wenn wir dazu von ihm ſelbſt erfahren, daß er bei der letzten Ueberarbeitung, um jene praktiſche Tendenz zurückzudrängen, bereits „das erſte Manuſcript faſt um ein Drittel verkürzt habe", ſo werden wir es als einen neuen Beweis anzuſehen haben, wie hoch er Schiller's Kritik ſchätzte, wenn wir hören, wie bereitwillig er darauf einging, des Freundes Erinnerungen „wegen des theoretiſch-praktiſchen Gewäſches", wie er ſich aus-

drückt, „zu benutzen und an einigen Stellen die Scheere auf's Neue walten zu lassen, da man dergleichen Reste früherer Behandlung nie ganz los werde“*). Diese Bereitwilligkeit Goethe's, die kritischen Erinnerungen des Freundes zu benutzen, erfüllte diesen mit großer Freude und gab ihm neuen Muth, mit denselben fortzufahren. Zugleich unterläßt er nicht, Goethe's Eifer für die Beendigung des Werkes auf alle Weise anzuspornen. „Ich fühle“, so schreibt er ihm im nächsten Briefe, „mit der Liebe, die ich für dieses Werk Ihres Geistes hege, auch alle Eifersucht des Eindrucks, den es auf andre macht, und ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der es nicht zu schätzen wüßte“. Er berichtet ihm Alles, was er von dem günstigen Eindrucke der bereits veröffentlichten Theile der Dichtung hört, und meldet unter anderm auch, daß in Norddeutschland, wie er durch den Verleger seines Musenalmanachs erfahren, viel Nachfrage nach dem Meister sei. Er meldet, daß der allgemeine Stein des Anstoßes, den die feine Welt an der Dichtung nehme, der sei, daß der Held sich so gern bei dem Schauspielervolk aufhalte und die gute Societät vermeide, und meint, daß es vielleicht nicht überflüssig und jedenfalls nicht uninteressant sein würde, die Köpfe darüber zurecht zu setzen. Er erbietet sich, zu diesem Zwecke selbst anonym einen Brief, der jene Beschwerde ausspreche, an den Verfasser des Romans zu richten, damit Goethe darauf das Nöthige antworten könne“*). Dieser erledigte, wie es scheint, die Sache durch das fünfundsiebzigste seiner Venetianischen Epigramme, deren Sammlung er bald darauf dem Freunde mittheilte, und dessen Entstehung sich so auf das Beste erklärt. Es lautet bekanntlich:

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.“
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

*) I, Br. 78. **) I, Br. 77 u. 79.

Daneben behielt Schiller sich wiederholt vor, eine kritische Würdigung des Werkes zu veröffentlichen. Der Herausgeber der Jenaischen Litteraturzeitung hatte ihm schon nach dem Erscheinen des ersten Theils die Recension desselben angetragen, und Schiller meldet, daß er sehr geneigt sei, ihm zu willfahren, schon um diese Aufgabe nicht in andre Hände kommen zu sehn*). Nach dem Erscheinen der folgenden Theile äußert er mehrmals denselben Vorsatz, um Goethe zur Vollendung des Ganzen anzuspornen. „Daß Sie den Meister bald vornehmen wollen", schreibt er am 16. Octbr. 1795, „ist mir sehr lieb. Ich werde dann nicht säumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich ist, so will ich eine neue Art von Kritik, nach einer genetischen Methode dabei versuchen, wenn diese anders, wie ich jetzt noch nicht präcis zu sagen weiß, etwas Mögliches ist". Fünf Wochen später hofft er, eine Beurtheilung des Meister im August oder September des künftigen Jahres sehr ausführlich liefern zu können"; und nach endlich erfolgter Vollendung des Ganzen schreibt er (2. Juli 1796): „eine würdige, wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung; ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden"**). Leider ist dieses Unternehmen nicht ausgeführt worden, und wir haben uns daher um so mehr zu freuen, daß wenigstens Schiller's Briefe uns einen, wenn auch geringen Bruchtheil seiner kritischen Beurtheilung des Werks als Ersatz bieten mögen.

Kehren wir jetzt zu denselben zurück. Schiller's Kritik über das sechste Buch finden wir in dem achtundachtzigsten Briefe (17. Aug. 1795) enthalten***). Er bedauert sehr bei Zurücksendung

*) I, Nr. 16.

**) I, Nr. 112. 124. 180.

***) Die dort gegebene Bezeichnung des Buchs als des „fünften" ist ein Schreibfehler und ebenso muß es in Goethes Antwortbriefe statt „in meinem siebenten Buche" heißen „im sechsten".

des Manuſcripts, daß ihm nicht vergönnt geweſen ſei, über dieſes Buch mit Goethe mündlich zu ſprechen, weil man ſich in einem Briefe nicht auf alles beſinne und zu ſolchen Mittheilungen der Dialog unentbehrlich ſei. Er findet die Art, wie der Dichter den ſtillen Verkehr der ſchönen Seele mit dem Heiligen in ſich eröffnet habe, höchſt glücklich und den Gang, den dieſes zarte und feine Verhältniß nehme, „äußerſt übereinſtimmend mit der Natur". Auch der Uebergang von der Religion überhaupt, zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde ſei meiſterhaft gedacht, aber bei aller Trefflichkeit der leitenden Ideen des Ganzen fürchtet er doch, daß dieſelben „etwas zu leiſe angedeutet ſeien." Er verſchweigt nicht, daß er manches näher zuſammengerückt, anderes kürzer gefaßt, hingegen einige Hauptideen mehr ausgebreitet gewünſcht hätte, und daß er beſorge, daß es manchen Leſern vorkommen werde, als wenn in dieſem Buche die Geſchichte ſtille ſtehe. Daneben ſei ihm zwar des Dichters Beſtreben nicht entgangen, „durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ſeinen Gegenſtand zu purifiziren und gleichſam wieder ehrlich zu machen"; „aber", ſetzt er hinzu, „einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte". Dieſer ganze Schillerſche Brief iſt überhaupt ein höchſt merkwürdiger Ausdruck ſeines Verhältniſſes zur Religion und zum Chriſtenthume, über deſſen eigentlichſtes Weſen er in dem Goetheſchen Buche noch zu wenig geſagt und namentlich nicht genugſam angedeutet findet, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein, oder vielmehr was eine ſolche daraus machen könne. „Ich finde", ſo ſchließt er ſeine Ausſtellungen, „in der chriſtlichen Religion virtualiter*) die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt,

*) d. h. der Anlage nach.

weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion". Diese Saite ist es, welche er in der Goetheschen Dichtung hätte mögen ein wenig anklingen hören.

Goethe bekennt sich denn auch mit diesen Auslassungen des Freundes „ganz einverstanden" und durch die Bemerkungen desselben „sehr erfreut und ermuntert". Er berichtet, daß er erst im achten Buche die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne in einer anderen Generation (?) erscheinen zu lassen verhabe, daß am Ende, wie er hoffe, der Freund nichts Wesentliches vermissen werde". Doch wünscht er, zu dem Ende den Gegenstand vorher noch einmal mit ihm durchzusprechen.

Das sechste Buch ging Anfang October 1795 zum Druck ab. Ein Besuch bei Schiller hatte den Dichter zu dem Entschlusse gebracht, fortan, wie er nach seiner Rückkehr schreibt, „mit Herz, Sinn und Gedanken sich an den Roman zu halten, und nicht zu wanken, bis er ihn überwunden habe". Schiller bestärkt den sehr zum Zaudern geneigten Dichter in diesem Vorsatze auf das Lebhafteste*); es sei allerdings das Vortheilhafteste für das Ganze, wenn er jetzt ununterbrochen in dieser Arbeit lebe. Vor Allem sei es nothwendig, daß der letzte Band, das siebente und achte Buch, einige Monate früher fertig werde, als er in Druck gegeben werden müsse. „Sie haben eine große Rechnung abzuschließen", ruft er ihm zu; „wie leicht vergißt sich da eine Kleinigkeit". Im

*) Brief 115.

November erschien der dritte Theil, das fünfte und sechste Buch enthaltend, gedruckt, und Schiller meldet über den Eindruck in seiner Umgebung (20. Nov. 1795): jedermann finde das sechste Buch an sich selbst sehr interessant, wahr und schön, aber man fühle sich doch durch dasselbe „im Fortschritte aufgehalten". „Freilich ist", setzt er hinzu, „dieses Urtheil kein ästhetisches, denn beim ersten Lesen, besonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geschmack auf das Ganze".

Die Art, wie Goethe auf diesen Tadel der Leser, — auf den ihn jedoch, wie wir sehen, Schiller selbst schon früher nach Lesung des Manuscripts des sechsten Buches vorbereitet hatte, — sich gegen den Freund äußert, ist ebenso eigenthümlich, als dazu angethan, Mißverständniß zu erzeugen, wie ich denn selbst die bezüglichen Worte seines Antwortbriefes oft genug von den Einen als Beweis hochmüthiger Mißachtung des Publikums habe anführen hören, während andere, weniger Mißwollende, sie nicht verstehen zu können erklärten. Jene Worte lauten: „das sechste Buch meines Romans hat auch guten Effekt gemacht; freilich weiß der arme Leser bei solchen Produktionen niemals, wie er dran ist; denn er bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verstünde, seine Denkkraft, seine Empfindung und seine Wißbegierde zum Besten zu haben". Die Worte klingen allerdings etwas nach dem Hochmuthe der Geistesaristokratie, den man Goethe so oft vorgeworfen hat; aber es ist damit nicht so schlimm, wie es scheint. Denn genauer betrachtet, sprechen sie doch nur in scherzender Form die einfache Wahrheit aus: daß der Romandichter — und um diesen handelt es sich hier — es künstlich vermeiden muß, den Leser gleich von vorn herein wissen zu lassen, was er von selbst errathen würde, wenn der Dichter ihn nicht geflissentlich durch allerlei Verwicklungen und Hindernisse irre führte.

Der Abschluß der Dichtung verzögerte sich von da an noch beinahe ein volles Jahr, wie wir denn überhaupt von dem Punkte an,

bis zu welchem der Dichter das Werk in der ersten Periode geführt hatte, dasselbe nur sehr langsam fortschreiten sehen. Goethe selbst gestand, daß er sich vor der Aufgabe fürchte. Er war unmittelbar nach der endgültigen Vollendung des dritten Bandes wieder an den Roman gegangen, da er, wie er dem Freunde schrieb, alle Ursache habe, sich eifrig daran zu halten. „Die Forderungen, zu denen der Leser durch die ersten Theile berechtigt wird, sind wirklich, der Form und Materie nach, ungeheuer. Man sieht selten eher, wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will". Doch hatte er guten Muth, da Alles darauf ankomme, daß man die Zeit wohl brauche und keine Stimmung versäume. Schon am 15. December (1795) konnte er dem Freunde melden, daß ihm der Roman zum Glück alle Zeit wegnehme. „Dieser letzte Band", fügt er hinzu, „mußte sich nothwendig selbst machen, oder er konnte gar nicht fertig werden. Die Ausarbeitung drängt sich mir jetzt recht auf, und der lange zusammengetragene und gestellte Holzstoß fängt endlich an zu brennen". Schiller ist davon auf's höchste erfreut. „Der Himmel verlängere Ihnen", schreibt er, „jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich gespannt auf die Entwicklung, und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen".

So verging das Jahr 1795. Gegen Ende Januar des folgenden finden wir Goethe am achten, dem Schlußbuche des Ganzen beschäftigt, ohne daß jedoch das siebente schon beendet gewesen wäre. Es erklärt sich dies aus Goethe's eigenthümlicher Art zu arbeiten, mit der er, wenn das Ganze eines Werks in seinem Kopfe fertig war, je nach Stimmung und Laune, oft die dem Verlaufe nach weit von einander getrennten Situationen vorgreifend auszuführen pflegte. Am 4. Februar hofft er, das siebente Buch „in ganz kurzer Zeit" an Schiller abschicken zu können, da er dasselbe jetzt nur „aus dem Gusse des Dictirens in's Reine

arbeite". Was weiter daran zu thun sei, werde sich finden, wenn das achte Buch ebensoweit sei, und er das Ganze mit dem Freunde recht lebhaft und ernsthaft durchgesprochen haben werde, der alsbald in seiner Antwort meldet, „daß er sich auf den Meister wie auf ein Fest freue". „Auch ich werde", fügt Schiller hinzu, „ehe wir über das Ganze sprechen, mich mit dem Bisherigen noch mehr vertraut machen".

Von jenem Tage an bis zum 9. Juni finden wir in dem Briefwechsel beider Dichter des Werks nicht mehr erwähnt. Die Freunde genossen nämlich innerhalb dieser Zeit mehrmals des Glücks eines persönlichen Beisammenseins. Gegen Ende März war Goethe in Jena, im April Schiller vier Wochen bei dem Freunde in Weimar, welcher ihn dann im Mai und Juni wieder besuchte. Wir finden daher auch in der langen Zeit vom 5. Februar bis 9. Juni nur neun, meist sehr kurze Billete zwischen beiden gewechselt. Vom 21. April bis zum 10. Juni ist eine vollständige Lücke im Briefwechsel.

In diese Zeit fällt also das mündliche „Durchsprechen" des letzten Theils der Dichtung, und zwar zunächst des siebenten Buchs, das in Folge von Schillers Bemerkungen einer nochmaligen Revision unterworfen wurde, ehe Goethe es zum Druck abschickte*). Wenige Tage darauf meldet er, das achte Buch sei der Vollendung nahe, er hoffe dieses letzte Buch binnen acht Tagen dem Freunde senden zu können, — „und da hätten wir denn doch eine sonderbare Epoche unter sonderbaren Aspekten abgeschlossen". Endlich am 26. Juni stand er am Ziele. „Hier schicke ich (schreibt er) endlich das große Werk und kann mich kaum freuen, daß es soweit ist; denn von einem so langen Wege kommt man immer ermüdet an. Ich habe es auch nur einmal durchsehen können, und Sie werden also noch manches zu suppliren haben. Es muß auf alle Fälle noch einmal durchgearbeitet und abgeschrieben werden. Lesen Sie

*) Briefwechsel I., Nr. 167 (14. Juni 1796).

das Manuſcript erſt mit freundſchaftlichem Genuß und dann mit Prüfung, und ſprechen Sie mich los, wenn Sie können. Manche Stellen verlangen noch mehr Ausführung, manche fordern ſie, und doch weiß ich kaum, was zu thun iſt; denn die Anſprüche, die dieſes Buch an mich macht, ſind unendlich und dürfen, der Natur der Sache nach, nicht ganz befriedigt werden, obgleich alles gewiſſermaßen aufgelöſt werden muß. Meine ganze Zuverſicht ruht auf Ihren Forderungen und Ihrer Abſolution".

Seine Zuverſicht ſollte nicht getäuſcht werden.

Schon anderen Tages antwortet Schiller mit dem herzlichſten Danke für die Sendung. Er preiſt ſein Glück, daß ihn dieſelbe „bei heiterem Sinne" treffe, und daß er alſo hoffen dürfe, ſie mit ganzer Seele zu genießen. Er erklärt das Unbehagen, von dem Goethe ſich am Ende der Arbeit beſchlichen fühlte, durch die Bemerkung, daß der Abſchied von einer langen und wichtigen Arbeit immer mehr traurig als erfreulich ſei, weil das ausgeſpannte Gemüth zu ſchnell zuſammenſinke und die Kraft ſich nicht gleich zu einem neuen Gegenſtande zu wenden vermöge.

Zwei Tage ſpäter berichtet er über den erſten Eindruck, den das achte Buch auf ihn gemacht habe. Er fühle ſich beunruhigt und befriedigt zugleich. Das Merkwürdigſte an dem Totaleindruck ſcheint ihm dieſes, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſinken und der leichte Humor vollkommen darüber Meiſter werde, daß der Ernſt in dieſer Dichtung nur Spiel, und das Spiel in derſelben der wahre und eigentliche Ernſt, daß der Schmerz nur Schein und die einzige Realität die Ruhe ſei*). Er bittet um nochmalige Zuſendung des Manuſcripts von dem ſiebenten Buche, weil er gern das Ganze noch einmal im Zuſammenhange durch alle ſeine Details begleiten möchte, und Goethe ſendet ihm daſſelbe ſofort, indem er in Bezug auf des Freundes erſtes Geſammturtheil über das achte Buch erwiedert: wie unendlich viel

*) Briefw. I., Br. 177.

ihm das Zeugniß werth sei, daß er im Ganzen das, was seiner Natur gemäß sei, auch hier der Natur des Werks gemäß hervorgebracht habe. Er meldet, daß ihm auch Wilhelm Humboldt's kleine Erinnerungen förderlich gewesen, und hofft jetzt von Schillers Bemerkungen über das achte Buch „eine gleiche Wohlthat", da er dasselbe, sobald er jene habe, nochmals durcharbeiten wolle.

Schiller wendete jetzt zwei volle Tage daran, die sämmtlichen acht Bücher des Meister auf's Neue im Zusammenhange, „obgleich nur sehr flüchtig", zu durchlaufen. Am 2. Juli war er damit fertig. Der Eindruck war, wie er schreibt, „überwältigend"*). Der Brief, welchen er an jenem Tage begann und in den drei folgenden fortsetzte, gehört zu dem Schönsten, was er jemals dem Freunde geschrieben, zu dem Herzerfreuendsten, was Goethe jemals in seinem Leben genossen hat. Auch die folgenden Briefe Schillers (186 und 189) sind fast ganz einer eingehenden kritischen Besprechung der nun abgeschlossenen Dichtung gewidmet. Der erste Brief schildert fast nur den allgemeinen Eindruck, den das Ganze auf ihn gemacht hatte. „Es gehört", also schreibt Schiller, „zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Werks erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache zu der meinigen zu machen, Alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, und so in einem höheren Sinne des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft", schließt er, „habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, und daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe". Ich müßte die sämmtlichen Briefe Schillers über das nun vollendete Werk, welche in dem Briefwechsel zusam-

*) Briefw. I., Br. 180, 181, 182.

men gegen neunzehn Seiten einnehmen, hier wiederholen, wenn ich einen Begriff geben wollte von der begeisterten Bewunderung des Ganzen, wie von der Feinheit der kritischen Bemerkungen im Einzelnen, mit denen er sich gegen den Freund auszulassen nicht müde wird.

Man kann wohl sagen, daß die in diesen Blättern geschilderte Vollendung des Wilhelm Meister und Schillers thätige Theilnahme an derselben dem Freundschaftsbunde beider großen Menschen erst die volle Weihe und von Goethe's Seite jene Innigkeit verlieh, die sich denn auch in seinen Antwortbriefen*) in einer sonst dem zurückhaltenden Goethe nicht eben geläufigen Weise ausspricht. Schon dem ersten Schillerschen Briefe (Br. 180) antwortete er mit überströmendem Herzen für die „Erquickung", welche ihm der Freund durch die Mittheilung dessen gewährt, was derselbe bei dem Roman, besonders bei dem achten Buche, empfunden und gedacht habe. Er nimmt keinen Anstand es auszusprechen, wie viel das Werk selbst dem Freunde danke, der direkt wie indirekt die Vollendung desselben gefördert, ja, eigentlich möglich gemacht habe. „Wenn dieses nach Ihrem Sinne ist", schreibt er, „so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen; denn gewiß, ohne unser Verhältniß hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu Stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurtheilte sie im Stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Wie selten findet man bei Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Theilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen; denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen? und dann ist es doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die

*) Briefw. I., Br. 184, 185, 187.

reine Neigung, die dabei noch ſehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzuſetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde!"

Goethe verſuchte nun, nach Schillers Bemerkungen und Fingerzeigen, „durch die ſich auch in ſeinem Geiſte das Ganze mehr verbinde und wahrer und lieblicher werde", den letzten Theil der Dichtung auf's Neue durchzuarbeiten. Ja, er ging ſogar ſo weit, den Freund zu ermächtigen und zu bitten, daß derſelbe da, wo ihn ſelbſt ein gewiſſer „realiſtiſcher Tic", den er als eine hartnäckige Verkehrtheit ſeiner Natur bezeichnet, an dem Ausſprechen deſſen, was noch fehle, hindern ſollte, — „mit einigen kecken Pinſelſtrichen ſelbſt das Nöthige hinzufügen möge" *). Schiller jedoch lehnt dies eben ſo feſt als beſcheiden ab. Auch jener realiſtiſche Tic, meint er, gehöre zu Goethe's poetiſcher Individualität, in deren Grenzen der Dichter durchaus bleiben müſſe; alle Schönheit des Werks müſſe eben ſeine Schönheit ſein. Zugleich vermehrte er die Zahl ſeiner in den vorigen Briefen gemachten Bemerkungen noch um einige ſehr bedeutende, deren Berückſichtigung bei der letzten Ueberarbeitung er dem Freunde empfahl. Ein unmittelbar darauf folgender Beſuch, den ihm Goethe in Jena (14. Juli — 20. Juli) abſtattete, gab Gelegenheit, Vieles mündlich durchzuſprechen, was uns ſomit durch die Lücke des Briefwechſels verloren gegangen iſt.

Goethe nahm das Manuſcript mit zurück nach Weimar, um es abermals durchzugehn und in neuer Abſchrift dem Freunde zu überſchicken, damit derſelbe beurtheilen möge, mit welchem Erfolge der Dichter die Verlangniſſe des Kritikers zu erledigen verſucht habe. Darüber verging jedoch, obſchon Goethe dieſe Arbeit in wenigen Wochen zu beendigen hoffte, der Reſt des Juli und die Zeit der folgenden Monate bis zum October. Goethe wurde mehr und mehr ungeduldig bei der Arbeit. „Der Roman", ſchreibt

*) Briefw. I., Nr. 187.

er drei Wochen nach jenem Besuche, „giebt auch wieder Lebenszeichen von sich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wiederkennen werden, weiß ich nicht". Es ist offenbar, daß ihm das wiederholte Herumarbeiten an einem fertigen Werke, dessen Fehler und Mängel ihm der Freund nicht verhehlt hatte, am Ende lästig und peinlich wurde. „Fast möchte ich", schreibt er, „das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann". Doch auch dies, fügt er hinzu, werde, wenn Schiller sich „dereinst über das Ganze erkläre", — d. h. jene öffentliche Kritik des ganzen Werks unternehme, zu der er sich bereit erklärt hatte — gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß geben. Wirklich schickte er den Schluß des Werks, das achte Buch, zum Drucke ab, ohne das Manuscript noch einmal Schiller mitzutheilen, damit was ihm gelungen sein möchte, den Freund im Drucke überrasche, und was daran ermangeln möge, Beiden Unterhaltung für künftige Stunden gewähre; „denn was den Augenblick betrifft, so bin ich wie von einer großen Debauche recht ermüdet daran, und wünsche Sinn und Gedanken wo anders hinzulenken" *).

So erhielt denn Schiller das Werk am 22. October 1796 gedruckt zu „unverhoffter Freude" von Goethe zugesendet und stattete dem Freunde seinen Glückwunsch ab „zur glücklichen Beendigung dieser großen Krise". Von dem Romane selbst könne man sagen: er sei nirgends beschränkt, als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhöre, da hange er mit dem Unendlichen, mit der Kunst und dem Leben, zusammen. Er möchte ihn, schreibt er, „einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zweien Meeren liege". Die Veränderungen fand er zureichend und vollkommen im Sinne und Geiste des Ganzen, und nur leise deutete

*) Briefw. I., Nr. 214.

er gewiſſe Ausſtellungen an, die er auch jetzt noch nicht verſchweigen mochte. Dahin gehöre eine gewiſſe Weitläuftigkeit der neuen Zuſätze und eine gewiſſe allzulockere Verbindung derſelben mit dem Alten, ein zu großes Vorwiegen des didaktiſchen Theils im letzten Buche, und endlich ſei, — worauf er in früheren Briefen großen Werth gelegt — die Hauptidee des Ganzen nicht deutlich genug ausgeſprochen.

Noch einmal ſeitdem kommt Schiller in dem Briefwechſel mit Goethe auf das Werk zurück. Gerade ein Jahr nach der Vollendung des Werks ſchreibt er dem Freunde (30. October 1797) jenes wichtige Wort über die Form des Meiſter, die wie jede Romanform ſchlechterdings nicht poetiſch ſei, weil ſie ganz nur im Felde des Verſtandes liege, unter allen ſeinen Forderungen ſtehe und durch alle ſeine Grenzen bedingt ſei. Wenn daher ein ächt poetiſcher Geiſt ſich dieſer Form bediene und in ihr die poetiſchen Zuſtände ausdrücke, ſo entſtehe ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung. Er räth daher dem Freunde, dasjenige, was ſein Geiſt in ein Werk legen könne, immer nur in die reinſte äſthetiſche Form zu legen, damit nichts von demſelben in einem unreinen Medium verloren gehe. Goethe ſtimmt ihm zu, indem er bemerkt: grade die Unvollkommenheit des Meiſter habe ihm am meiſten Mühe gemacht. Eine reine Form (wie die epiſche in Hermann und Dorothea) helfe und trage, während eine unreine überall hindere und zerre, und ſo hofft er denn, es werde ihm nicht leicht wieder begegnen, daß er ſich in Gegenſtand und Form vergreife. Wir wiſſen, daß er trotzdem mit dem Roman der Wahlverwandtſchaften dem Meiſter einen Nachfolger gegeben hat. —

Hier ſchließt die von uns zu zeichnen verſuchte Entſtehungsgeſchichte eines Werks, deſſen Gleichen ſeitdem — es ſind jetzt nahezu achtzig Jahre verfloſſen — unſere Litteratur nicht mehr geſehen hat. Wenn die von uns gegebene hiſtoriſche Skizze auch

keinen anderen Erfolg hätte, als den, zu zeigen: daß, nach dem griechiſchen Worte „alles Schöne iſt ſchwer", die Meiſterwerke unſerer großen Dichter nicht ſpielend oder in eilender Haſt geſchaffen, ſondern in langer mühevoller Arbeit als Früchte des gewiſſenhafteſten Künſtlerfleißes zu ihrer, unſre Herzen erquickenden und unſern Geiſt nährenden Vollreife gelangt ſind, ſo wäre dies ſchon ein Verdienſt gegenüber unſerer Zeit, in welcher ſelbſt unter den Beſten von ſolcher Künſtlergeduld und Gewiſſenhaftigkeit im Produciren nur ſeltene Beweiſe zu finden ſein dürften. Und wenn der Goethe'ſche Wilhelm Meiſter in dem weiten unabſehbar angebauten Felde unſerer Romanlitteratur noch heute als ein unübertroffenes Meiſterwerk daſteht, unendliche Tiefe unter ruhiger Fläche bergend, den reichſten und bedeutendſten Gehalt in edelſter und reinſter Form bietend, mit Geſtalten, die „ewig ſind, weil ſie ſind", die noch heute, wie vor faſt einem Jahrhunderte die Herzen des Leſers bewegen und ſeine Theilnahme unwiderſtehlich erzwingen — ſo ſoll das heutige Geſchlecht ſich daran erinnern, daß der größte Dichter unſeres Volks dieſes Werk ein Menſchenalter lang in der Werkſtatt behalten, und daß ihm bei der letzten Ausführung zur Vollendung kein geringerer als ein Schiller drei Jahre lang die kundige hülfreiche Hand geleiſtet hat.

Schiller aber ſchrieb ein Jahr nach dem Erſcheinen des vollendeten Werks, das er wieder einmal geleſen hatte, dem Freunde — (es iſt das letzte Wort von ihm über das Werk): „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich der Meiſter auch bei dieſem neuen Leſen bereichert, belebt, entzückt hat; es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele, und für diejenige beſonders, welche die vereinigte Wirkung von allen iſt, Nahrung ſchöpfen kann".

Mariane.

Mariane.

Wir eröffnen die Reihe der Frauengeſtalten, mit denen Lebensgang und Schickſal des Helden der Goethe'ſchen Dichtung näher oder ferner verbunden erſcheinen, billig mit der holdſeligen Geſtalt derjenigen, welche den Anfangs- und Ausgangspunkt ſeiner vielfach verſchlungenen Wanderung bildet, mit der Geſtalt jener Mariane, deren Begegnung für Wilhelm ſo verhängnißvoll entſcheidend zu werden beſtimmt iſt.

Dieſe Begegnung wird am Anfange der Dichtung als geſchehen vorausgeſetzt. Wir ſehen im erſten Kapitel die beiden Liebenden bereits auf dem Gipfel ihres höchſten, ach! ſo kurzen Liebesglückes angelangt, umrauſcht von dem Meere, dem die ſchaumgeborne Göttin einſt entſtiegen, von der Wogenfluth der erſten, der vollen, heißen, ganz erfüllenden und ganz erfüllten Jugendliebe, deren Seligkeit der Dichter im dritten Kapitel des erſten Buches mit wahrhaft hymniſcher Begeiſterung preiſt. „Wenn die erſte Liebe", ruft er aus, „wie ich allgemein behaupten höre, das ſchönſte iſt, was ein Herz früher oder ſpäter empfinden kann, ſo müſſen wir unſern Helden dreifach glücklich preiſen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieſer einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menſchen werden ſo vorzüglich begünſtigt, indeß die meiſten von ihren früheren Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher ſie nach einem kümmerlichen Genuſſe gezwungen ſind, ihren beſten Wünſchen zu entſagen,

und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen".

Wilhelm Meister ist in jenem glücklichen Falle, und Alles vereint sich, sein Glück zu erhöhen. Ein Blick auf die erste Scene, in welcher ihn uns der Dichter in Marianen's Arme eilend vorführt, genügt zugleich, die Gestalt des reizenden Geschöpfes, in welchem der liebetrunkene Jüngling seine erweckende, seinen Lebensvorsatz bestärkende „Gottheit" sieht, in allem Zauber ihres Wesens vor uns hinzustellen. Sie ist da, ganz und vollständig da, so wie sie erscheint, die junge, schöne, gefeierte Schauspielerin, in der phantastisch reizenden Bühnentracht „als junger Offizier gekleidet", wie sie vor wenigen Minuten noch „das Publikum entzückt hat", strahlend von Jugendfrische, leuchtend von wahrer, reiner, ganz hingebender Gluth einer ersten Liebe, Alles vergessend, Alles von sich weisend, was sie abhalten soll, sich einer Leidenschaft zu überlassen, „die sie so oft dargestellt und von der sie doch keinen Begriff gehabt hatte". Jetzt ist diese Leidenschaft wie eine himmelauflodernde Flamme in ihrem Busen erwacht, und nichts mehr kann, nichts soll sie abhalten, sich ganz ihr hinzugeben. Was ist alle spätere Liebesdarstellung in dem ganzen Werke Goethe's gegen diese einzige Scene, in der wir den vollen Pulsschlag des Dichters selbst vernehmen, der selbst noch jung, ein achtundzwanzigjähriger, diesen Triumphgesang hingebender Liebesleidenschaft und unschuldiger Sinnlichkeit aus Marianen's Munde ertönen ließ! Spott und Hohn und Warnungen der alten Barbara, die Vergangenheit mit der beschämenden Erinnerung an ihre Schmach, die Zukunft, welche wie ein todbrohendes Schwert über ihrem Haupte hängt, — Alles verschwindet vor ihr, ist nichtig und ohnmächtig gegenüber der Kraft ihrer Liebe. „Spotte wie du willst", ruft sie aus, „ich lieb ihn! ich lieb ihn! Mit welchem Entzücken spreche ich zum erstenmal diese Worte aus!" Sie hat sie so oft ausgesprochen, diese Worte, aber es ist, als vernähme ihr Ohr sie jetzt zum ersten-

male, weil das Echo in ihrer eigenen Bruſt ſie tauſendfach verſtärkt wiedergiebt. „Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn faſſen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, ſeine Liebe in ihrem ganzen Umfange genießen“. Dieſer Augenblick, in welchem ſie die erſte Liebe in ihrem Herzen aufblühen fühlt, iſt ihr die Ewigkeit: — „und wenn mir die Morgenſonne meinen Freund rauben ſollte, will ich mir's verbergen“. Das ſchwächſte, leitbarſte, willenloſeſte aller weiblichen Geſchöpfe wird für und durch dieſen Mann zur willensſtarken, Alles überwindenden Heldin. — Der ganze Schwung der Jugend und Leidenſchaft, geſteigert noch durch das Phantaſtiſche ihres Berufs, durch das Abenteuerliche, Aufgeregte ihres Schauſpielerlebens, durch die Exaltation der eben gehabten Anſtrengung, das Alles tritt uns in dieſer Mariane des erſten Kapitels in all' ſeiner bunten Pracht entgegen. Dieſes aufflammende Entzücken über die Erfüllung eines bisher nur als Schein gekannten Glücks, es iſt „das Lebendige, das nach Flammentod ſich ſehnet“. Wer kennt es nicht, das tiefſinnige Lied, das der greiſe Dichter geſungen hat zum Preiſe des nach Flammentod ſich ſehnenden Falters, jenes Lied, das da anhebt mit den Worten:

„Sagt es Niemand, nur den Weiſen,
Weil's die Menge gleich verhöhnet! —

Mariane iſt dieſer glänzend bunte „Schmetterling“, den keine Ferne ſchwierig macht, der, gebannt vom Strahl der Feuerkerze, „des Lichts begierig“ auf den zarten Schwingen ſich hineinſtürzt in die Gluth, die ihn vernichtet. Aber die Flamme, die ſie vernichtet, iſt zugleich ihre Läuterung und Verklärung.

Goethe liebt es nicht, die Vorgeſchichte der Geſtalten ſeiner Romandichtung weitläufig zu erzählen. Auch über Mariane und über ihre Herkunft und früheren Lebensereigniſſe erfahren wir nur kurze Andeutungen und auch dieſe erſt, nachdem bereits Jahre über den unbekannten Grabhügel des liebenswürdigen Geſchöpfes

dahingegangen ſind. Mariane iſt guter Leute Kind. Im Schooße einer begüterten Familie erwachſen, hat es ihrer Jugend an Nichts gemangelt. Sorgfältig und in guten bürgerlichen Grundſätzen von liebevollen Eltern erzogen, an ein behaglich ſorgenloſes Daſein gewöhnt, trifft das Unglück ſie an, als es über ihr Vaterhaus hereinbricht, den Wohlſtand der Eltern vernichtend und dieſe ſelbſt bald darauf von ihrer Seite reißend. Sie bleibt allein zurück, oder vielmehr ſchlimmer als allein; denn eine alte Wärterin, die richtige Milchſchweſter der Shakſpeare'ſchen Amme Julia's iſt jetzt ihre einzige Stütze und Beratherin. Die alte Barbara iſt ſo recht

— „ein Weib, wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen",

und wo fände beides beſſer ſeine Rechnung als in der Welt des zigeunernden Schauſpielerthums jener Zeit, dem ſich ihre junge Pflegebefohlene auf ihren Rath zuzuwenden genöthigt ſieht. Es iſt kein eigener idealer Drang, kein abenteuerlich Gelüſten, kein unwiderſtehlicher Zug und Trieb des Innern in Folge ganz beſonderer Begabung, durch welche Mariane auf die Bretter geführt worden iſt; die Verlegenheit, die Noth um die Exiſtenz und das Zureden ihrer Beratherin haben ihre Schritte dorthin geleitet. Das iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ihr und Wilhelm, der nicht unbeachtet bleiben darf. Ihre weitere Geſchichte iſt ſehr einfach. Es iſt das alte Lied vom Schickſal der Schweſtern, die, wie Goethe in dem wundervollen Gedicht auf Miedings Tod ſingt:

„Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt"

auf Thespis Karren im deutſchen Reiche umherzogen und umherziehn. Das buntbeflitterte Komödiantenleben ſchützt nur ſelten vor Noth, und dieſe Noth wird für diejenige um ſo drückender, die, wie Mariane, „an mancherlei Bedürfniſſe gewöhnt" noch obenein des Leichtſinns entbehrt, der das Gewiſſen über die Hülfsmittel des Schuldenmachens und Nichtbezahlens beruhigt. „Ihrem kleinen

Gemüth" — so lautet die Schilderung der alten Barbara — „waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben, als genommen und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden zu bezahlen". Genöthigt nicht durch die Noth selbst, sondern durch ihre Beurtherin, eben dieselbe alte Barbara, die es mit dem ganzen Cynismus dieser Art von Weibern eingesteht, daß sie und sie allein es gewesen, welche das unglückliche junge Geschöpf dazu gebracht habe, sich einem freigebigen Liebhaber, dem jungen Kaufmann Norbert, einem reichen Wüstlinge, hinzugeben. Freilich hätte sie ihre Pflegbefohlene retten können „mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung"; „aber darauf war ich niemals eingerichtet!" Das verstockte Weib hatte dabei obenein noch ein völlig ruhiges Gewissen. Sie hatte in den „vornehmen Häusern", in denen sie früher als Dienerin gelebt, Mütter genug gefunden, „die recht ängstlich besorgt waren, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffänden, wenn er nur zugleich der reichste war"; sie hatte oft genug gesehen, wie solch armes Geschöpf vor seinem Schicksale zitterte und bebte, und nirgends Trost fand, bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich machte, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen verfügen zu können. Warum sollte sie, in Armuth und Niedrigkeit von Noth und Hunger bedrängt, mit ihrer Schutzbefohlenen nicht thun, was sie Reiche und Vornehme thun sah! — Nie hat ein Dichter mit sonnenhellerer Klarheit die Sophistik des Verbrechens und zugleich die Schäden der Gesellschaft, welche sich „die gute" nennt, vor unsern Augen aufgedeckt!

Mariane hat ſich verkaufen laſſen, aber mit Widerwillen. Keine Faſer ihres Herzens iſt bei dem unwürdigen Handel betheiligt geweſen. Ihr Herz iſt frei geblieben, ihr „kleines Gemüth“ hat ſeine Unſchuld bewahrt. Aber gerade das wird ihr Unglück. Wenige Wochen ſpäter lernt ſie, während Norbergs Reiſe, den Mann kennen, zu dem vom erſten Augenblicke an ſich die ganze Liebeskraft ihres Herzens unwiderſtehlich hingezogen fühlt, weil ſeine Seelenreinheit, ſein Schwung und Adel der Empfindung, ſeine Begeiſterung für ihre Kunſt, ſeine achtungsvolle Liebe für ſie ſelbſt dem jungen, ſchönen, liebebedürftigen Weſen eine ganz neue Welt erſchließen. Vergebens ſind die Bitten, Warnungen und Drohungen der alten Barbara. Die eigenſüchtige Vertraute hatte uneingeſchränkte Macht nur über den Verſtand Marianens, denn ſie kannte alle Mittel, deren kleine Neigungen zu befriedigen, aber ſie hatte keine Macht über das Herz ihrer Pflegebefohlenen, und von dem Augenblicke an, wo dieſes ſprach, war und fühlte ſich Mariane frei und ledig aller Ketten des früheren Gehorſams. Aber ach — eine Kette blieb dennoch, die zu ſprengen ihr die Kraft gebrach, — die Kette, welche durch ihren widerwilligen Gehorſam, durch das ihr abgezwungene Opfer ihrer Ergebung an Norberg ſie in ihrem Bewußtſein an die Vergangenheit unzerreißbar gefeſſelt hielt. Der Fehltritt, zu dem ſie ſich hat bewegen laſſen — er erſcheint in ſeiner ganzen entſetzlichen Geſtalt erſt in dem Augenblicke, wo das Bewußtſein, wahrhaft zu lieben und geliebt zu werden, wo die Möglichkeit eines reinen, nie geahnten Glückes ſich in all' ihrer lockenden Schönheit vor ſie hinſtellen und ihr die herzzerreißende Klage gegen ihre Verführerin entlocken: „O, hätteſt du meiner Jugend, meiner Unſchuld nur vier Wochen geſchont, ſo hätte ich einen würdigen Gegenſtand meiner Liebe gefunden, ich wäre ſeiner würdig geweſen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtſein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe!“

Mit einem ganz geringen Theile desjenigen Leichtſinns, deſſen

Füllhorn die Natur über die meiſten ihrer Schweſtern ausgeſchüttet hat, würde ſie ſich retten können vor der Angſt ihres Herzens; aber gerade dieſer Leichtſinn fehlt ihr jetzt gänzlich. Selbſt zu einer Entdeckung ihres Zuſtandes gegenüber dem Geliebten ihres Herzens fehlen ihr Kraft und Muth. Sein Glück iſt ſo rein, ſo vollſtändig; ſie kann ſich nicht überwinden, es durch ein offenes Bekenntniß ihrer unglückſeligen Lage ſelbſt zu zerſtören, und ſeine reine Glücksempfindung an ihrer Seite vermehrt nur das Gefühl des Elends ihrer Verworrenheit. Immer und immer wieder fährt inmitten ihres Liebesglücks „die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz“ und „ſelbſt am Buſen des Geliebten, ſelbſt unter den Flügeln ſeiner Liebe iſt ſie nicht ſicher davor“. Aber noch unendlich bedauernswerther empfand ſie ſich, wenn ſie allein war, und wenn ſie aus den Wolken, in denen ſeine Leidenſchaft ſie emportrug, in das Bewußtſein ihres Zuſtandes herabſank. Das Gemälde deſſelben, wie es Goethe's Meiſterhand entworfen hat, gehört zu den ergreifendſten Seelenſchilderungen der Dichtung. Wohl war der Armen „Leichtſinn zu Hülfe gekommen, ſo lange ſie in niedriger Verworrenheit lebte, ſich über ihre Verhältniſſe betrog, oder vielmehr ſie nicht kannte. Da erſchienen ihr die Vorfälle, denen ſie ausgeſetzt war, nur einzeln, Vergnügen und Verdruß löſten ſich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; ſie konnte Noth und Gewohnheit ſich als Geſetz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange ließen ſich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abſchütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen ſich auf Augenblicke in eine beſſere Welt hinüber gerückt gefühlt, wie von oben herab aus Licht und Freude in's Oede, Verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich um nichts gebeſſert. Sie hatte nichts, was ſie aufrichten

konnte. Wenn ſie in ſich blickte und ſuchte, war es in ihrem Geiſte leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieſer Zuſtand war, deſto heftiger ſchloß ſich ihre Neigung an den Geliebten feſt; ja, die Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte".

Aber der Geliebte kann ihr keine Hülfe bringen. Er ahnt nichts von ihrem inneren Zuſtande, von ihrem Seelenleiden, die ſie ihm zu entdecken nicht den Muth hat, und die alte Barbara iſt natürlich auf das Eifrigſte befliſſen, ihn in ſeiner glücklichen Unwiſſenheit zu erhalten. Es heißt in der Dichtung von Marianen: Wilhelm iſt „ihrer Treue, ihrer Tugend gewiß", und Marianens Verhalten, die Stimmung ihres Betragens gegen ihn trägt dazu bei, ihn in ſeinen idealiſtiſchen Empfindungen zu beſtärken. „Die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältniſſe vor der Zeit entdecken, verbreitete über ſie einen liebenswürdigen Anſchein von Sorge und Scham, — ſelbſt ihre Unruhe ſchien ihre Zärtlichkeit zu vermehren. Ganz nur mit ſich und ſeiner Liebe, ſeinem idealen Lebensplane, mit dem Aufbau eines durch alle höchſten Güter der Poeſie und eines poetiſchen Glücks verſchönten Daſeins beſchäftigt, gleicht er dem Wanderer, der, die Augen zu den Sternen des Himmels gerichtet, nicht ſieht, was vor ſeinen Füßen liegt und in trunkenem Entzücken dem Abgrunde zuſchreitet, der ſich nahe vor ihm eröffnet. Blind vertrauend, ganz ſich hingebend, iſt er, fühlt er ſich reich genug, die Geliebte mit allen Schätzen ſeines Innern auszuſtatten. Den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft zu veredeln, durch ſeinen Geiſt das geliebte Mädchen mit ſich empor zu heben, „an das er ſich mit allen Banden der Menſchheit geknüpft" empfindet, in welchem er „die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner ſelbſt" ſieht, wird ſeine ſchönſte Aufgabe. Mariane erſcheint ihm als die vom Schickſal ſelbſt ihm geſendete Egeria, deren Hand ihn „aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben zu erretten" beſtimmt ſei, und während er unaufhörlich den ganzen Reichthum

seines Gefühls auf sie hinüberträgt, kommt er sich dabei doch als ein Bettler vor, der vielmehr „von ihren Almosen lebe!“ Seine Jugend, seine Weltunerfahrenheit, sein überspannter Idealismus haben ihn „auf den Flügeln der Einbildungskraft“ zu dem reizenden Mädchen getragen, die ihm zuerst „in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung“ erschienen war. Mariane ist seine erste Liebe und mit dieser ersten vollen Liebe verbindet sich zugleich seine von Jugend an genährte Leidenschaft für die Bühne. Was bedarf es mehr, um jenen berauschenden Trank zu bereiten, der nach Mephisto selbst einen am Leben verzweifelnden Faust, geschweige denn einen voll gläubiger Inbrunst das Leben umfassenden Wilhelm Meister „Helena in jedem Weibe“ sehen läßt? Ganz eingehüllt in jene „glückliche Dumpfheit“ der Jugend, zumal der liebenden Jugend, „deren zauberisch schöner Schleier Natur und Wahrheit in ein heimlicheres, schöneres Licht stellt“, vermag er nicht zu gewahren, wie dieses liebliche Wesen mit seinem „kleinen Gemüth“ gerade am wenigsten geeigenschaftet ist zu der Stelle, die er ihm in seinem Leben und für die gewaltsame Umgestaltung desselben angewiesen hat.

Es liegt eine ganze Welt von bezeichnender Kraft in jenem Ausdrucke, mit welchem der sonst in direkter Charakteristik so sparsame Dichter die Gestalt Marianens gekennzeichnet hat. Mariane ist ganz nur Herz und Gemüth, aber — sie ist „ein kleines Gemüth“. Ihre Liebe selbst, so innig, so zärtlich, so ganz ihr Wesen erfüllend, ist doch mehr unmittelbare Naturbestimmtheit, als bewußte, von einem kräftigen Geiste getragene Leidenschaft. Ihre Zärtlichkeit für den geliebten Mann ist ihr Alles; für diese kann sie ganz sich hingebend leiden, entsagen, sterben selbst — aber sie ist unfähig zu handeln, denn ihr fehlen die Schwungfedern eines starken Willens, ja fast der Wille überhaupt. „Mache was du willst, ich kann nichts denken, aber folgen will ich!“ das ist Alles, was sie, als die Furcht vor der Katastrophe näher und näher tritt,

den böſen und frechen Rathſchlägen ihrer Barbara zu entgegnen weiß. Ihr Geiſt iſt unentwickelt, iſt „leer“ geblieben, und darum fehlt ihrem Herzen „der Widerhalt“. Man hat ſo viel von der Ironie geſprochen, mit welcher Goethe den Helden ſeines Romans behandelt habe. Giebt es ein ſtärkeres Beiſpiel von derſelben, als den Umſtand, daß der Dichter ihn zur Gefährtin des gewagteſten aller Unternehmen, zu einer Revolution gegen alle Verhältniſſe ſeines Lebens, eine Mariane wählen läßt, deren ganzes Weſen, trotz ihres zufälligen Schauſpielerthums, vorzugsweiſe auf ein friedliches Daſein, ein ſich beglückt fühlendes Beharren in jenen bürgerlichen Verhältniſſen angelegt iſt, und die ohne allen Zweifel, wenn ihr die Wahl frei ſtände, die Welt der Bühne und des poetiſchen Scheins mit tauſend Freuden vertauſchen würde gegen ein noch ſo beſcheidnes Loos innerhalb der ihrem Geliebten ſo widerwärtigen Schranken einer engbürgerlichen aber geſicherten Exiſtenz? Hat nicht die ganze ausführliche Puppenſpielerzählung, neben ihrem Hauptzwecke, den gegenwärtigen Seelenzuſtand und die abenteuerlichen Lebensvorſätze Wilhelms anſchaulich und begreiflich zu machen, auch noch die ſichtbare Nebenabſicht, zu zeigen, wie himmelweit ſeine Mariane davon entfernt iſt, an ſeinen Gedanken und Intereſſen Theil zu nehmen, oder vielmehr Theil nehmen zu können? Es iſt etwas von einer der lieblichſten Geſtalten des engliſchen Romandichters, von Dicken's childwife, in dieſer Goethe'ſchen Mariane, die bei ihres Geliebten begeiſterten Kunſterinnerungen und Kunſtbetrachtungen unmerklich einſchläft, weil ihr die Begebenheiten „zu einfach“ und die Betrachtungen „zu ernſthaft“ ſind!

Iſt Mariane ſo ihrem Geliebten in jeder Beziehung geiſtig tief untergeordnet und in der Welt, in welcher er mit ſeinen Gedanken und Lebensanſchauungen, ſeinen Entwürfen und Plänen lebt, eine völlig Fremde, ſo fehlen ihr auf der andern Seite auch gewiſſe äußere Eigenſchaften, welche ſonſt doch meiſt das Eigenthum

von Frauen aus guten bürgerlich wohlſtändigen Familien zu ſein pflegen. Im Elternhauſe zu häuslicher Ordnung und Sauberkeit, zu ſelbſtthätiger Wirthſchaftlichkeit nicht genügend angehalten, weil der Wohlſtand des Hauſes ein Bedienenlaſſen des einzigen Töchterchens durch Andere zu geſtatten, die Eitelkeit der Eltern daſſelbe vielleicht gar zu fordern ſchien, iſt die arme Mariane in allen äußerlichen Dingen unpraktiſch wie ein Kind und vollkommen abhängig von einer Dienerin, die durchaus nicht geneigt iſt, ſie zur Ordnung und Umſicht anzuhalten. Ihr Geliebter, der, in einem feinen Bürgerhauſe erzogen, an Ordnung und Reinlichkeit als an ein nothwendiges Lebenselement gewöhnt iſt, ſtutzte freilich anfangs, wenn er bei ſeiner Geliebten durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, auf Tiſche, Stühle und Boden ſah und den vom Dichter ſo lebhaft ausgemalten Zuſtand gewahrte, in welchem er ihr Zimmer und gelegentlich ſie ſelbſt antraf. Aber die Liebe, zumal eine ſolche erſte, obenein mit idealiſirender Kunſtbegeiſterung verbundene Jugendliebe iſt „eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchale und ekle Brühen davon ſchmackhaft werden; und da er in der Gegenwart der Geliebten meiſt wenig von allem Anderen bemerkte, ja vielmehr ihm Alles, was ihr gehörte, ſie berührt hatte, lieb werden mußte, ſo fand er zuletzt in dieſer verworrenen Wirthſchaft einen Reiz, den er in ſeiner ſtattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte“. Wohl ihm, das ſein Schickſal es ihm erſparte, die Dauer dieſes Reizes durch die Erfahrung der Zeit zu prüfen! Mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe vereint, durch unzertrennliche Bande an Mariane gefeſſelt, wäre er auf ſeinem Lebenszuge in ſein gelobtes Land der poetiſchen Freiheit und Schönheit zu Grunde gegangen. Auch hat Mariane für dieſen ſeinen Plan zum Auszuge in das romantiſche Land des zigeunernden Schauſpielerthums nicht die geringſte Sympathie, weil ſie, obſchon ſonſt in Allem ihm untergeordnet, ihn doch in dieſem Punkte durch ihre Erfahrung von der Wirklichkeit überſieht.

Zu ihrem Unglücke — aber zu ſeinem Glücke — hat Mariane indeß nicht den Muth, ſich von der Gewiſſensangſt, die mit Centnerlaſt auf der Armen drückt, durch ein Geſtändniß gegen den Geliebten zu befreien, ſelbſt da nicht, als Wilhelm durch Werner gewarnt, ihr vertraut, was man im Publikum von ihr rede. Gerade ſein volles Vertrauen auf ihre Unſchuld, ſeine feſte Ueberzeugung, daß ſein Freund und das Publikum ſich durch ſolche Nachrede „an ihr verſündigen", trägt dazu bei, der armen Schuldig-Unſchuldigen die Lippen zu verſchließen.

So erfolgt die Kataſtrophe, welche ihrem kurzen Glücke ein ſo trauriges Ende bereitet, und ſie ſelbſt vernichtet. Ein unglücklicher Zufall, den der Dichter mit ſeiner Abſichtlichkeit an ihre komödiantiſche Unordnung geknüpft hat, eröffnet ihrem Geliebten, was ſie ihm verſchwiegen, eröffnet es faſt in demſelben Augenblicke, wo ſie ſich zu dem Entſchluſſe aufgerafft hat: „das Aeußerſte zu wagen, um ſeiner werth, um ſeines Beſitzes gewiß zu ſein, ihm Alles zu entdecken, ihm ihren ganzen Zuſtand zu offenbaren, und es ihm alsdann zu überlaſſen, ob er ſie behalten oder verſtoßen wolle".

Durch dieſen Zug erhebt der Dichter die Geſtalt Marianens zu wahrhaft tragiſchem Intereſſe. In dem Momente, wo ihr erbarmungsloſes Geſchick das liebenswürdige Weſen zermalmend zu erfaſſen im Begriff ſteht, befindet ſich Mariane auf der Höhe ihres inneren Werthes und ihrer ſittlichen Größe, iſt ſie wirklich eine Heldin der Liebe. Denn ſelbſt, wenn des Geliebten Gefühl „fähig wäre", ſie zu verſtoßen, vermag ſie ſich doch mit dem Gedanken zu beruhigen, daß ſie in ſolcher Strafe „einen Troſt finden werde", der ſie befähige, Alles zu erdulden, was das Schickſal ihr auferlegen wolle. Dieſe Stimmung innerer Selbſtgewißheit ihres Werthes, dieſe demüthige Hingebung an ihr Vertrauen auf den Edelmuth des Geliebten, — wie rührend ſprechen ſie ſich aus in den kurzen Briefen*), die ſie ihm nach ſeinem ihr unerklärlichen

*) W. Meiſter, Buch VII, Kap. 8.

Verſchwinden ſchreibt, und die von den Angehörigen des im Fieberwahnſinn raſenden unglücklichen Wilhelm der Schreiberin unerbrochen zurückgeſendet, erſt vor ſeine Augen kommen, nachdem bereits ihre Lippen längſt im Tode verſtummt ſind. Töne von dieſer herzrührenden Einfachheit und unſchuldigen Liebeshingebung ſind dem Dichter des Wilhelm Meiſter keine mehr gelungen. Nur den einzigen Troſt will ſie haben, von ihm gekannt zu ſein, möge es ihr nachher gehen, wie es wolle; denn jetzt fühlt ſie und ſpricht ſie es aus, „daß ſie ohne Schuld dem Geliebten gegenüber war, wenn ſie ſich auch nicht unſchuldig nennen durfte". Und nicht um ihretwillen allein, auch um ſeinetwillen fleht ſie ihn an, zu kommen, ihr jenen einzigen Troſt nicht zu verſagen. Denn ſie kennt den Geliebten, ſie fühlt die unerträglichen Schmerzen, die er leidet, indem er ſie flieht; und das in dem Munde dieſes beſcheidenen Weſens ſo unbeſchreiblich rührende Wort: „ich war vielleicht nie Deiner würdig als in dem Augenblicke, da Du mich in ein grenzenloſes Elend zurückſtößeſt", iſt eine von keinem fühlenden Herzen bezweifelte Wahrheit.

An keine ſeiner Frauengeſtalten des Romans hat der Dichter ſo viel Jugendliebe verwendet; keine hat er ſo mit allen Mitteln ſeiner Kunſt und mit dem ganzen Aufwande ſeiner in die geheimſten Tiefen des Herzens dringenden Menſchenkenntniß im Sonnenlichte der Schönheit vor unſere Phantaſie hinzuzaubern, ihre Anmuth, ihre kindliche Unſchuld, ihre hingebende Liebe und ſanfte Zärtlichkeit, ihre rührende Ergebung in den Ausgang ihres „traurigen Lebens" mit ſo unauslöſchlichen Zügen den Herzen ſeiner Leſer einzuprägen gewußt, als die Geſtalt Marianens. Obſchon in dem Plane des Ganzen nur als vorbereitendes Mittel für die Entwicklung ſeines Helden dienend, zieht die holde Schattengeſtalt der Todten ſich durch den ganzen Verlauf der Dichtung hindurch, als wenn ſie noch mitten unter den Lebenden wäre, von denen ſie doch ſchon im Beginne derſelben geſchieden iſt. Wir vermögen

ſo wenig wie Wilhelm Meiſter ſelbſt an ihren Tod zu glauben, und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß ich ſelbſt, als ich in erſter Jugend das Gedicht mit jener Theilnahme las, die an die Stelle der Dichtung noch die volle Wirklichkeit zu ſetzen geneigt und gewohnt iſt, mich bis zum Ende nicht von der feſten Erwartung ihrer Wiederkehr loszumachen vermochte. Auch iſt in der Dichtung ſelbſt Alles darauf berechnet, dieſen Glauben ſo lange als möglich zu unterhalten, und eben dadurch und zugleich durch das treue Andenken, welches ihr nach Jahren der Held der Dichtung widmet, ſowie durch die Art, wie er ſelbſt und Andere ſich über die Verlorne ausſprechen, ihre Geſtalt, abgelöſt von der Verworrenheit und Trübe ihrer wirklichen Erſcheinung, in einer reinigenden Verklärung vor uns gegenwärtig zu erhalten.

Es iſt rührend zu leſen, mit welcher innigen Theilnahme Schiller in ſeinen Aeußerungen über die Dichtung von dem Schickſale dieſes holden Geſchöpfes ſpricht, und wie er den Dichter in Betreff ihrer nahezu der Unbarmherzigkeit beſchuldigt. „Gegen Mariane allein", ſchreibt er dem Freunde, „möchte ich Sie eines poetiſchen Eigennutzes beſchuldigen. Faſt möchte ich ſagen, daß ſie dem Roman zum Opfer geworden, da ſie der Natur nach zu retten war". Um ſie würden daher, meint er, noch immer bittere Thränen fließen, wenn man ſich bei den drei anderen tragiſch endenden Figuren (Mignon, Harfner, Aurelie) gern von dem Individuum ab, zu der Idee des Ganzen wenden werde.

Schon lange bevor Wilhelm den wahren Zuſammenhang der Dinge erfährt, hat nach dem erſten Ausbruche ſeiner Verzweiflung ſein liebevoll menſchliches Herz für die Unglückliche geſprochen, haben „ihr Stand und ihre Schickſale ſie tauſendmal bei ihm entſchuldigt". Er hat ſich ſogar angeklagt — er, zu deſſen ſchönſten Charakterzügen es gehört, eben ſo unerbittlich ſtreng gegen ſich ſelbſt, als liebevoll nachſichtig gegen Andere zu ſein — daß er „zu grauſam gegen ſie geweſen", daß er nicht genug bedacht,

als er sie in Verzweiflung und Hülflosigkeit zurückließ, wieviel Mißverständnisse die Welt verwirren, wieviel Umstände dem größten Fehler Vergebung erflehen können und wie leicht es möglich war, daß sie sich zu entschuldigen vermochte. Sein Erinnern weilt unabläſſig bei der geliebten Gestalt der Verlornen. Nach ihrem Verluste hat er „alle munteren Farben abgelegt und sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten gewöhnt". Ein Halstuch und eine Perlenschnur, die einzigen sichtbaren Andenken, die ihm von der Geliebten geblieben, bewahrt er sorgfältig Jahre lang, und als er sich von ihnen trennt, geschieht es nur, um sie dem einzigen Wesen, an dem sein Herz wahren tiefen Antheil nimmt, um sie Mignon zu schenken. Wachend und träumend begleitet ihn ihr Bild in den verschiedensten, bald traurigen, bald heiteren, an sein verlornes Glück ihn erinnernden Situationen. Die ersten Nachrichten, welche er über sie von dem herumziehenden Schauspieler, „dem alten Polterer", erhält, in dessen Beurtheilung der Aermsten sich dem bitteren Tadel und der leidenschaftlichen Anklage so viel unfreiwilliges Lob ihrer Güte und Liebenswürdigkeit beimischt, reißen alle seine alten Wunden wieder auf und erwecken in ihm auf's Neue das lebhafte Gefühl, „daß sie doch seiner Liebe nicht ganz unwürdig gewesen sei". So lebt sie fort in seinem Herzen und mit ihr die leise Hoffnung, daß ihr Wiedererscheinen ihn doch noch einmal beglückend überraschen könne. In der Einsamkeit des Krankenlagers nach dem Raubanfalle, auf den Brettern des Serlo'schen Theaters, wo er zur Theaterprobe vorzeitig ankommend, sich allein findet, und die Wald- und Dorfdekoration eines Nachspiels ihm die erste glückliche Begegnung mit der Geliebten in's Gedächtniß ruft, überall erneuert ihm seine Sehnsucht diese Hoffnung*); und so fest hängt er an derselben mit seinem Glauben, daß der bloße Anblick des blonden Friedrich in seiner Offizierstracht, verbunden mit der

*) W. Meister, Buch IV, Kap. 12; Buch V, Kap. 8; Buch VII, Kap. 1.

frevelhaften Myſtifikation Philinens hinreicht, ihm ſeine Hoffnung, daß die Geliebte lebe, daß ſie ihm erhalten ſei, zur Gewißheit zu erheben. Erſt die unbarmherzigen Enthüllungen der alten Barbara vermögen ihn von dem beglückenden Irrthume ſeines liebenden Herzens zurückzubringen und ihn „zum erſtenmale völlig zu überzeugen, daß Mariane todt ſei".

Aber die Geliebte iſt ihm dennoch nicht völlig verloren. Sterbend hat ſie ihm einen Erſatz hinterlaſſen in dem Kinde, das ſie ihm geboren, in dem Sohne, den er, nachdem er ihn in Felix gefunden, jetzt als ſein höchſtes Glück und Gut in ſein Leben aufnimmt. In dem ſchönen lieblichen Knaben bleibt ihm fortan die Geliebte dauernd erhalten, er darf es wagen, auf's Neue glücklich zu ſein im Beſitze des Kindes, das ſeiner und Marianens Liebe das Daſein dankt, und die Erklärung des Mannes, deſſen milde Weisheit und Einſicht Wilhelm ſo hoch verehrt, drückt den beſiegelnden Stempel auf ſein Glück durch den Ausſpruch, mit dem der Dichter uns von Marianen ſcheiden läßt: „Der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedene Mutter Ihrer nicht unwerth".

Frau Melina.

Frau Melina.

Noch während der Dauer seines kurzen Romans mit Marianen, während nur noch wenige Wochen oder Tage ihn von der beabsichtigten Flucht aus dem Vaterhause und von dem Plane trennen, im Verein mit seiner Geliebten die Schauspielerlaufbahn zu verfolgen, sehen wir Wilhelm auf jener ersten kleinen Geschäftsreise, durch welche sein Vater die Geschicklichkeit des Sohnes für den ihm zugedachten Handelsberuf zu prüfen beabsichtigt, die Bekanntschaft einer Frau machen, welche bestimmt ist, auf sein späteres Leben einen nicht unwichtigen Einfluß zu üben. Diese Frau ist Madame Melina, die einzige verheirathete Frau bürgerlichen Standes in der Goethe'schen Romandichtung.

Sie ist die Tochter eines mäßig begüterten Kaufmanns in einer kleinen Provinzialstadt und ihre Jugendschicksale versetzen uns lebhaft in die prosaische Misère kleinbürgerlicher Familienzustände. Nach dem Tode ihrer Mutter hat sich ihr Vater, obschon bereits in vorgerückten Jahren stehend, zum zweitenmale verheirathet und so der erwachsenen Tochter eine Stiefmutter gegeben, mit welcher sich sehr bald ein nichts weniger als leidliches Verhältniß herausstellt. Die zwischen Stiefmutter und Tochter entstandene gegenseitige Abneigung wird noch vermehrt durch den Umstand, daß die Letztere zu bemerken hat, wie mehrere „hübsche Partien", welche sie hätte thun und durch welche sie aus den drückenden Verhältnissen des Vaterhauses sich hätte befreien können, durch die Gegenbestrebungen

ihrer Stiefmutter vereitelt werden, deren Geiz die Koſten der Ausſtattung ſcheute. Bald darauf findet ſich in dem Städtchen ein junger Mann ein, der ſich als Lehrer des Franzöſiſchen dort niederläßt. Herr Melina iſt ein Schauſpieler, der ſich von einer wandernden Schauſpielertruppe losgemacht und, über das Elend ſolcher Exiſtenz enttäuſcht, beſchloſſen hat, ſein Glück in der Sphäre des geordneten bürgerlichen Daſeins zu ſuchen. Sein neuer Sprachlehrerberuf führt ihn auch in das Haus des obenerwähnten Kaufmanns, wo es ihm bald gelingt, der Tochter eine lebhafte Neigung einzuflößen, die, ſehr empfänglich für die Romantik des Lebens, welche der junge Schauſpieler in ihrer Phantaſie repräſentirt, und nur allzu geneigt, der ſtiefmütterlichen Tyrannei ſich um jeden Preis zu entziehen, ihn ohne große Mühe zu bewegen weiß, ſie aus dem ihr unerträglich gewordenen Vaterhauſe zu entführen, um mit ihr vereint „in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen“, für das ſie von Seiten der Eltern keine gütliche Einwilligung zu gewärtigen haben. Der innerlich kalte berechnende Melina wird dazu beſonders noch durch den Umſtand bewogen, daß ſeine Geliebte durch das Vermächtniß einer Tante ein kleines unabhängiges Vermögen beſitzt, mit deſſen Hülfe er ſich auf die eine oder andere Art eine ſichere bürgerliche Stellung zu begründen hoffen darf. Er würde es freilich vorziehen, den romantiſchen Schritt einer Entführung zu vermeiden und lieber offen als Bewerber um die Hand der Geliebten aufzutreten; aber leider ſteht ſolchem bürgerlich ſchlichten Vorgehen von ſeiner Seite unter anderen Hinderniſſen auch der Umſtand entgegen, daß die noch ziemlich junge Stiefmutter ſeiner Geliebten ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hat. Da nun andrerſeits das Verhältniß beider Liebenden bereits durch gegenſeitige vertrauende Hingabe ein ſolches geworden iſt, welches ein Zurücktreten ohne Ehrloſigkeit von ſeiner und Schande auf ihrer Seite nicht mehr geſtattet, ſo bleibt eben nur heimliches Davongehen übrig.

Als Wilhelm Meiſter auf ſeiner Geſchäftsreiſe in dem Hauſe ihrer Eltern anlangt, iſt die Kataſtrophe ſoeben eingetreten. Das junge Paar iſt entflohen, der Vater „außer ſich vor Schmerz und Verdruß“ hat beim Amte die Verfolgung der Flüchtlinge ausgewirkt, die Stiefmutter ergießt ihr Herz gegen den Beſucher in einer Fluth von Schmähungen wider die Tochter und deren Entführer zu nicht geringer Verlegenheit Wilhelm's, „der ſich und ſein eigenes Vorhaben durch dieſe Sibylle gleichſam mit prophetiſchem Geiſte voraus getadelt und geſtraft fühlt“, und der in dem tiefen Schmerze und der ſtillen Trauer des Vaters zugleich das Bild des Leides erblickt, welches er ſelbſt über den eigenen Vater zu verhängen im Begriffe ſteht. Indeſſen werden die Flüchtlinge eingeholt und Wilhelm wird gegen ſeinen Willen Zeuge der peinlichſten Auftritte, welche das zwölfte Kapitel des erſten Buches uns mit ſo lebhaften Farben vorführt. Das Verhalten der beiden Liebenden, vom Dichter mit unvergleichlicher Kunſt und nicht ohne einen Anflug leiſer Ironie geſchildert, iſt ganz dazu angethan, auf das weiche Herz des ſtets hülfsbereiten Helden den allergünſtigſten Eindruck zu machen und ihn ſofort zu dem Entſchluſſe zu beſtimmen, mit ſeiner Verwendung bei Gericht und Eltern für die Unglücklichen einzuſchreiten. Vor Allem iſt es die Haltung der jungen Schönen, ihr Muth, ihre Zärtlichkeit, ihr ſchickliches äußeres Auftreten, das gelaſſene Bewußtſein ihrer ſelbſt und die heroiſche Freimüthigkeit, mit der ſie ſich zu dem Geheimniſſe ihrer Liebe bekennt, die ihn „einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens faſſen laſſen, indeß die Gerichtsperſonen ſie für eine freche Dirne erkannten und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren!“

Gleich bei ihrem erſten Auftreten zeigt Madame Melina, daß ſie weit mehr als ihr Gemahl durch Neigung und Anlagen zur Schauſpielerin beſtimmt iſt. Es iſt etwas lehrhaft, um nicht zu

ſagen predigerhaft Theatraliſches in den erſten Worten, die wir ſie von dem Leiterwagen herab, welcher ſie an der Seite des mit Ketten beſchwerten Geliebten zur Heimath zurückführt, an die Umſtehenden richten hören. „Wir ſind ſehr unglücklich", ruft ſie ihnen zu, „aber nicht ſo ſchuldig, wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!" Sie iſt wie geſchaffen für das Fach der Heldinnen und der heroiſchen Liebhaberinnen, die ſpäter eben ſo brauchbare Anſtandsdamen als zärtliche Mütter abzugeben pflegen. Auch zeigt ſich bald, daß nach geſchehener halber Verſöhnung mit den Eltern die Nothwendigkeit, das Theater aufzuſuchen, ihr durchaus nicht unangenehm und die damit verbundene „Ausſicht, die Welt zu ſehen und ſich in ihr ſehen zu laſſen", ihr bei weitem lockender erſcheint, als ihrem Verlobten, der zu Wilhelms höchſtem Erſtaunen nur allzugern bereit wäre, den Brettern für immer den Rücken zu kehren, und „eine bürgerliche Bedienung, ſei ſie auch, welche ſie wolle, anzunehmen". Leider aber ſetzen die Eltern ſeiner Erkornen der Erfüllung dieſes Wunſches unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Sie wollen die ungerathene Tochter „nicht vor Augen ſehen, wollen die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich durch die Gegenwart nicht beſtändig aufrücken laſſen", und ſo ſieht ſich der durchaus auf das Praktiſch-Bürgerliche geſtellte Melina wider ſeinen Willen gezwungen, in die kaum verlaſſene Lebensbahn wieder zurückzulenken.

Die ganze Epiſode dieſes Begebniſſes bildet das Gegenſtück zu der Lage und dem Entſchluſſe des Haupthelden der Dichtung, nur daß das Verhältniß der Perſonen das umgekehrte, die Sehnſucht nach der Welt und den Brettern auf der weiblichen, die Enttäuſchtheit und der Zug zur bürgerlichen Proſa auf der Seite

Melina's ist, weßhalb denn auch Wilhelm von diesem sich eben so abgestoßen fühlt, als er sich von der jungen Enthusiastin angezogen empfindet.

Etwa drei Jahre später treffen wir das inzwischen verheirathete Paar in jenem freundlichen Landstädtchen wieder, welches für Wilhelm, der von der Heiterkeit des Orts und der Schönheit seiner Lage am Fuße des Gebirges angezogen, dort auf seiner zweiten Geschäftsreise ein Paar Tage zu verweilen beschlossen hatte, so verhängnißvoll zu werden bestimmt ist. Herr und Frau Melina haben sich dorthin gewendet, weil sie in dem Orte eine Schauspieler-Gesellschaft zu finden und bei derselben ein Engagement zu erhalten hofften. Wir erfahren, daß sie bis dahin ein solches an verschiedenen Orten vergeblich gesucht oder doch nur für kurze Zeit gefunden und sich daher sehr mühsam durchgeschlagen haben; ihre Bestürzung ist also nicht gering, als sie auch hier ihre Erwartungen getäuscht finden. Das Theater ist aufgelöst, die Dekorationen und die Garderobe sind verpfändet zurückgelassen, die Gesellschaft bis auf zwei Mitglieder, Laertes und Philine, in alle Winde zerstreut. Mit den beiden letztern, die von der Anmuth des Orts bewogen zurückgeblieben sind, um ihre wenige gesammelte Baarschaft daselbst in Ruhe zu verzehren, während ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und sie zu suchen, hat Wilhelm einige Tage lang ein lustiges Leben geführt, dessen sorglose Heiterkeit durch die beiden Ankömmlinge auf eine nicht gerade angenehme Weise unterbrochen wird. Das philisterhaft engherzige, kleinlich sorgliche, knausernde Wesen Melina's ist dem sorglosen Leichtsinne des Laertes zuwider, während sich vom ersten Augenblicke an eine noch stärkere Abneigung zwischen Philine und Madame Melina unverhohlen zu erkennen giebt; und alle Versicherungen des gutherzigen Wilhelm, daß die neuen Ankömmlinge „recht gute Leute" seien, vermögen seinen neuen Freunden keine günstigen Gesinnungen über seine alten Bekannten beizubringen.

Wir begegnen hier zuerſt der ausführlicheren Charakterſchilderung, welche der Dichter in eigener Perſon von Madame Melina zu geben ſich veranlaßt findet, und die zu den feinſten ihrer Art in der Dichtung gehört. „Dieſe junge Frau", heißt es am Schluſſe des fünften Kapitels des zweiten Buches, „war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geiſt und Seele. Sie deklamirte nicht übel und wollte immer deklamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelnen Stellen laſtete und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei dieſem Allem war ſie nicht leicht Jemandem, beſonders Männern, unangenehm. Vielmehr ſchrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen ſchönen Verſtand zu: denn ſie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung ihr zu thun war, mit einer beſonderen Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen ſo lange als möglich einzugehen, ſobald ſie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Ekſtaſe eine ſolche neue Erſcheinung aufzunehmen. Sie verſtand zu ſprechen und zu ſchweigen, und ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des Andren ſchwache Seite ſein möchte".

Verſuchen wir es, das hier vom Dichter gezeichnete Bild, in welchem wir ohne Mühe das ſprechend getroffene Portrait einer ganzen Klaſſe von Frauen erblicken, die uns in Familie und Geſellſchaft nicht ſelten in einer gefährlichen Wirkſamkeit begegnen, nach einzelnen Zügen weiter auszuführen.

Was zunächſt ihre Befähigung betrifft, die ſchwache Seite Anderer herauszufinden, ſo bewährt ſie dieſelbe zunächſt gegen den Helden des Romans. Wilhelm iſt Dichter, und Dichter lieben bekanntlich nicht zu ſchweigen. Bereits in den erſten Tagen hat ſie ihn dahin gebracht, aus ſeiner Schreibtafel einige Verſe, die ſie entzückt haben, für ſie zu kopiren, und dieſer ſcheinbar geringfügige Umſtand wird zugleich die Urſache, daß er ſeine Abreiſe

aufſchiebt und ſeinen zu dem Ende an Werner angefangenen Brief wieder zerreißt*). Das Intereſſe, welches Madame Melina an ihm und ſeinem dichteriſchen Treiben nimmt, befördert, ohne daß ſie dies gerade beabſichtigt, die Pläne ihres Gatten auf Wilhelms Geldbeutel, die durch die zutäppiſche Andringlichkeit Melina's zu ſcheitern drohen, und es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß ſie es eigentlich iſt, deren verſteckter Einfluß das für Wilhelm ſo bedenkliche Geſchäft des Vorſchuſſes an Melina zum Ankaufe des verpfändeten Theaterinventars zu Stande bringt. Gegen Philine empfindet ſie ihrerſeits eine gleich ſtarke Abneigung als diejenige iſt, welche dieſe ihr vom erſten Augenblicke an unverhohlen entgegenbringt; aber ſie weiß ihre Abneigung zu bekämpfen, weil ſie einſieht, daß Philine ein ſtarkes Bindemittel für Wilhelm an die kleine in der Bildung begriffene Schauſpielergeſellſchaft iſt, auf deren Direktion ihr Mann ſpekulirt. Zu dem letzteren hat ſich ihr Verhältniß beträchtlich abgekühlt. Sie hat in den drei Jahren eines vom Glücke nicht begünſtigten umherziehenden Zuſammenlebens mit demſelben hinreichende Gelegenheit gehabt, ſeinen kleinlichen, egoiſtiſchen, kalten und gelegentlich tückiſchen Charakter kennen zu lernen, und von ſeiner Schwerlebigkeit zu leiden. Ihre Illuſionen über ihn ſind verſchwunden, aber er iſt und bleibt für ſie doch immer ihr Gatte, und der Umſtand, daß ihr kleines Vermögen ihnen bisher die Mittel zur Exiſtenz gegeben hat, hat ihr ſelbſt eine gewiſſe Herrſchaft über ihn verliehen, in deren Beſitze ſie ſich, die ſo lange gedrückte, um ſo behaglicher fühlt, als ihr Weſen ſelbſt auf ſolche Oberherrlichkeit geſtellt iſt. Des gleichen Bewußtſeins genießt ſie in ihrem Innern auch gegenüber den Berufsgenoſſen ihres Mannes. Sie hat es immer gegenwärtig, daß ſie denſelben an Bildung überlegen, daß ſie guter bürgerlicher Herkunft und eigentlich aus ihrer Sphäre herabgeſtiegen iſt, und eben darum hält ſie es für

*) Buch II, Kap. 6.

nöthig, bei jedem Anlasse zur Beruhigung ihres Gewissens immer wieder mit einigen erhabenen Moralbetrachtungen auf den Sockel dieser ihrer guten bürgerlichen Herkunft hinaufzusteigen. Sie hält streng auf gute Lebensart und schickliche Formen des Anstandes, und Philinens Leichtfertigkeit ist ihr geradezu ein Gräuel.

Innerlich ohne irgend welche Anlage zu tieferer Leidenschaft, fehlt es ihr doch nicht an einer gewissen Lebhaftigkeit der Empfindung, welche sie durch den Ausdruck zu steigern versteht und gern bei jeder Gelegenheit kundgeben mag. Man kann ihr Behaben in solchen Fällen nicht eben affektirt nennen, weil die Affektation eigentlich ihr Wesen bildet, und so sich gewissermaßen naiv verträgt. So kann sie z. B. die Schönheit einer Gegend, einer Naturscene, einer Naturbeobachtung nur dann genießen, wenn sie ihr Empfinden dabei ausdrücken und ihrem Entzücken durch Recitation irgend welcher passenden Dichterstellen beschreibender Gattung Worte geben darf, was ihre bei der Spazierfahrt anwesende Gegenfüßlerin Philine sogleich veranlaßte, „ein Gesetz vorzuschlagen, daß sich Niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen“ *). Sie kann eben nicht anders als auf Stelzen gehen, während Philinen ihre Pantöffelchen noch zu viel sind. Jene ausgesprochene Neigung zum Erhabenen, Heroischen, der wir gleich zu Anfange bei ihr begegneten, begleitet sie fort und fort. Sie schwärmt für die deutsch nationalen Ritterstücke und betheuert laut, „Sohn oder Tochter, wozu sie Hoffnung hatte, nicht anders als Adalbert oder Mechthilde taufen zu lassen“, was später, da dies „altdeutsche Vergnügen“ der Armen verdorben wird, dem Spötter Laertes zu einem seiner herben Sarkasmen Gelegenheit bieten muß **). Diese Vorliebe für die Darstellung des Erhabenen, welche wir uns durch die entsprechende Größe ihrer Gestalt bestärkt vorstellen dürfen,

*) Buch II, Kap. 9.

**) Buch II, Kap. 10. Vgl. Buch IV, Kap. 10.

verleitet sie sogar zur Geschmacklosigkeit. Obschon sie gleich nach dem Antritt ihrer Schauspielerlaufbahn „zu ihrem größten Verdrusse in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen muß, so kann sie es sich doch nicht versagen, in dem auf dem Grafenschlosse aufzuführenden Festspiele Wilhelm's die Rolle der himmlischen Jungfrau des Olymps zu übernehmen"*). Man kann sich denken, zu welchen leichtfertigen Späßen sie dadurch ihre Umgebung, vor Allen die kecke Philine herausgefordert haben mag, der schon Madame Melina's ganzes Behaben in ihrem hoffnungsvollen Zustande ein Gegenstand des Spottes ist, und der die vorauf spazierende Wackelfalte des verkürzten Rockes der Frau Direktrice, „die so gar keine Art noch Geschick hat", sich nur ein bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen"**), einen wahren Augenschmerz verursacht. Gerade in diesem Benehmen aber spricht sich wieder die solid bürgerliche Gesinnung und Empfindungsweise der Verspotteten aus, die sich inmitten der laxen Geschlechtsverhältnisse der Komödianten-Gesellschaft als ehrliche rechtmäßige Frau und Mutter ihrer Würde bewußt ist, und es für eine Schande ansehen würde, ohne Noth zu verstecken, was sie als ihre Ehre ansehen darf. Sie hat keine Ader von der frevelhaften Aesthetik Philinen's, der der Anblick ihrer „Mißgestalt" den Wunsch entlockt: „daß es doch hübscher wäre, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte".

Trotz so mancher an das Abgeschmackte streifenden Eigenthümlichkeiten kann man Frau Melina indessen nicht gram oder auch nur abgeneigt sein. Ihre Schwächen sind meist nur die Entsprechungen positiver Eigenschaften. Jene Neigung für das Heroische, welche sie auch bei dem Abzuge vom Schlosse des Grafen, in dem Streite über den einzuschlagenden Weg der Truppe, auf die Seite

*) Buch III, Kap. 7.
**) Buch IV, Kap. 1.

Wilhelm's treten läßt, deſſen Vorſchlag der gefährlichere ſcheint und ſich denn auch als ſolchen erweiſt, beruht zum Theil mit auf „ihrer natürlichen Herzhaftigkeit“*). Sie iſt fleißig, thätig und eifrig bemüht, durch kluge Wirthſchaftlichkeit nicht nur ihren und ihres Mannes eigenen Vortheil wahrzunehmen, ſondern auch das Ganze möglichſt zuſammenzuhalten. Für Wilhelm, in welchem ſie die Seele dieſes Ganzen erkennt, hat ſie von Anfang an eine ausgeſprochene Neigung, die ſich im weiteren Verlaufe ihres Zuſammenſeins zu einem lebhaften Herzensantheile ſteigert: in allen Züchten und Ehren natürlich. Denn ſo überſchwänglich ſich ihre Phantaſtik auch gleich im Anfange ihres Auftretens über ihr Verhältniß zu ihrem Verlobten ausſpricht, ſo hat ihr Gatte doch von ihrer Seite ſchwerlich zu fürchten, daß ſie in der Ehe ähnlichen Grundſätzen nachzuleben ſich verſucht fühlen möchte.

Ihre Neigung für Wilhelm ſetzt ſich aus verſchiedenen Elementen zuſammen. Zunächſt aus der Dankbarkeit, die ſie ihm für die ihr und ihrem Manne geleiſteten Dienſte ſchuldet, und aus der Achtung und dem Reſpekte, den ihr ſeine bürgerlichen Verhältniſſe einflößen, — eine Seite, nach welcher ſie ſich ihm in ihrer Umgebung gewiſſermaßen verwandt empfinden zu dürfen glaubt. Dazu kommt ſeine alle anderen Mitglieder des Kreiſes ſo weit überragende Bildung, ſeine Sittlichkeit, ſeine feinen Umgangsformen und endlich das Intereſſe, welches er ihr als Dichter und als Opfer einer unglücklichen Liebe einflößt. Dazu iſt dieſer ihr ſo werthe junge Mann obenein in Gefahr, von den Schlingen einer Philine gefangen zu werden, die ſeiner nach Madame Melina's Anſicht ſo durchaus und in jeder Beziehung unwürdig, ihn ſo gar nicht zu verſtehen fähig iſt! Das vermehrt ihr Beſtreben, ihn an ſich zu ziehen, ſein Vertrauen zu gewinnen, und ſie glaubt wirklich, den Beruf und die Pflicht zu haben, ihn aus den Netzen der

*) Buch IV, Kap. 4.

frevelhaften Philine zu retten. Schon bei dem Feſte, das Serlo nach der gelungenen erſten Aufführung des Shakſpearſchen Hamlet veranſtaltet, giebt ſich, unterſtützt von der allgemeinen Exaltation, „ihre lebhafte Neigung für Wilhelm“ in nicht zu verkennender Weiſe kund. Nach dem plötzlichen Verſchwinden ihrer verhaßten Nebenbuhlerin vom Schauplatze ſehen wir ſie ſodann ihre Anſtrengungen, ſich in der Gunſt und Schätzung ihrer Umgebungen feſtzuſetzen, nach dieſer wie nach allen anderen Richtungen hin verdoppeln. Sie thut ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit vor allen Mitgliedern der Serlo'ſchen Geſellſchaft hervor, und während ſie ſich zugleich in die Launen des Direktors geſchickt zu fügen und ihr Talent ſeinen Wünſchen gemäß zu bilden weiß, ſteigert ſie daſſelbe wirklich zu demjenigen Grad, der es für die Geſellſchaft eben ſo nützlich als erfreulich macht. So gelingt es ihr bald, „ein richtiges Spiel zu erlangen und den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, den der Empfindung wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu gewinnen“. Bei dieſem achtungswerthen Streben kommt ihr der Zuſtand ihres Herzens zu Hülfe: jene geheime Neigung für Wilhelm, die nach Philinen's Entfernung frei von Eiferſucht ſich anmuthiger und tiefer kund giebt. Noch eifriger als bisher ſucht ſie ihm ſeine künſtleriſchen Grundſätze abzumerken, ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beiſpiel zu richten. Ihr ganzes Weſen erhält ein gewiſſes Etwas, das ſie intereſſanter macht*).

So lange die gefährliche Philine in der Nähe ihres Freundes weilte, hatte der beſtändige Verdruß darüber, daß die Schmeichelei, wodurch ſie ſich eine gewiſſe Neigung Wilhelm's erworben hatte, nicht hinreiche, dieſen Beſitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngeren und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen, ihrem Benehmen eine unwohlthuende Schärfe gegeben. Sie hatte ſogar ſich nicht enthalten können, den Freund über ſeine Empfindung für

*) Buch V. Kap. 16.

das mehr als leichtſinnige Mädchen mit heftigen Vorwürfen zur Rede zu ſetzen*). Jetzt, wo ſie die Gefahr für denſelben entfernt ſieht, iſt das Alles anders. Sie wird mehr und mehr die Herzensvertraute des heimlich geliebten jungen Mannes, der ihr ſogar das Geheimniß ſeiner damals allerdings noch fraglichen Vaterſchaft zu dem ſchönen Knaben Felix entdeckt. Die Art und Weiſe, wie ſie dieſe Entdeckung aufnimmt, iſt bezeichnend für ihr Verhältniß zu Wilhelm. „O! über die leichtgläubigen Männer!“ läßt der Dichter ſie ausrufen; „wenn nur Etwas auf ihrem Wege iſt, ſo kann man es ihnen ſehr leicht aufbürden. Aber dafür ſehen ſie ſich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wiſſen Nichts zu ſchätzen, als was ſie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenſchaft bezeichnet haben“. Sie konnte, heißt es weiter, einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind geweſen wäre, ſo hätte er eine nie ganz beſiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müſſen“. Aber die Frivolität, welche in ihren Worten zu liegen ſcheint, thut ihr ſelbſt doch ſogleich wieder leid, und jene Entdeckung ſteigert nur noch ihre Liebe zu dem mutterloſen Knaben, in welchem ſie jetzt den Sohn ihres eigenen Geliebten erkennt. Denn auch ſie hat die Eigenheit, die ſie den Frauen nachſagt: daß ſie die Kinder ihrer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn ſie ſchon die Mutter gar nicht einmal kennen oder ſie von Herzen haſſen; und die ihr ſonſt nicht gewöhnliche Lebhaftigkeit, mit der ſie den in's Zimmer ſpringenden Knaben an ihr Herz drückt, giebt den deutlichſten Kommentar zu ihren Worten**).

So iſt ſie denn auch die Einzige, die Wilhelmen bei ſeinem ſo überaus traurigen, alle ſeine bisher ſo liebevoll gehegten Illuſionen unbarmherzig zerſtörenden Abſchiede vom Theater und der Serlo'ſchen Geſellſchaft, mit wahrhaft edelmüthiger Geſinnung

*) Buch II, Kap. 11.

**) Buch VII, Kap. 8.

treulich und tröſtend zur Seite ſteht. Sie allein hat ihm Liebe und Dankbarkeit bewahrt, während alle Anderen, ihr Mann, eine im Grunde durchaus niedrige und gemeine Natur, an der Spitze, Alles, was Wilhelm für ſie gethan, alle Opfer, die er ihnen gebracht, alle Dienſte, die er ihnen geleiſtet, in demſelben Augenblicke vergeſſen, wo ſie ſeiner nicht mehr bedürfen, ja ſelbſt nach Art der meiſten Menſchen eben deßhalb Abneigung gegen ihn empfinden, weil ſie ihm Dank ſchulden. In dieſer Kataſtrophe bewährt Madame Melina die ſittliche Tüchtigkeit ihres Weſens. Sie iſt innerlich empört über das Betragen ihres Mannes und ihrer ganzen Genoſſenſchaft, und Wilhelms liebenswürdige Eigenthümlichkeit, immer von allem Mißlingen, von allen widrigen Begebniſſen die Schuld nur in ſich ſelbſt, nicht in Anderen zu ſuchen, die ſich auch bei dieſer Gelegenheit bewährt, rührt ihr im Tiefſten das Herz. „Sein Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt!“ ruft ſie dem ſcheidenden Freunde zu, der ſich nicht als Gläubiger ſondern vielmehr als Schuldner derer empfindet, die er zu verlaſſen im Begriff iſt; „wenn Niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, ſo werde ich es nicht verkennen, denn unſer ganzer Zuſtand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hätten. Geht es doch unſeren Vorſätzen wie unſeren Wünſchen: ſie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben Nichts gethan, Nichts verlangt zu haben“. Dieſe letzten Worte haben etwas Erſchütterndes, denn ſie ſind zugleich ein Bekenntniß ihres eigenen Zuſtandes, ihres eigenen inneren und äußeren Schickſals. Auch ihre Wünſche, die ſie einſt aus Heimath und Vaterhaus trieben, „ſehen ſich nicht mehr ähnlich, ſeit ſie erfüllt ſind“!

Wenn Goethe ſeinen Helden darauf angelegt gehabt hätte, in der Wirkſamkeit eines Theaters ſeine Befriedigung zu finden, ſo wäre Madame Melina für denſelben vielleicht die paſſendſte von allen Frauen geweſen. Der Dichter hat dieſer Geſtalt unter den

Frauen seiner Dichtung die höchste Ehre erwiesen, die er ihr erzeigen konnte, indem er sie beim Abschiede von ihrem Freunde mit dem Bekenntnisse ihrer Liebe zugleich die Erklärung seines Gefühls der Schuldnerschaft aussprechen läßt. Wilhelm glaubt sich immer als Schuldner der ihm bisher verbundenen Gesellschaft ansehen zu müssen, weil er ihr nicht das geleistet, was er ihr leisten zu können geglaubt und versprochen habe. „Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind", erwiedert ihm Frau Melina, „nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl! Wenn unsere äußeren Umstände sich durch Ihre Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird!"

Es sind die letzten Worte, die wir aus ihrem Munde vernehmen. Wie sie von ihrem Freunde, so nehmen wir von ihr mit denselben Abschied, denn Frau Melina und die gesammte Schauspielergesellschaft verschwinden mit Wilhelm's Entfernung von dem Schauplatze der Dichtung, um nicht wiederzukehren. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, den Helden derselben sich an und unter ihnen entwickeln und über sich selbst aufklären zu lassen, und Frau Melina darf das beruhigende Bewußtsein in ihr weiteres Leben mit sich nehmen, auch ihrerseits zur Erfüllung ihrer Aufgabe beigetragen und sich durch die Erkenntniß einer schönen und edlen Natur und durch die Achtung und Neigung, die sie derselben abzugewinnen gewußt hat, bereichert und innerlich in dem Besten dessen, was sie ist, gefördert und gesteigert zu haben. Sie wird noch manche Verbindungen, noch manche „Attachements" enthu-

fiaſtiſcher Theaterfreunde haben, wie ſie deren auch während ihrer heimlichen Liebe für Wilhelm nicht entbehrte*); aber die Erinnerung an ihn wird der Stern ihres Lebens bleiben und im Bunde mit der natürlichen Rechtſchaffenheit und einem gewiſſen idealiſtiſchen Zuge ihres Weſens ſie vor jedem eigentlichen Herabſinken unter ſich ſelbſt bewahren. Wir mögen uns ohne Mühe vorſtellen, daß ſie als eine jener „denkenden" Künſtlerinnen, deren gewiſſenhafter Fleiß und deren geſchäftliche Zuverläſſigkeit, verbunden mit ihrer bürgerlich ſittlichen Reſpektabilität als Gattin, Mutter und Hausfrau ſelbſt ein mäßiges Talent einem Intendanten wie dem Publikum höchſt ſchätzenswerth erſcheinen laſſen, ihren Platz ſchließlich an irgend einem deutſchen Hoftheater finden und ihr Leben als gefeierte und wohlpenſionirte Jubilarin würdig beſchließen wird.

*) Buch V, Kap. 7.

Philine.

Philine.

Philine ist der entschiedenste Gegensatz zu den beiden zuvor entwickelten Frauencharakteren. Sie hat keine Spur von der kindlichen Hingebung Marianen's an eine einzige volle, ihr kleines Herz ganz ausfüllende Liebe und von der sanften traurigen Ergebung in ihr herbes Geschick, noch weniger von der verzweiflungsvollen Gewissenspein, deren Stachel der Armen selbst die kurzen Momente des Glücks an der Seite des Geliebten vergiftet; und ebensowenig ist in ihr irgend eine Spur von Frau Melina's Empfindsamkeit, von ihrer immer etwas an das Pedantische streifenden Gefühlsweise, oder von ihrer bürgerlichen Ernsthaftigkeit in Behandlung des Lebens. Sie ist nicht der dunkle Falter, „der nach Flammentod sich sehnet", sondern der bunte Schmetterling, der aus jeder Blüthe begierig den Honig saugt und um jede Blume gaukelnd sich in ihrem Thaue badet. Sie ist der freie und seiner Freiheit vollbewußte, das Leben souverain beherrschende, Sich keinem Gesetze, wohl aber alle Gesetze Sich unterwerfende, personifizirte und Fleisch gewordene Trieb des Lebensgenusses. Sie vereint die Naivetät und Unbefangenheit eines Wilden mit der Klugheit und List eines solchen; die Begriffe Gut und Böse, Sittlich und Unsittlich sind für sie so gut wie nicht vorhanden; und wenn der geneigte Leser nicht zu der zahlreichen Klasse derjenigen gehört, welche der Sänger des Divans als „Schiefohren" bezeichnet hat, so wird er es verstehen, wenn ich von dieser Philine zu sagen wage, daß man sie trotzalledem in gewissem Sinne unschuldig wie ein Kind nennen darf.

Philine ist ohne Frage eine der originellsten Gestalten, die jemals ein Dichter in's Leben zu rufen unternommen hat. Sie ist das höchste aller Wagnisse, das selbst ein Goethe, und nur er allein, seiner Kunst zumuthen durfte, und nicht minder gewagt ist es für den Erklärer, über diese Schöpfung des Meisters zu reden. Denn wir haben dabei zunächst völlig abzusehen von allen denjenigen Einwendungen, welche Moral und conventionelle Sittlichkeit gegen eine Gestalt wie diese erheben können und erhoben haben. Beide haben aber bei der Beurtheilung Philinen's ebensowenig etwas zu schaffen, wie bei der Charakteristik eines Falstaff, mit dessen Wesen — wenn man von dem Unterschiede der Zeiten und des Geschlechts absieht — das ihrige in gewisser Beziehung eine Art von Verwandtschaft zeigt. An energischer Lebenswahrheit übertrifft sie fraglos alle weiblichen Gestalten der Dichtung. Man kann behaupten, daß Goethe die Realität und Wirklichkeit des Lebens in keiner der von ihm geschaffenen weiblichen Figuren und Charaktere mit solcher Kühnheit auszuprägen gewagt hat; und wer für den eigenen Herzschlag des Dichters hinreichendes Gefühl besitzt, darf zu dieser Behauptung noch die zweite hinzufügen: daß bei keiner von allen das künstlerische Interesse ihres Schöpfers so vorzugsweise betheiligt erscheint, als gerade bei diesem Kinde der „so lieben Sünde“*), bei dieser Hohenpriesterin des kummerlosen reuelosen Leichtsinns, von der das heitre Wort des Dichters gelten darf:

„Was nennst Du denn Sünde?“ —
Wie Jedermann,
Wo ich finde,
Daß man's nicht lassen kann.

Freilich, wer den Maßstab des bürgerlichen Lebens und seiner Moralgesetze an das Werk des Dichters legen, wer den Gestalten schaffenden Dichter in die Schranken des Lehrers dieser Moral bannen will, der thut am Besten, von einem Werke wie der

*) Der Ausdruck gehört Charlotten von Stein, der Geliebten Goethe's.

Wilhelm Meiſter überhaupt fern zu bleiben, in welchem des Dichters Auge der Sonne gleich das ganze Leben der Menſchheit beleuchtet, und ſein zur Schönheit verklärendes Licht über Böſe und Gute ſcheinen, den Thau ſeiner Milde über „Gerechte und Ungerechte“ ohne Unterſchied niederregnen läßt. Denn der wahre Dichter ſieht die Welt, und die Menſchen und Dinge in ihr, „mit dem Auge Gottes“.

Poetiſche Reinigung der gemeinen Wirklichkeit durch die verklärende Kraft der frei ſchöpferiſchen Schönheit — das allein, nicht die abſchreibende Nachahmung der Realität, iſt die Aufgabe der wahren und ächten Dichtung, die um ſo vollkommener gelöſt werden wird, je erfolgreicher der Dichter ſelbſt dieſe Arbeit der Reinigung und Verklärung zur Schönheit an ſeinem eigenen Ich zu vollziehen gewußt hat. Darum durfte der Dichter des Wilhelm Meiſter es unternehmen, in dem idealen Lebensſpiegel ſeiner Dichtung die Schönheit auch da ſiegreich aufzuzeigen, wo die Wirklichkeit des Lebens dieſelbe dem gewöhnlichen Blicke vielfach verdunkelt und entſtellt, und nur dem durch alle Trübe auf den innern Kern durchdringenden ſeheriſchen Auge des Künſtlers wahrnehmbar aufweiſt. Er iſt der wahre „Mahadöh, der Herr der Erde“, der ſich herabläßt, „hier zu wohnen“, weil er Menſchen menſchlich ſehen muß, und der ſelbſt noch in dem verlorenen Kinde der Freude, in der Bajadere mit gemalten Wangen, „lächelnd, mit Freuden durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz“ ſieht. In dieſem Sinne hat auch der Dichter ſelbſt von ſich geſagt:

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen;
Schaute von den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel umher, und nicht vergebens.

Nicht vergebens! Wenn kein anderes Zeugniß dafür vorhanden wäre, ſo würde dies einzige Werk allein genügen, die Wahrheit

dieſes ſtolz beſcheidenen Wortes zu erhärten, dies Kunſtwerk, von dem des Dichters großer Freund bewundernd ausruft: „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk zeigt die ſchöne Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles gefloſſen iſt“*). Der Dichter des Wilhelm Meiſter kann mit dem Worte jenes Alten von ſich ſagen: „Ich bin ein Menſch, nichts Menſchliches iſt mir fremd!“ Seine Menſchen, die er geſchaffen, ſtehen offen und durchſichtig vor uns, wir können ihnen bis in's Innerſte ihres Herzens hineinſehen. Sie ſind wie ſie ſind, weil ſie ſind. Philine thut und ſpricht ſehr bedenkliche Sachen, Laertes ſagt von ſich die widerwärtigſten Erfahrungen aus und bekennt ſich zu den leichtfertigſten Grundſätzen, Serlo iſt nichts weniger als ſittenſtreng in ſeinem Leben und ſeinen Anſichten, und Marianen's alte Barbara bekennt ſich zu Maximen, vor denen ſelbſt den milden Wilhelm eine Art von Schauder überläuft. Aber all' das Thun und Reden dieſer Menſchen — warum erfüllt es uns nicht, wie es in der lebendigen Wirklichkeit geſchehen würde, mit Widerwillen, Abneigung und Ekel vor ihnen? Darum nicht, weil es gleichſam abgedämpft und abgeklärt erſcheint durch den mit dem Auge Gottes ſehenden Dichter, deſſen Geiſt in ſeiner ruhigen Milde das lichte, beſänftigende Medium iſt, durch welches wir jene Geſtalten erblicken; weil es „der Dichtung Schleier“ iſt, den der Dichter „aus der Hand der Wahrheit“ empfing, durch deſſen mildernde Hülle wir die Wirklichkeit erblicken. Mit anderen Worten: der Dichter, weil er beſtändig den ganzen Menſchen in der wirklichen Welt vor Augen hat, iſt eben deßhalb geneigt, ſich immer vorwiegend an ſein Gutes, an das Ideale zu halten, das derſelbe ſchlummernd in ſich trägt, und darüber hinwegzuſehen, wenn von dem unſauberen Lebenswege, den eben dieſer Menſch

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. I, No. 180. S. 163.

in den ihm zugetheilten Lebensbedingungen zu gehen hatte, auch die Spuren und Schmutzflecke dieſes Weges an ihm hangen blieben. Und eben dieſes Sehen des Guten ſetzt zugleich ſchon an und für ſich den Glauben an die Ueberwindung und Beſiegung, oder doch an die Umwandlung des Schlechten in ein minder unſer Gefühl Beleidigendes voraus, ſo daß der untergeordnete Trieb, in eine geordnete Bahn gelenkt, noch erſprießlich und fruchtbringend für die Geſammtheit wirken mag. Verwendung der vorhandenen individuellen Kräfte zur Schöngeſtaltung des Ganzen iſt ja überhaupt, wie mir ſcheint, die innerſte Anſchauungsweiſe Goethe's, die dieſem Werke ſeinen eigenthümlichen Charakter aufprägt und den Plan erklärt, nach dem er inſtinctiv bei demſelben verfahren iſt, weil er ſeinem ganzen eigenen innerſten Weſen zum Grunde lag, den Plan, durch die Kunſt des Dichters eine Antwort zu geben auf jene Frage:

„Wie aus dem Wirrwarr ſich geſtaltet
Der Tempelbau des großen Ganzen,
Und aus den grellſten Diſſonanzen
Sich Sphärenharmonie entfaltet?"

Und dieſe Antwort — er hat ſie gegeben, wenn nicht mit dem Ganzen ſeines Werks, das, wie der Fauſt ein Fragment, auch die Spuren ſeiner zeitlichen Entſtehungsweiſe in ſo manchen klaffenden Riſſen und Spalten an ſich trägt, ſo doch mit den einzelnen Geſtalten deſſelben, die alle, trotz der grellen Diſſonanzen, doch in harmoniſcher Einheit mit ſich ſelber, als ächte Ganze, als Mikrokosmen daſtehen.

So auch, und zwar vor allen anderen, die Geſtalt Philinens, und es darf ſicher als eine erfreuliche Beſtätigung des ſo eben Ausgeſprochenen gelten, daß dieſe Geſtalt einem Schiller „ſo trefflich wohlgefiel", während Jacobi und Seinesgleichen, die, wie Schiller bemerkte, „in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen und das, was ſein ſoll, höher halten, als das,

was ist, an der vollendeten künstlerischen Naturwahrheit dieses Wesens großen Anstoß nahmen*). Sie ist abgerundet in sich und von unzerstörbarer Heiterkeit wie die Götter des alten Epikur, unangefochten von Leidenschaften irgend welcher Art, der reine Selbstgenuß ohne Mühe und Arbeit, unbekümmert um die Dinge und Menschen um sie her, außer insofern sie ihr dazu behülflich sind, ihr Lebensideal des Genusses ihrer selbst verwirklichen zu helfen, und vor Allem „leichtlebend" wie die Homerischen Götter: eine Heidin hellenischer Art vom Wirbel bis zur Zehe. Nicht umsonst hat ihr der Dichter den lieblichen, lichtheitern hellenischen Namen verliehen, der ihre Abstammung zurückführen mag auf einen jener Söhne, die Aphroditens Liebling Paris einst mit der schönen Helena gezeugt.

Von ihrer Herkunft, ihrer Kindheit und ersten Jugend, ihren frühesten Lebensschicksalen wissen wir nichts, erfahren wir nichts. Während der Dichter uns bei allen Frauen, durch deren Schule er den Lebensgang seines Helden gehen läßt, bei Mariane, Frau Melina, Aurelie, der Gräfin, Therese, Natalie und selbst bei Mignon in die Vorgeschichte derselben einführt, um uns ihr Wesen erklärend näher zu bringen, steht Philine allein von Anfang an vor uns da, als wäre sie nicht allmälig geworden, sondern, wie sie es einmal von den Kindern wünscht, gleich fix und fertig „vom Baum geschüttelt". Gleich bei ihrem ersten Auftreten in dem reizenden Landstädtchen, das Wilhelm's Capua zu werden und den mehrere Jahre lang zur Solidität des bürgerlichen Lebens bekehrten jungen Kaufmann wieder in seine Jugendphantasien zurück zu führen bestimmt ist, legt ihr Erscheinen ihr ganzes Wesen dar. Der ganze Zauberreiz der streifenden Ungebundenheit, der sorglosen, nur dem Momente hingegebenen Leichtfertigkeit des frei durch die Welt zigeunernden Komödiantendaseins überkommt uns wie den Helden der Dichtung bei ihrem Anblick. Sie ist wie

*) Briefw. zwischen Schiller und Goethe, I, Br. 54 u. 86.

eine Perſonifikation des Augenblicks, ſie iſt die Göttin des Augenblicks und der Augenblick iſt ihr Gott. Ueber den Augenblick geht ihr Denken und Wollen nicht hinaus: ſie hat auch gar keine Gedanken, aber die geiſtreichſten Einfälle; indeß dieſe Einfälle erklären zu ſollen, iſt ihr ſchon zu viel. „Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen ſollen!“ ruft ſie ungeduldig aus, als Laertes ſie fragt, was ſie mit der Behauptung meine, daß der Geiſtliche, der ſich bei der Spazierfahrt zu ihnen geſellt, „eigentlich nur deßhalb das falſche Anſehn eines Bekannten habe, weil er ausſieht, wie ein Menſch und nicht wie ein Hans und Kunz“. Sie wirft ihre geiſtreichen Einfälle fort an den erſten Beſten, wie ſie dem vorübergehenden Bettler ihr Halstuch und ihren Hut zuwirft, und wie ſie ſich gelegentlich auch wohl ſelber wegwirft. Bei großer Selbſtgewißheit und bei einer Elaſtizität des Geiſtes, die ſich immer ſchnell wieder aufrafft, ſich in einer neuen Lage es ſogleich nach ihrem Bedürfen bequem macht, iſt ſie ohne alle und jede Selbſtachtung und völlig unbekümmert um den nächſten Tag. Ja, alle Folgerichtigkeit iſt ihr zuwider und beharrlich iſt ſie nur in der Freude am Wechſel. Liebe, Treue, Leidenſchaft ſind Dinge, die ſie nur vom Hörenſagen kennt, nur als Schein auf den Brettern an ihrem Orte findet, wo ſie mit dem Fallen des Vorhangs enden. Sie hat nur zärtliche Aufwallungen und phantaſtiſche Gelüſte, und ſelbſt ihre Sinnlichkeit iſt nicht heiß und berauſchend, ſondern leicht und flüchtig wie Champagnerſchaum, das Kind der Laune und des Moments, des günſtigen Augenblicks.

Unter den Geſtalten, welche die griechiſche Plaſtik auf der Höhe des helleniſchen Geiſteslebens erſchuf, war eine der letzten jener „Kairos“ des Lyſippos, des Bildners Alexanders des Großen, mit dem der geniale Künſtler „den günſtigen Augenblick“ zu perſonifiziren unternahm*). Eine zarte Jünglingsgeſtalt, halb Knabe, halb Jüngling, ſtand ſie mit den Spitzen der geflügelten Füße auf

*) S. Torſo, Th. II, S. 50—52.

einer Kugel. Reiches Gelock umfaßte Stirn und Wangen, während am Hinterkopfe das Haar nur eben erſt im Aufkeimen begriffen ſchien. Denn nur Aug' im Auge, raſch erfaſſend, kann man den günſtigen Augenblick ergreifen; wer ihn vorüberſchweben läßt, vermag ihn nicht mehr zurückzuziehen, denn raſtlos beweglich, wie die rollende Kugel, auf der die liebliche Geſtalt mehr ſchwebt als ruhet, entrinnt der Moment, deſſen verlockende Schönheit und Flüchtigkeit zugleich dieſe erſte aller helleniſchen Allegoriebildungen ſo tief poetiſch darſtellte.

Dieſer „Kairos", dieſer Gott des Augenblicks und ſeiner Gunſt iſt die einzige Gottheit, welche Philine verehrt, und ſo ſehen wir ſie denn auch raſch entſchloſſen, die Stirnlocke der Gelegenheit zu faſſen, als Wilhelm in ihren Geſichtskreis tritt. Verweilen wir hier einen Augenblick, um uns die ſittliche Gemüthsverfaſſung des Helden in dieſem Momente zu vergegenwärtigen, die zur richtigen Würdigung ſeines Benehmens und Verhaltens nicht nur Philinen, ſondern auch den anderen Frauengeſtalten der Dichtung gegenüber, von künſtleriſcher Wichtigkeit iſt. Es iſt nämlich ein Meiſterzug des Dichters, daß er ſeinen Wilhelm, den er in ſo mannigfache Berührungen mit den verſchiedenſten Frauen bringen will, mit der noch immer lebhaft in ihm fortwirkenden Erinnerung an eine zerſtörte Herzensverbindung, und zugleich mit geſättigter Sinnlichkeit der erſten Jugendgluth, in den Beginn des Romans eintreten läßt. Dieſe Gemüthsverfaſſung macht ihn der Theilnahme an Frauen ohne eigene leidenſchaftliche Begehrlichkeit fähig, und giebt ihm zugleich bei allem Schwunge der Jugend eine gewiſſe Art von Nüchternheit und Mäßigkeit, welche die Frauen theils reizt und anzieht, theils ſie, wie z. B. die Gräfin, ſicher macht, und ihm über alle eine gewiſſe Ueberlegenheit giebt, die er ſonſt, ſeiner Natur nach, nicht beſitzen würde. Hiermit gewinnen wir zugleich die Einſicht in die künſtleriſche Bedeutung der Liebesepiſode des erſten Buchs für das Ganze der Kompoſition.

Andererſeits beruht ein guter Theil der Anziehungskraft, welche wir Wilhelm auf alle Frauen, mit denen ihn der Dichter zuſammenführt, ausüben ſehen, auf ſeiner wohlanſtändigen Bürgerlichkeit und auf ſeiner einfachen Ehrlichkeit, welche Alles, ſelbſt den Scherz, ernſthaft nimmt. Weder den Schauſpielerinnen noch den vornehmen Frauen iſt ein ſolcher Mann bisher begegnet. Er iſt trotz ſeiner hin- und herwandernden Neigung eigentlich beſtändig, das heißt, er glaubt immer, dieſe Aufwallungen feſt halten zu können, und es feſtigt ſich auch Alles an ihm. Er belädt ſich mit Mignon und dem Harfner, eine Zeit lang ſogar mit dem Knaben Friedrich; er wünſcht, Mariane ſolle Mutter werden, und es verlangt ihn, ſich als Vater ihres Kindes fühlen zu können; er hat — wie vom Mittler — ſo auch ein Stück von einem Hausvater in ſich, und bei Allem, was er thut und unternimmt, wird man doch den Gedanken nicht los, daß er auf ſolidem Grund und Boden bürgerlicher Pflicht und Arbeit erwachſen iſt, daß er gelernt hat, das Soll und das Haben zwiſchen geraden Linien regelrecht gegeneinander abzuwägen. Er iſt ehrlicher, beſſer, reiner, glaubensvoller an die eigene und fremde Empfindung, als alle anderen Männer in dem Werke; ſie überſehen ihn Alle — aber dafür lieben ihn die Frauen. Von Leichtſinn und Eigenſucht iſt keine Ader in ihm; und darum eben iſt der Eindruck um ſo ſtärker, den der Anblick des zum Ideal erhobenen Leichtſinns und des Egoismus in ſeiner naivſten Geſtalt bei der Bekanntſchaft mit Philinen auf ihn macht. Gleich die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Bekanntſchaft einleitet, iſt charakteriſtiſch für Philinens Weſen. Sie kommt ihr eben in den Weg als eine bonne fortune, und obſchon ſie an Laertes und dem verliebten Knaben Friedrich bereits Geſellſchaft hat, ſo iſt ſie doch ſogleich befliſſen, dieſelbe durch den Blumen kaufenden neuen Ankömmling, der eben erſt von ſeinem Pferde geſtiegen iſt, zu vermehren. Das artige Abenteuer, das ſie heiter geſchickt einzuleiten weiß, beſchäftigt Wilhelm's Phantaſie, und ſeine ganze Stimmung

ist danach angethan, demselben sofort weitere Folge zu geben. Es ist der erste Schritt, den er mit dieser Gebirgsreise nach drei Jahren dumpf gedrückten Daseins aus dem düsteren Comtoir in die freie, offene Welt und Natur hinaus gethan hat. Erheitert durch die frische Luft und Bewegung, verjüngt durch den Anblick der herrlichen Natur, poetisch angeregt durch die daraus hervorgehende erhöhte Stimmung sowie durch die Schauspielaufführung der Fabrikarbeiter zu Hochdorf, und schließlich durch Geschäftsverdrießlichkeiten und Reisebeschwerden, die er zu erdulden gehabt, sich zu ausruhender Erholung berechtigt fühlend, ist er ganz in der Verfassung, auf das Abenteuer seiner neuen Bekanntschaft mit Philine und Laertes bereitwillig einzugehen.

Wer an einem schlagenden Beispiele erfahren will, was unter dem vielgebrauchten und gemißbrauchten Ausdrucke „idealisiren" denn eigentlich zu verstehen sei, dem rathen wir, das vierte bis zwölfte Kapitel des zweiten Buches von Wilhelm Meister zu lesen, das den Aufenthalt Wilhelms in der kleinen Landstadt und sein Zusammentreffen und sein Leben mit Philine und Laertes und den sich weiter anfindenden Schauspielern und streifenden Künstlern schildert. Ein junger Handlungsreisender, der mit einer koketten müßigen Schauspielerin und ihren Genossen eine Bekanntschaft anknüpft, die ihn von dem ihm aufgetragenen Geschäfte abzieht und ihn sein Geld und seine Zeit verzetteln und verschwenden macht, — kann es etwas Alltäglicheres und Prosaischeres geben, als die Realität eines solchen Begegnisses? Und doch — welch ein Zauber von Poesie umwebt die Form, in welcher durch die Kunst des Dichters dieser so einfache Vorgang vor uns erscheint! Welche Anmuth, welche herzgewinnende Schönheit liegt über diesem Gemälde der einfachsten Wirklichkeit und über diesen Gestalten der Menschen, von Philine und Laertes an bis zu den vagabundirenden Springern und Seiltänzern und dem bettelnden Harfenspieler hinab, verbreitet! Wer wünscht sich nicht heimlich, die vom Dichter geschilderten Tage

in dieſer Geſellſchaft verleben, an ihren heiteren Fahrten und Vergnügungen Theil nehmen und vor Allem Wilhelm's Stelle bei der reizenden Philine in einem jener Momente vertreten zu können, in denen ſie den ganzen Zauber ihrer ewig heiteren Laune, ihrer ſtets gleichen und doch immer neuen liebenswürdigen Leichtfertigkeit wie ein leiſe feſſelndes Band um den Freund zu ſchlingen weiß! Das iſt die Wirkung der idealiſirenden Kraft des Dichters, deſſen Geiſtesſonne der himmliſchen gleich, nicht des Meeres, nicht des tiefen weithin geſtreckten Sees bedarf, um ihren Glanz in ihnen wiederſpiegeln zu laſſen, ſondern die ihre Lichtzauber ebenſo zeigt an der kleinſten Waſſerfläche, welche der Regen in dem Schmutze der Heerſtraße zurückließ.

2.

Der Dichter des Wilhelm Meiſter iſt bekanntlich bis zur Kargheit ſparſam in der Schilderung des Aeußeren ſeiner Geſtalten. Wo er ſich überhaupt auf das Aeußere einläßt, geſchieht es meiſt nur in ganz kurzen Andeutungen, und Leſer moderner Romane, in denen uns die Helden von der Haarfriſur bis zum Lackſtiefel beſchrieben und die Reize der Heldinnen in noch größerer Ausführlichkeit nach Körperbildung und Toilette ausgemalt werden, mögen nach etwas auch nur entfernt Aehnlichem in dem ganzen Roman Goethe's vergebens ſuchen.

Selbſt bei Philinen müſſen wir uns die Andeutungen, mit denen der Dichter die Phantaſie ſeiner Leſer zur Thätigkeit und Erweckung einer Vorſtellung ihrer äußeren Erſcheinung anzuregen geſucht hat, aus ſehr verſchiedenen Stellen zuſammentragen, obgleich er bei dieſer Geſtalt ausnahmsweiſe die Nothwendigkeit ſolcher Andeutungen ſelbſt empfunden und ihr deßhalb Folge gegeben zu haben ſcheint. Während ſie aus dem Fenſter ihres Gaſthauſes den ankommenden Wilhelm neugierig betrachtend muſtert, erſcheint ſie

demſelben als „ein wohlgebildetes Frauenzimmer“, und er kann ungeachtet der Entfernung bemerken, „daß eine angenehme Heiterkeit ihr Geſicht belebt“. Der Hufſchlag, der die Ankunft eines Reiters verkündet, hat ſie — für die in der Langeweile der kleinen Stadt ſelbſt das Eintreffen eines fremden Gaſthofgaſtes ein Ereigniß iſt — von ihrer Morgentoilette gelockt; das beweiſen „ihre blonden Haare, die nachläſſig aufgelöſt um ihren Nacken fallen, während ſie ſich nach dem Fremden zum Fenſter hinauslehnend umſieht“. Philine hat blaue Augen und iſt blond; wir müßten ſie uns ihrem ganzen Weſen nach als Blondine denken, auch wenn der Dichter nicht ausdrücklich und wiederholt auf die Fülle ihres langen blonden Haares aufmerkſam gemacht hätte, die nicht blos Wilhelm ſondern auch Serlo ſo reizend finden*). Als Brünette wäre dieſes luftige, lichthelle, ewig lachende, ſommerliche Weſen gar nicht zu denken. Selbſt eine gewiſſe Unregelmäßigkeit ihrer Geſichtszüge erhöht nur noch ihren Reiz. Aurelie, der Trauermantel, hat freilich keinen Sinn für denſelben und keine Neigung für den bunten Falter. „Wie ſie mir zuwider iſt! recht meinem inneren Weſen zuwider bis auf die kleinſten Zufälligkeiten!“ ruft ſie einmal gegen Wilhelm aus. „Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder (Serlo) ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehen, und die Schramme auf der Stirn hat mir ſo was Widriges, ſo was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurück treten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in der Kindheit einmal einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirn gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge!“ Alſo der dunkle Nachtſchmetterling über den goldhellen Sommerfalter. — Aber Aureliens Predigen hilft nichts bei Wilhelm, der, wie alle anderen Männer,

*) S. Buch II, Kap. 4 zu Anf.; V, 5 zu Ende; V, 9.

dieſe Dinge mit ganz anderen Augen anſieht. Mehr klein als groß; eine kindlich feine zierliche Geſtalt, mit „den niedlichſten Füßchen von der Welt“, denen die kleinen Stelzpantöffelchen nur allzugut ſtehen, „eine ſchwarze Mantille über ein weißes Negligee geworfen, das eben, weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Anſehn gab“, ſo tritt ſie Wilhelmen bei ſeinem erſten Beſuche entgegen, und das Strickzeug, das ſie gelegentlich zur Hand nimmt, weniger der Beſchäftigung wegen als um ihre feinen Hände und zierlichen Finger zu zeigen, vollendet den Eindruck des häuslich Behaglichen. Im Gegenſatze zu ihren Bühnengenoſſen, zu Elmire und anderen, mäßig im Eſſen und Trinken und ſelbſt im Genuſſe von Näſchereien, „erhielt ihr Weſen dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit, daß ſie gleichſam nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlürfte“*). Am lieblichſten iſt ihre Erſcheinung im Freien, auf dem grünen Tanzplane, wo ſie ſich als die anmuthigſte Tänzerin erweiſt, und ein Maler, der es unternehmen wollte, uns ihr Bild zu malen, müßte dazu den Moment im vierten Kapitel des zweiten Buches wählen, wo ſie an dem ſonnigen Sommernachmittage in dem hohen baumbeſchatteten Graſe ſitzend den zweiten Kranz flicht, während ſie den vollen erſten ſich ſelbſt auf das Haupt gedrückt hat. „Sie ſah unglaublich reizend aus!“ mit dieſen wenigen Worten ſchildert der Dichter den Eindruck des in ihrer Erſcheinung gleichſam perſonifizirten ſonnigen Sommernachmittags. „Das gefährliche“, „das leichtfertige“, „das verwegene Mädchen“, „die zierliche Sünderin“, „die frevelhaften Reize Philinen's“ — das ſind die Ausdrücke, mit denen wir ſie von ihrem Schöpfer wiederholt bezeichnet finden. „Es läßt ſich leider nur zu gut einſehen“, meint der Dichter, „wie gefährlich Wilhelmen bei der Lage ſeines Innern, in welcher

*) S. Buch V. Kap. 16.

ihre Begegnung ihn antrifft, ein ſolches Weſen werden mußte,“*) — und wir meinen es mit ihm.

Natürlich iſt Philine in dem Roman, welchen ſie mit Wilhelm ſofort nach ihrem erſten Begegnen anſpinnt, die Hauptperſon, weil ſie die vorzugsweiſe handelnde iſt. Die ganze Art, wie ſie ihn empfängt, die verführeriſche Anmuth, welche ſie in der Friſirſcene, die geiſtreiche Heiterkeit, welche ſie bei der erſten Spazierfahrt entwickelt und bei der Rückfahrt bis zur drolligſten Ausgelaſſenheit ſteigert, die kleine Enttäuſchung, die ſie ihm am folgenden Tage durch ihre Wortbrüchigkeit bereitet, und mit der ſie ſein Verlangen nach ihrer Geſellſchaft nur noch ſteigert, die liebenswürdig offene Koketterie, mit der ſie ſodann die Gunſt ihrer Kränze und ihres Kuſſes zwiſchen Laertes und Wilhelm vertheilt — das Alles iſt ganz dazu angethan, den Ankömmling zu bezaubern, um ſo mehr, da dies Alles ohne eigentlichen Plan, ohne Berechnung geſchieht. Denn nichts iſt dieſem Weſen fremder als Berechnung und Konſequenz, oder gar heuchleriſche Verſtellung. Ihre einzige Konſequenz beſteht darin, daß ſie ihrem Charakter treu bleibt; dieſer Charakter aber iſt die Inkonſequenz, die Unberechenbarkeit ihres Thuns und Handelns. Der Mann, der ſie am beſten kennt, Laertes, ſagt von ihr: „Wenn ſie ſich etwas vornimmt oder Jemandem etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſein werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gerne, aber man muß immer bereit ſein, ihr das Geſchenkte wiederzugeben“. Sie iſt das richtige Kind, mit allen ſeinen Launen und ſeinem offenherzigen Egoismus, mit all' ſeiner auf den Augenblick geſtellten konſequenten Inkonſequenz. Laertes liebt ſie gerade deßwegen, „weil ſie keine Heuchlerin iſt“; er iſt ihr Freund, weil ſie ihm das Geſchlecht, das er zu haſſen ſo viel Urſache hat, ſo rein darſtellt.

*) S. Buch II, Kap. 5. Buch II, Kap. 10. Buch III, Kap. 4.

Sie ist ihm, wie er bekennt, „die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind alle, nur wollen sie es nicht Wort haben!“ Aller Ernst, jedes tiefere Eingehen auf einen Gegenstand ist ihrer Natur zuwider; „Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg“, ruft sie aus, als zwischen Wilhelm und Laertes ein Gespräch darüber auf's Tapet kommt, wie der Staat immer nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen wisse; „ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben, wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung, ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunternehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen“. Ob Wilhelm wohl ahnet, daß auch er selbst in den Augen der reizenden Schalkin eine Perücke aufhat, und daß sie nicht eher ruhen wird, bis sie ihm diese Perücke der selbstgefälligen Jugendstrenge gelegentlich vom Haupte genommen haben wird?

Noch widerstrebender ist ihrem Wesen, ganz im Gegensatze zu Frau Melina, jede empfindsame Naturschwärmerei, wie überhaupt jedes reflektirende Zergliedern des Vergnügens. Es ist ihr „unerträglich, sich das Vergnügen vorrechnen zu lassen, das man genießt“. „Wenn schön Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer an's schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt uns, nicht die Violine, und in ein Paar schöne schwarze Augen sehen thut einem Paar blauen Augen“ — Philine hat blaue Augen — „gar zu wohl. Was sollen dagegen Quellen und Brunnen und alte morsche Linden!“ Aber bei aller ihrer Abneigung gegen ernste Gespräche weiß sie doch auf Wilhelm's Interessen, sobald es ihr paßt, klug einzugehen, denn sie ist in hohem Grade geistreich, und ihre Einfälle und Bemerkungen, ihre Urtheile und Schlagworte, die sie gelegentlich, ohne irgend einen Werth darauf zu legen, hinwirft, sind wie ihre ganze Ausdrucksweise immer von treffender Kraft.

Ihr Verhältniß zu Wilhelm durchläuft verſchiedene Phaſen. Die erſte und anmuthigſte derſelben umfaßt die Zeit, die Wilhelm in dem Landſtädtchen zubringt, während deren ſich allmälig eine Art von Schauſpieler-Geſellſchaft unter Melina's Direktion zuſammenfindet; die zweite den Aufenthalt im Grafenſchloſſe; die dritte den abenteuerlichen Zug der wandernden Geſellſchaft, bei welchem dieſelbe überfallen und ausgeplündert wird und Wilhelm ſchwer verwundet in der Obſorge Philinen's verweilt; die vierte und letzte endlich das Wiederfinden Beider bei Serlo bis zu dem räthſelhaften Verſchwinden Philinens mit dem jungen Offizier, in welchem der getäuſchte Wilhelm ſeine verlorene Mariane zu erkennen glaubt.

In der erſten dieſer Perioden iſt Wilhelm bezaubert von der nixenhaften Anmuth ihrer Erſcheinung, und er überläßt ſich dieſem Eindrucke mit jenem Sicherheitsgefühle, das aus der nahen Erinnerung an ſeine erſte unglückliche Liebe entſpringt. Seit ihm ein grauſames Geſchick ſeine Mariane von der Seite geriſſen, hatte er ſich das Gelübde abgelegt, „das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſeinem Buſen zu verſchließen", und die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er bisher dies Gelübde beobachtet hat, kommt der verführeriſchen Schönen und ihren Anſchlägen auf ſein Herz gar ſehr zu Hülfe. „Er ging, ſagt der Dichter, wieder von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen". Natürlich! er hat ja einer Mariane in ſeinem Herzen verziehen, warum ſoll er ſtreng ſein gegen die Leichtfertigkeit, die in Philinen mit ſo viel Liebenswürdigkeit gepaart iſt, und bei der es ihm wohl wird, wie ihm lange nicht geweſen? Ihre ſorgloſe Fröhlichkeit hat etwas Anſteckendes und ihr bloßer Morgengruß vermag ihn nach widerwärtigen Eindrücken ſogleich wieder in einen heiteren Zuſtand zu verſetzen*). Selbſt das

*) S. Buch II, Kap. 11.

Zwiſchentreten Madame Melina's und ihrer Eiferſucht vermag Philinen's Verhältniß zu ihm nicht zu trüben, denn Philine kennt keine Eiferſucht und iſt ſich obenein ihrer Ueberlegenheit über die Nebenbuhlerin nur allzugut bewußt. Wie ihr die Eiferſucht fremd iſt, ſo auch jedes Gefühl des Haſſes. Was ihr zuwider iſt, begnügt ſie ſich „zum Beſten zu haben", und dies Vergnügen iſt für ſie nicht viel geringer, als das Lieben ſelbſt. Daher ihre Vorliebe für den alten Polterer, den Pedanten mit der ſteifen Perücke, deſſen Wiedererſcheinen ſie mit ſo viel Freude begrüßt*): An Frau Melina und ihrer Begeiſterungsüberſchwänglichkeit nimmt ſie denn auch gleich ihre Revanche bei dem Punſchfeſte, mit dem die Vorleſung des nationalen Ritterſchauſpiels gefeiert wird, indem ſie, ziemlich nüchtern bleibend, die Uebrigen „mit Schadenfreude zum Lärm reizt und das Feſt zum Bacchanal ausarten macht". Als darauf Melina's zudringliche Anforderungen und beleidigende Vorwürfe Wilhelmen halbwegs zu dem Entſchluſſe bringen, ſeinen Aufenthalt abzubrechen, iſt es wieder Philine, die ihn mit ihren Liebkoſungen zurückzuhalten weiß. Die Scene, in welcher dies geſchieht, jene Nachmittagsſcene auf der ſteinernen Bank vor dem Thore des Gaſthofs, in welcher ihn das verwegene Mädchen zwingt, vor den Augen der Leute die Rolle des von ſeiner jungen Frau geliebkoſten geduldigen Ehemanns zu ſpielen, iſt eine der reizendſten dieſer Epiſode. Als ihn am Ende derſelben Philine für „einen rechten Stock" und ſich für eine Thörin erklärt, daß ſie ſo viel Freundlichkeit an ihn verſchwende, iſt ſie jedoch über ſeinen Zuſtand, wie uns der Dichter alsbald verräth, ſehr im Irrthum. Denn trotz des „Widerwillens", den ihr Betragen in ihm, wie er ſich einbildet, erregt hat, ſehen wir ihn doch, „ohne recht zu wiſſen, warum", ſich von der Bank erheben, um ihr nach in's Haus zu gehen, und ſo ungern ſieht er ſich bei dieſem Gange von dem abbittenden Melina aufgehalten, ſo ſehr zieht ihn in dieſem Augenblicke eine unwiderſtehliche

*) Buch II, Kap. 7.

Neigung zu der reizenden Verführerin hinüber, daß er mit einer überraſchten Zerſtreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit dem ſchlauen Bittſteller jenes bedeutende Darlehn gewährt, gegen das er ſich bisher ſo lange geſträubt hatte. Aber — er hat die Stirnlocke der Göttin Gelegenheit zu faſſen verſäumt, und in dem Augenblicke, wo er ſie ergreifen möchte, iſt ſie ihm entſchwunden. Das Wiedererſcheinen Friedrichs tritt zwiſchen ihn und den Gegenſtand ſeiner geheimen Wünſche und erfüllt ihn mit einem Gefühle der Eiferſucht und des Unbehagens, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte, und das Auftreten des gräflichen Stallmeiſters, an dem Philine ſofort eine neue Eroberung macht, ſteigert das Widerwärtige ſeines Empfindens.

Philine iſt gerächt, aber ſie iſt weit davon entfernt, über den beiden neuen Liebhabern den bisherigen Gegenſtand ihrer Neigung aufzugeben, obſchon dieſer ſie „keines Blickes würdigt“. Das gräfliche Paar erſcheint, und ſogleich weiß ſich der Schalk nicht nur bei der Gräfin durch ihr ehrfurchtsvolles Behaben, ihr frommes Geſicht und ihre demüthigen Geberden in Gunſt zu ſetzen, ſondern zugleich auch Wilhelmen, den ſie ohne weiteres als paſſenden erſten Liebhaber der Truppe bezeichnet hat, zu bewegen, ſich derſelben von ihr vorſtellen zu laſſen. Die Gräfin iſt jung, ſchön, liebenswürdig und vor Allem eine vornehme Erſcheinung. Wilhelm iſt doppelt gefangen. Statt, wie er kurz zuvor feſt beſchloſſen hatte, abzureiſen, wird er Mitglied der Geſellſchaft. Philinen's Wunſch, ihn in ihrer Nähe zu behalten, iſt erfüllt.

Während ſich im Grafenſchloſſe Wilhelms Roman mit der Gräfin, begünſtigt durch Philine und die Baroneſſe, dieſe raffinirte Philine der vornehmen Geſellſchaft, allmälig anſpinnt, tritt Philine ſelbſt für ihn eine Zeit lang in den Hintergrund, aber ſie verliert ihn darum nicht aus den Augen. Schon vor dem Einzuge in das Schloß hat ſie ſich dort in der Gräfin und in dem Stallmeiſter zwei Beſchützer geſichert, und der letztere befreit ſie denn auch ſo-

gleich aus der ſchlimmen Lage, in welcher ſie ſich mit den Uebrigen bei ihrer Ankunft befindet, und bald fühlt ſie ſich wieder ganz in ihrem Elemente. Hier entwickelt ſie nicht ſowohl auf der Bühne als vielmehr im Leben ſelbſt ihre Schauſpielernatur. Als eigentliche Schauſpielerin lernen wir ſie überhaupt nirgends kennen, wir erfahren nur, daß ſie die Kammermädchen, wie Laertes die Liebhaber, ſpielt. Sie iſt Schauſpielerin geworden, weil dies Daſein die ihr gemäßeſte Exiſtenz war. Das Verhältniß der bürgerlichen Geſellſchaft zu den Komödianten der Zeit, in welcher unſre Dichtung ſpielt, begünſtigte die feſſelloſe Freiheit, welche Philine erſtrebte, und gab Naturen, wie ſie es war, den Muth und die Möglichkeit, ſich ganz und völlig auszuleben; umſomehr, da ſich nur allzuviel Gelegenheit fand, wahrzunehmen, wie es um die Ehrbarkeit der bürgerlichen Geſellſchaft beſchaffen war, in welcher ſich die Laertes und Narziſſe ſo zahlreicher geheimer Begünſtigungen von Seiten der Frauen dieſer ſelben Geſellſchaft zu erfreuen hatten. Sie iſt als Schauſpielerin nicht ohne Talent. Die Eigenheit, Naivität und Schicklichkeit, die ſie im Vortragen ihrer ausgelaſſenen Lieder bewährt, veranlaßt Wilhelmen einmal, ihr, wenn ſie dieſelben Eigenſchaften auf dem Theater an beſſeren Stoffen bewähre, „den allgemeinen lebhaften Beifall des Publikums“ zu verbürgen. Aber was iſt ihr das Publikum! „Es müßte eine recht angenehme Empfindung ſein, ſich am Feuer zu wärmen!“ Dieſe ſpottende Antwort iſt das Einzige, was ſie auf Wilhelm's Ermahnung zu erwiedern hat. Sie iſt eben bei einem ſchönen und ſelbſt für die Bühne glücklichen Talente ohne allen Ernſt für ihren Beruf, ohne alle und jede Illuſion auch über die Kunſt, die ſie treibt; oder vielmehr, dieſe iſt für ſie eben nur ein heiteres Handwerk, ein nothwendiges Geſchäft, das ſie nur mit ſo viel Aufmerkſamkeit verſieht, als unumgänglich nothwendig iſt, und ſo oft es eben nöthig iſt. Ihre eigentliche Kunſt iſt das Leben. Hier macht es ihre natürliche Gabe leichter Nachahmung ihr möglich, alle Rollen zu ſpie-

len, und ihr urſprünglich leichtfertiges Temperament und Betragen allen Lebenslagen anzupaſſen. Sie kann vornehm und geſetzt, ſpröde und zurückhaltend, anſtändig freimüthig und poſſenhaft ausgelaſſen, demüthig und übermüthig, kurz alles Mögliche ſein, nur nicht erhaben. Ihre Ausdrucksweiſe iſt immer natürlich, einfach ſachlich, keck und derb bis an Cynismus ſtreifend, und nur einmal wird ihre Bezeichnung poetiſch beim Anblicke der Schönheit des Knaben Felix. Sie kann ſonſt Kinder nicht leiden — ſie hat dazu ſelbſt zu viel von einem ſolchen in ſich — und nur die Schönheit von Marianens Kinde läßt ſie ihre Abneigung überwinden.

In dem Grafenſchloſſe ſehen wir ſie nun jene Virtuoſität der Umwandlung und Vielgeſtaltigkeit ihres Betragens bewähren. Dort geht ihr denn auch Alles vollkommen nach Wunſche. Die Gräfin, die von der wahren Natur dieſes reizenden Irrlichts keine Ahnung hat, beſchenkt und verzieht ſie bei jeder Gelegenheit, und ſie bleibt bei derſelben Liebeskind bis zum letzten Augenblicke. Die Baroneſſe fühlt ſich aus anderen Gründen zu ihr hingezogen. An zahlreichen neuen Verehrern fehlt es gleichfalls nicht, und da ſie ſich in einem ſo reichlichen Elemente befindet, beliebt es ihr, „auch einmal die Spröde zu ſpielen und auf eine geſchickte Weiſe ſich in einem gewiſſen vornehmen Anſehn zu üben“. Es iſt das erſtemal, daß ſie in der ſogenannten guten Geſellſchaft Vornehmer leben darf, und ihre glückliche Gabe leichter Nachahmung ſetzt ſie in Stand, dieſe Gunſt zu benutzen und ſich aus dem Umgange mit den Damen ſo viel zu merken und anzueignen, als ſich für ſie ſchickt, um alsbald „voll Lebensart und guten Betragens“ zu werden. „Kalt und fein, wie ſie war, kannte ſie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauſes, daß, wenn ſie abſichtlich hätte verfahren wollen, ſie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente ſie ſich ihres Vortheils nur, um ſich zu beluſtigen, um ſich einen guten Tag zu machen und impertinent zu ſein, wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr ge-

ſchehen konnte". Es iſt ein Etwas vom dienſtbotenhaften Kammerkätzchen in ihrer Natur, und wiederum Etwas vom Eulenſpiegel in ihrer Neigung, alle Welt zu nasführen, alle Menſchen nur als Nahrung des Luſtfeuerwerks zu verbrauchen, zu dem ſie ihr Leben ununterbrochen zu machen beſtrebt iſt. Selbſt die Liebeserklärungen, die an ſie im Schloſſe geſchehen, verwendet ſie nur dazu, um ſpäter, nachdem man daſſelbe verlaſſen, aus dem geheimen Archive ſolcher Erſcheinungen ihren Genoſſen, den Schauſpielern, eine komiſch-dramatiſche Vorſtellung zu geben, bei der ſich ihre Zuhörer „vor Lachen und Schadenfreude kaum zu laſſen wiſſen".

Man hat gefragt, warum Philine ſo eifrig befliſſen ſei, die Neigung der Gräfin zu Wilhelm zu fördern und Beider gegenſeitige Annäherung auf alle Weiſe zu begünſtigen? Zunächſt aus reiner Neigung zum mischief, zum Unheilſtiften. Die Gräfin iſt jung, ſchön, liebenswürdig und dabei leeren Herzens an der Seite eines viel älteren, wunderlichen und pedantiſchen Mannes, der obenein von einer Philine gar keine Notiz nimmt. Dafür muß er beſtraft und zugleich der Gräfin geholfen werden. Daneben iſt ihr die Förderung, welche ſie der von ihr gleich bei der erſten Begegnung bemerkten Neigung der Gräfin für Wilhelm angedeihen läßt, zugleich ein Mittel, ſich in der Gunſt derſelben feſtzuſetzen; und drittens endlich weiß ſie ſehr wohl, daß ihr Verfahren der beſte Weg iſt, ihr den Freund, den ſie keineswegs aufzugeben geſonnen iſt, wieder näher zu bringen. Der Erfolg beweiſt, daß ihr Inſtinkt — denn ſie handelt eigentlich immer aus dem Vollen und Ganzen ihrer Natur, ohne reflektirende Ueberlegung — ſie ganz richtig geleitet hat. Um Wilhelm ganz ſicher zu machen, führt ſie vor der Verkleidungsſcene, die für ihn und die Gräfin ſo verhängnißvoll werden ſoll, eine Art von ernſthafter Erklärung zwiſchen ihr und ihm herbei; denn dieſe wunderbare Chamäleonsnatur weiß, trotz ihrer Abneigung gegen allen und jeden Ernſt, doch auch, wenn es ſein muß, auf kurze Zeit die Maske des Ernſtes vorzunehmen. Wil-

helm hat der „zierlichen Sünderin“ seit dem Abenteuer der steinernen Bank, wie der Dichter uns mit entzückender Ironie berichtet, „mit entschiedener Verachtung begegnet“ und den festen Entschluß gefaßt, „keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu machen“*). Sie wirft ihm jetzt „auf eine angenehme Art sein Betragen vor, mit dem er sie bisher gequält habe“. Mit einer gewissen anständigen Freimüthigkeit, in der sie sich auf dem Schlosse geübt hat, weiß sie ihn nicht nur zur Höflichkeit gegen sie zu nöthigen, sondern ihn auch auf's Neue für sich einzunehmen. Sie schilt und beschuldigt sich selbst, und gesteht, daß sie sonst wohl seine Begegnung verdient habe. Sie macht ihm die aufrichtigste Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nennt, und schließt mit dem Bekenntniß: „daß sie sich selbst verachten müßte, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern und sich seiner Freundschaft werth zu machen“.

Der gutmüthige Wilhelm ist entwaffnet. Der Dichter macht dabei die Bemerkung: „Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, obgleich sie nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermüthige Natur sie hinreißt“. So wundervoll richtig diese Bemerkung ist, so wenig möchte ich sie doch auf einen Charakter wie Philine passend und anwendbar finden. Philine hat nicht die allerentfernteste Neigung, von ihrem Wege zurückzutreten, noch weniger den Willen dazu. Ja, sie kann ihn eben ihrer übermüthigen Natur wegen gar nicht haben. Die Person der Bereuenden, die sie jetzt spielt, ist nichts als eine Rolle, und ich möchte wetten, daß sie sich niemals mehr in ihrer Kraft genießt, als gerade in diesem Augenblicke, wo sie es mit vollem Bewußtsein darauf anlegt, den tugendhaften Wilhelm für seine stockartige Sprödigkeit, die er ihr als steinerner Mann auf der steinernen Bank

*) S. Buch III. Kap. 3 zu Ende.

bewieſen und an deren Ehrlichkeit die erfahrne Menſchenkennerin nie geglaubt hat, dadurch zu beſtrafen, daß ſie den ſpröden Tugendhelden in eine Liebesintrigue verſtricken hilft, die ihn hart an die Grenzen des Ehebruchs führt, und bei der es weder ihre Schuld noch ſein Verdienſt iſt, wenn der keuſche Joſeph Wilhelm aus derſelben mit einem blauen Auge davonkommt. — Es iſt dies einer der Beweiſe, daß ſelbſt der größte Dichter ſich gelegentlich in dem Charakter der Geſtalten irren kann, die er doch ſelber geſchaffen hat.

3.

Die bunten aufgeregten Tage des Schloßlebens ſind vorübergerauſcht. Aber die trüben Gedanken über das ſchnelle Dahinſchwinden der Zeit und die Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge, denen Laertes nachhängt, ſind nichts für die ewig heitere Philine. Der öde leere Saal, an deſſen Fenſter ſtehend Laertes ihr ſeine triſten Betrachtungen mittheilt, erinnert ſie gleich daran, wie gut ſich's in dem freien Raume tanzen läßt, und ſingend zieht ſie den ernſthaften Freund zu einem Tanze in den Saal. „Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorüberzieht, fröhlich und zierlich verehren!“ Sie iſt in der That die treuſte Verehrerin der helleniſchen Gottheit, mit der wir ſie oben ſelbſt verglichen. Jetzt, wo ſie auf dem bevorſtehenden Wanderzuge der Geſellſchaft Wilhelm wieder für ſich allein zu haben Ausſicht hat, iſt ihr ganzes Beſtreben darauf gerichtet, dieſe günſtige Gelegenheit zu benutzen. Frau Melina hat ſich Wilhelms Koffer zu Nutze gemacht, Herr Melina ſich ſogar ſeines Geldes bemächtigt, um es ſicher zu verpacken. Philine bietet ſeiner Habe Platz in ihrem Koffer und ſorgt überhaupt auf alle Weiſe für den von allen Anderen ausgebeuteten Freund, der wie Shakſpeare's Prinz Heinz, dem er ſich ſelbſt nicht ohne wohlgefälligen Selbſtbetrug insgeheim vergleicht, mit der ſehr zweifelhaften Geſellſchaft

weiter abenteuert. Alle Welt iſt guter Dinge, denn man hat im Schloſſe gute Ernte gehalten, und Wilhelm iſt es nicht am wenigſten. Er ſieht ſich offenbar vom Glücke begünſtigt, denn ſelbſt ſeine Thorheiten ſind ihm zu Erfolgen ausgeſchlagen. Die Freigebigkeit der Schloßherrſchaft hat ſeine Kaſſe gefüllter gemacht als ſie an dem Tage war, wo er Philinen den erſten Strauß überreichte. Er ſieht die Verlegenheit gegenüber ſeinem väterlichen Geſchäftshauſe glücklich beſeitigt, er fühlt ſich gehoben durch die vornehmen und gebildeten Lebenskreiſe, in denen zu weilen und thätig zu ſein ihm vergönnt geweſen, durch den Erwerb, den er ſeinem künſtleriſchen Talente zu ſchulden glaubt, durch die Gunſt der Großen, die er erfahren, durch die Neigung der ſchönen Gräfin, „von deren Lippen er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen“, durch die Shakſpeare'ſche Dichtung endlich, die ihm den Einblick in eine neue Welt eröffnet hat. Durch ſeine Freigebigkeit hat er ſich das Recht erworben, mit ſeiner ſchauſpieleriſchen Umgebung auf Prinz Harry's Manier umzugehen, und kommt bald ſelbſt in den Geſchmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Und Philine? „Sie lauert in der Unordnung dieſer Lebensart dem ſpröden Helden auf, für den ſein guter Genius Sorge tragen möge“. „Sie ſtellt ſich ganz bezaubert“ über die romantiſch bühnenhafte Maskerade, mit der er ſich für die bevorſtehende Reiſe auch äußerlich ſeinem Shakſpeare'ſchen Vorbilde anzuähnlichen ſucht, und empfiehlt ſich ſeiner unſchuldigen Eitelkeit nicht übel dadurch, daß ſie ſich ſeine ſchönen Haare ausbittet, die er, um dem natürlichen Ideale deſto näher zu kommen, unbarmherzig abgeſchnitten hat.

Aber die komödiantiſche Romantik des abenteuerlichen bewaffneten Zuges ſchlägt in die ſehr ernſthafte eines Räuberanfalles um, der die ihrer ganzen Habe beraubte Geſellſchaft aus allen ihren Himmeln und Wilhelm mit zwei tüchtigen Wunden auf's Siechenlager wirft. Hier nun zeigt ſich Philine in einer neuen Geſtalt, als barmherzige Samariterin. In ihrem Schooße liegend, iſt ihr

liebevoll über ihn hingeneigtes Geſicht das Erſte, was ihm beim Erwachen aus der Ohnmacht entgegenblickt. Sie hat in der Eile mit ihrem Halstuch ſeine Wunden zu verbinden, das Blut mit Schwamm und Moos zu ſtillen geſucht, und ihm in ihren Armen, ſo gut ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Sie allein iſt mit dem treuen Kinde Mignon bei ihm geblieben, als Alles entfloh, und es iſt nicht ganz recht von Wilhelm, daß er bei ſeinem Erwachen nur für die ſchöne Geſtalt der vornehmen Amazone in dem ſtattlichen Reitkleide Augen hat und die arme, neben derſelben ſtehende Philine als ein niedriges Weſen betrachtet, das ſich dieſer edlen Natur nicht nahen, noch weniger „die gnädige Dame“, deren Hand ſie dankend küßt, berühren ſollte! Philine läßt ſich durch das ekſtatiſche Behaben des Freundes indeß nicht in ihrem Bemühen um den Verwundeten abhalten. Ihre kluge Vorſorglichkeit hindert ihn, ſich in ſeiner thörichten Großmuth von ſeinen letzten Geldmitteln zu entblößen, indem er die mit den undankbarſten Vorwürfen auf ihn eindringende Geſellſchaft der ausgeraubten Schauſpieler befriedigen möchte. Sie bleibt auf ihrem Koffer, der ſeine Baarſchaft enthält, ſitzen, klappert mit den Schlüſſeln, um die Anderen zu ärgern, und knackt Nüſſe auf, um den tobenden und jammernden Genoſſen ihre ſouveräne Gleichgültigkeit zu bezeugen. Das ſo eben erfahrene widerwärtige Begegniß iſt ihr eben auch nichts mehr als eine Nuß, wenn auch eine etwas harte. Aber ſie hat gute Zähne und der Kern der Nuß iſt ſüß genug, um die Mühe des Aufknackens zu lohnen: es iſt die Gelegenheit, den Gegenſtand ihrer Neigung jetzt ganz allein für ſich zu haben. Der Gott Kairos bleibt ſeiner treuen Verehrerin hold.

In dem Pfarrhauſe, wo ſie ſich mit dem verwundeten Freunde einquartiert, den ſie für ihren Gatten auszugeben paſſend findet, iſt ſie bald ebenſo heimiſch und befreundet, wie ſie es auf dem Grafenſchloſſe geweſen war. Immer luſtig, immer zu ſchenken bereit, Jedem nach dem Sinne zu reden wiſſend und dabei doch immer thuend,

was ſie will, iſt die Schmeichlerin in kurzer Zeit der Liebling der ganzen Familie. Nur mit Wilhelm hat ſie anfangs einen harten Stand. Er will durchaus nicht zugeben, daß ſie als ſeine Wärterin bei ihm bleibe. Er will ſeine Verbindlichkeiten gegen ſie nicht noch vermehrt ſehen, da er nichts habe, womit er ihr vergelten könne, was ſie für ihn gethan. Er will ſie mit einem Geſchenke entlaſſen, weil ihre Gegenwart ihn mehr beunruhige, als ſie glaube. Ihre Erwiederung auf ſein für ſie ſo wenig ſchmeichelhaftes Andringen enthält den Schlüſſel zu ihrem ganzen Weſen und namentlich zu der Art ihrer Neigung überhaupt. „Sie lachte ihm in's Geſicht", — heißt es — „als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer, was dir gut iſt; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?" — Goethe hat dies ſpäter ein freches Wort genannt, aber auch zugleich bekannt, „daß dies freche Wort ihm recht aus dem innerſten Herzen geſprochen ſei". Es iſt die wunderbare Anwendung jenes Spinoziſtiſchen Satzes, daß, wer Gott recht liebe, nicht verlangen müſſe, daß dieſer ihn wieder liebe, und zugleich die Formel des Ausdrucks für jene Uneigennützigkeit in Allem, vorzugsweiſe aber in Liebe und Freundſchaft, von der der Dichter des Wilhelm Meiſter in ſeinen Lebensbekenntniſſen ſagt, daß ſie ſtets ſeine höchſte Luſt, ſeine Maxime, ſeine Ausübung geweſen ſei. Ein Strahl von der Sonne dieſer Uneigennützigkeit iſt es denn auch, durch welchen der Dichter eine der liebſten, wenn auch der gewagteſten ſeiner Geſtalten, die durch ihren Leichtſinn ſo tauſendfachen Anſtoß gebende Philine verklärt hat. Sie iſt nach dieſer Seite hin ein ächtes Kind ſeines Geiſtes und Blutes, Fleiſch von ſeinem Fleiſche, Bein von ſeinem Bein, während der wahre Grund der Liebe des Dichters zu ihr doch wieder in dem Gegenſatze liegt, den ihre vogelfreie Leichtfertigkeit

zu seinem Ernste, ihr Leichtsinn zu seiner Besonnenheit, ihre unendliche Genußsucht zu seiner Entsagungsfähigkeit bilden; denn er selbst hat es uns gesagt: „Die innigsten Verbindungen folgen immer nur aus dem Entgegengesetzten“ *).

Philine bleibt und fährt fort, für den geliebten Kranken zu sorgen. Die bei jenem Räuberanfalle gleichfalls verwundete Mignon ist nicht im Stande, sich um den Freund zu bemühen und muß zu ihrem großen Leidwesen den besten Theil der Wartung und Pflege desselben „der angenehmen Sünderin“ überlassen, die sich dafür um so thätiger und aufmerksamer erweist. Sie bringt Tag und Nacht, ohne aus den Kleidern zu kommen, in seiner Nähe, an seinem Bette zu, und nichts gleicht der anmuthigen Schilderung, welche bei dieser Gelegenheit der Dichter von ihrer Erscheinung entwirft, als Wilhelm eines Morgens beim Erwachen die treue Wärterin eingeschlafen findet. Philine, heißt es, lag quer über den vorderen Theil des weitläuftigen Gast- und Ehrenbettes hingestreckt, welches die Pfarrersfamilie dem wunden Manne zum Lager angewiesen hatte. Sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu sein; ein Buch war ihr aus der Hand gefallen. Sie war zurück und mit dem Kopfe nah an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize; eine kindische lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte“. Diese kindische lächelnde Ruhe, die das Gesicht der Schlafenden umschwebt, drückt Philinens Wesen besser aus, als ein ganzer Kommentar es zu thun vermöchte. Goethe sagt einmal an einem anderen Orte, daß es die Anmuth sei, welche uns mit frühzeitiger Schalkheit versöhne, wenn die Jugend ihr Uebergewicht empfinde und benutze, um kindliche Zwecke zu erreichen und kindische Bedürfnisse zu befriedigen. Dies ist der Zauberschleier, welcher Philinens Wesen in seine mil-

*) S. Dicht. u. Wahrh., B. XIV. (Th. 26, S. 291. Ausg. letzter Hand 1829.)

dernden Falten hüllt. Es ist die kindliche Anmuth, welche ihren Hauptreiz bildet, die selbst dem an sich Widerwärtigen bei ihr seinen verletzenden Stachel nimmt. Gerade in dieser anmuthig selbstgewissen Sicherheit, wie nur ein Kind sie hat, liegt zugleich auch das unwiderstehlich Bestrickende und Verführerische ihres Wesens, für welches Wilhelms ganzes Empfinden und Verhalten zu ihr der vortrefflichste Gradmesser ist. Er fühlt instinktiv die Gefahr, die ihm von der „anmuthigen Sünderin" droht und der er bisher nur durch eine Reihe glücklicher Umstände entgangen ist, und eben deßhalb dringt er auf's Neue darauf, daß sie sich entferne. In dem Streite, welcher sich darüber zwischen ihnen entspinnt, verläßt sie zum erstenmale ihr unzerstörbarer Gleichmuth; indeß nur wenige Augenblicke und sie ist wieder ganz die alte. Aber sie thut ihm diesmal den Willen. Des anderen Morgens ist sie abgereist, ohne Abschied — Philine nimmt niemals Abschied. „Im Nebenzimmer hatte sie Alles, was ihm gehörte, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein". Der Dichter setzt indessen hinzu: daß Mignon ihm die Lücke bald wieder ausfüllte. — Ganz? Hand auf's Herz, wir glauben es nicht.

4.

Philine ist zu Serlo gegangen und hat einstweilen bei dessen Truppe ein Unterkommen gefunden. Hier findet sie Wilhelm, der nach seiner Genesung denselben Weg genommen hat. Sein erstauntes: „Wie! muß ich Sie hier sehen!" mit welchem er ihren Gruß erwiedert, kann unmöglich ernsthaft gemeint sein, denn er kann unmöglich vergessen haben, daß Philine ja gerade auf sein Anrathen zu Serlo gegangen ist, und wir vermuthen stark, daß eine geheime Freude, der reizenden Schönen wieder zu begegnen, seinem Erstaunen zum Grunde liegt.

Die kluge Philine hat inzwiſchen nicht verfehlt, in der neuen Umgebung bereits ihre Stellung zu nehmen. Sie empfängt den Freund in Gegenwart Serlo's „mit einem beſcheidenen, geſetzten Weſen, rühmt Serlo's Güte, der ſie ohne ihr Verdienſt, blos in Hoffnung, daß ſie ſich bilden werde, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen habe, und hält ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm in den Schranken einer ehrerbietigen Entfernung". Die Verſtellung dauert aber nicht länger, als die Anweſenheit Serlo's und ſeiner Schweſter bei ihrem Wiederſehn mit Wilhelm es nöthig macht. Kaum haben ſie ſich entfernt, ſo wirft ſie auch ſchon — „nachdem ſie erſt recht genau an den Thüren geſehen, ob Beide auch gewiß fort ſeien" — die Maske ab. „Sie hüpfte wie thöricht in der Stube herum, ſetzte ſich auf die Erde und wollte vor Lachen und Kichern erſticken. Dann ſprang ſie auf, ſchmeichelte unſerem Freunde und freute ſich über alle Maßen, daß ſie ſo klug geweſen, vorauszugehen, das Terrain zu rekognosciren und ſich einzuniſten. Sie giebt ihm Bericht über Aurelie und deren unglückliche Liebe, über Serlo's zahlreiche Attachements, auf deren Liſte ſie auch bereits ſteht, und zuletzt über ſich ſelbſt, über Philine „die Erznärrin", wie ſie ſich in ihrem ausgelaſſenen Humor ſelbſt nennt. Denn dieſe Erznärrin iſt — ſie ſchwört, daß es wahr, und betheuert, daß es ein rechter Spaß ſei — in Wilhelm verliebt! Das iſt ihr ſelber humoriſtiſch. Und wenn nun gar Wilhelm ſich, wie ſie ihn dringend bittet, in Aurelie verlieben wollte, dann, meint ſie, werde die Hetze erſt recht angehen. „Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir, und Serlo mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt", — ruft ſie aus — „ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft". „Eine Luſt auf ein halbes Jahr!" das iſt eine Ewigkeit für ein Weſen wie Philine, und man kann es begreifen, wie ſie bei einer ſolchen Ausſicht förmlich in Wonne ſchwimmt. Und dazu noch die Luſt, alle Welt über ſich

zu täuschen und zum Besten zu haben, nur den einzigen Wilhelm nicht, bei dem sie dessen, wie sie einsieht, gar nicht bedarf. Ihn in ihrer Nähe zu behalten, ist jetzt ihr nächster Zweck, und sie ist es denn auch vorzugsweise, die ihn von dem Vorsatze, seine bisherige Gesellschaft zu verlassen, zurück und thatsächlich auf das Theater bringt. Als sie diesen ihren Zweck erreicht sieht, endigt ihr Interesse an Wilhelms künstlerischen Bestrebungen. Die langen Hamletgespräche, die sie anhören, die ausführlichen Vorbereitungen zur Aufführung, an denen sie Theil nehmen muß, sind ihr sträflich langweilig. „Niemand wird froher sein, als ich", ruft sie aus, „wenn das Stück morgen gespielt ist, so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von einer Sache reden hören, wobei doch nichts weiter herauskommt, als eine Theatervorstellung, die wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnamen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte etwas auszusetzen; ja, wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können". Philine ist in Theatersachen eine unerbittliche Realistin, und Wilhelm selbst hat später zu erfahren*), daß sie es nicht mit Unrecht ist. Hamlet, Ophelia, der Geist, und Wilhelms tiefsinnige Erläuterungen über Charaktere und Komposition des Shakspeare'schen Meisterwerks, — das Alles ist ihr so gleichgültig wie die Wolken des vergangenen Jahrs. Das Einzige, was sie interessirt und worauf sie sich freut, ist ihre Rolle, die Rolle der Herzogin in dem kleinen Zwischenspiele, die man ihr zugetheilt hat. „Das will ich so natürlich machen", ruft sie aus, „wie man in der Geschwindigkeit einen Zweiten heiratet, nachdem man den Ersten ganz außerordentlich geliebt hat! Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben und jeder Mann soll wünschen, der Dritte zu sein". Die Art endlich, wie sie die Gewissenhaf-

*) S. Buch V, Kap. 15. (Thl. XIX, S. 230–231 d. Ausg. letzter Hand).

tigkeit Wilhelms, der durchaus des großen Dichters Werk ganz und unverstümmelt aufgeführt wissen will, durch die vorwurfsvolle Bemerkung verspottet, daß er trotz dieser Gewissenhaftigkeit, im Widerspruche mit sich selbst, „den schönsten Gedanken des ganzen Stücks" gestrichen habe, setzt ihrer waghalsigen Leichtfertigkeit die Krone auf, während das entzückende Lied von der schönsten Hälfte des Lebens uns die zürnende Lippe mit seinem Kusse verschließt. Mag immerhin Wilhelm jenen Vorwurf nicht verstehen, Philine weiß dafür zu sorgen, daß er von der Berechtigung ihres Urtheils thatsächlich überzeugt werde.

Nachdem ihr dies gelungen, verschwindet sie auf's Neue, um nicht wieder zu erscheinen. Ihr Abgang vom Theater ist aber keineswegs so unbedeutend, wie er anfangs Allen erscheint. Bei all' ihrem neckisch koboldartigen Wesen hat sie doch eigentlich durch ihre Klugheit und Unterhaltungsgabe, ihre Geduld, mit der sie Heftigkeiten zu ertragen, ihre Schmeichelei, mit der sie Widerstreben auszugleichen versteht, eine Art von Bindungsmittel für das Ganze der Gesellschaft gebildet, und ihr Verlust macht sich bald genug für Alle fühlbar. Nicht am wenigsten für Wilhelm, der später selbst gestehen muß, daß er den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte. Ihre schließliche Verbindung mit dem blonden Friedrich, dem jungen herumstreichenden Bruder Nataliens, ist das natürliche Ende ihrer Laufbahn. In unseren Tagen würde sie einen apanagirten Prinzen geheiratet haben, für die damalige Zeit mußte sie sich mit einem reichen jungen Edelmanne begnügen. Daß sie bei der allgemeinen Zusammenkunft am Schlusse der Dichtung ausbleibt, ist eben so in ihrem Charakter. Sie mag sich in einem Zustande nicht sehen lassen, den sie an Frau Melina so leichtfertig verspottet hat. Der Dichter läßt sie in den Wanderjahren als fanatische Virtuosin der Zuschneidekunst mit nach Amerika ziehen. Ihm war die schöpferische Kraft ausgegangen, deren es bedurft hätte, das Wagniß einer solchen

Geſtalt weiter fortzuſetzen. Keine ſeiner Frauengeſtalten paßt weniger für das Yankeethum jenſeits des Ozeans mit ſeiner allem heiteren Lebensſpiele feindſeligen Atmoſphäre von Lebensernſt und Arbeitsproſa, als dieſes Kind des europäiſchen achtzehnten Jahrhunderts und ſeiner verführeriſchen Sündenblüthe. Viel weniger würde es wundern, der „Gräfin" Philine in den Salons der großen Welt von Paris zu begegnen, und ſie dort in den Jahren, wo ſie nicht mehr ſelbſt Liebesromane ſpielen kann oder mag, dergleichen anſtiftend und begünſtigend zu finden. Ich habe dafür ihr eignes Zeugniß. Denn als ſie während ihres letzten Aufenthaltes bei Serlo's Truppe deſſen Verhältniß zu der ſchönen herangewachſenen Elmire begünſtigt, thut ſie es mit dem bezeichnenden Ausſpruche: „Man muß ſich bei Zeiten auf's Kuppeln legen; es bleibt uns doch nichts übrig, wenn wir alt werden".

Aber Gottlob, Philine wird nicht alt, oder vielmehr: wir ſehen ſie nicht alt werden. Es iſt ein proſaiſches, unkünſtleriſches Verlangen, Weiteres von dieſem luftigleichten Weſen erfahren zu wollen, als was der Dichter uns in den Lehrjahren offenbart hat. Der ganze Gedanke der Wanderjahre als Fortſetzung der Lehrjahre war überhaupt ein Fehlgriff, den Goethe gebüßt hat. — Blicken wir lieber noch einmal zurück, und ſuchen wir am Schluſſe das Bild Philinens in ſeiner Geſammtheit zu faſſen, wie es ſich aus dem kryſtallklaren Spiegel der Dichtung, gleich der lockenden Nixe aus der Fluth, zu uns emporhebt. Ich finde dafür keine glücklicheren Worte, als jene „Wechſel" überſchriebenen Zeilen in Goethe's Gedichten, die wir getroſt Philinen als Selbſtſchilderung in den Mund legen dürfen:

„Auf Kieſeln am Bache da lieg ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und bubleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt.
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweite, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl ich die Freuden der wechſelnden Luſt!"

Aurelie.

Aurelie.

Es iſt als ob Goethe ſich vorgeſetzt hätte, in ſeiner Romandichtung alle Haupttypen weiblicher Charaktere, wie ſie Beruf und Leben des Schauſpielers darbieten, in den vier Frauengeſtalten auszuprägen, welche ſeinem Wilhelm auf dem Wanderzuge durch ſein gelobtes Land der Bühne begegnen.

Die jugendliche Liebhaberin, ganz Herz und Gefühl, weltunkundige Unbehülflichkeit und kindlich unſchuldiger Leichtſinn, gewinnt und feſſelt in Marianen ſeine erſte überſchwängliche Jugendliebe; Frau Melina, die ſtets pathetiſche, jugendlich mütterliche Heldin und Anſtandsdame, die bewußte und kluge „Anempfinderin", voll reflektirter Sentimentalität, aber ohne ſinnliche Leidenſchaft, weiß ihn für ſich einzunehmen durch die auf Achtung gegründete Theilnahme und Freundſchaft, die ſie ihm mit einer Andeutung von tieferer Herzensneigung entgegenbringt; Philine, das Ideal einer Soubrette im Leben wie auf der Bühne, reizt durch den „frevelhaften" Zauber ihres Weſens ſeine Sinnlichkeit ebenſo unaufhörlich und unwiderſtehlich, als ihn gelegentlich die ſchrankenlos ſelbſtherrliche, jeden Zügels der Sitte und Moral mit Bewußtſein und Genuß ſpottende Freiheit ihres Betragens abſtößt; Aurelie endlich, die tragiſche Heldin, die fleiſchgewordene Ophelia und Orſina, die ſich aus dem theilweiſe ſelbſtverſchuldeten Unglück ihres eignen Lebens einen Kultus gemacht hat, erwählt ihn zu ihrem Vertrauten.

Aurelie ist überaus scharfsichtig — das Unglück schärft den Blick des Menschen viel mehr als das Glück, wenn auch keineswegs zu seinem Vortheile — und so erkennt sie denn auch tiefer als alle anderen Personen auf den ersten Blick Wilhelms wahres Wesen, das ihm Hingebung an fremdes Interesse, innige Theilnahme für Andere und aufopfernde Bereitwilligkeit zur Bethätigung derselben, als Pflicht, ja als Nothwendigkeit erscheinen läßt. Ehe acht Tage vergehen, trägt er als ihr Vertrauter die Bürde ihres Geschicks. Mariane, Frau Melina, Philine haben eigentlich keine Geschichte, die hinter der Zeit liegt, in welcher sie in der Dichtung vor uns auftreten. Aurelie hat eine solche und nur eine solche; sie hat ein Schicksal, das sich vollzogen hat, ehe wir sie auftreten sehen. Ihr Erscheinen in der Dichtung ist nur das letzte Aufflackern der niedergebrannten Kerze, der Schluß eines Prozesses tragischer Selbstzerstörung — tragisch, weil Unglück und Schuld sich in ihrem Schicksale vereinen, weil etwas Stylvolles in demselben ist. —

Aurelie ist ein Schauspielerkind. Das Unglück hat an ihrer Wiege gestanden, sie hat keine Jugend gehabt. Von einem rohen, harten, gewissenlosen Vater nach dem frühzeitigen Tode der Mutter, einer Tante zur Erziehung überliefert, „die es sich zum Gesetze machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten", hat sie schon als Kind mit dem reinen deutlichen Blicke der Unschuld in die Abgründe des Lasters geschaut und nicht nur ihr eigenes, sondern auch das männliche Geschlecht von der niedrigsten und schlechtesten Seite kennen gelernt und den sonst der Jugend so natürlichen Glauben an das Gute in der Menschennatur bereits in einem Alter verloren, das sonst eben durch seine idealen Illusionen so glücklich zu sein bestimmt ist. Sie wird Schauspielerin und erringt Erfolge, die sie einen Augenblick lang über sich hinausheben, sie mit dem höchsten Begriffe von sich selbst und ihrem Berufe, von der Bühne herab zu ihrer Nation zu sprechen, erfüllen. Aber auch dieses Glück ist von kurzer Dauer. Ihr allzufrüh entwickelter Ver-

ſtand hat ihr die Fülle ihres Herzens geraubt, die überſcharfe Einſicht in die Schwäche und Schlechtigkeit der Menſchen um ſie her hat ihr jene Dunkelheit und Unſchuld des Gemüths entzogen, welche nach ihrem eigenen Ausdrucke die ſchöne Hülle über der jungen Knospe des werdenden Künſtlers iſt, jene liebevolle Gläubigkeit, die ſich der Künſtler nicht lange genug bewahren kann. Aureliens Menſchenkenntniß iſt eine Blume, die im Treibhauſe vorzeitig aus der Knospe getrieben wurde. Das iſt das Unglück ihres Lebens von Anfang an. Ihr Wort: „Gewiß, es iſt gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten," erfüllt ſich an ihr in umgekehrtem Sinne. Sie kennt die nur allzugut, für die ſie als Künſtlerin arbeitet. Allzugutes Kennen aber iſt immer ein fehlerhaftes, es macht ungerecht, wie allzuſcharf ſchartig macht. Aurelie iſt der vollkommenſte Gegenſatz zu Wilhelm, deſſen liebevolles Herz den Menſchen kennt, ohne die Menſchen im Einzelnen, die er alle als ſeines Gleichen betrachtet und ehrt, zu verſtehen und zu begreifen. Sie kennt die Menſchen, aber nicht den Menſchen; ſie blickt den Perſonen, die ſie umgeben, bis in's Innerſte, aber ihr eigenes Innere bleibt ihr verborgen. Ihre Menſchenkenntniß wird zur vorzugsweiſen Erkenntniß der Thorheiten und Schwächen, der ſchlechten Neigungen und Albernheiten der Menſchen, zumal der Männer. Da ſie den Verkehr mit ihnen nicht vermeiden kann, nimmt ſie ſich vor, ſie „auszulauern", und um dem Abſcheu zu entgehen, den ſie ihr zu erregen drohen, gewöhnt ſie ſich, dieſelben zu ihrer Unterhaltung auszubeuten. Der Gewinn eines ſolchen hypochondriſch ungerechten Verhaltens zu den Menſchen, in welchem obenein ihr Bruder, der kalte Egoiſt Serlo, ſie beſtärkt, iſt ein trauriger: allgemeine Menſchenverachtung, die den eigenen Werth in ungenügender Selbſtſucht aufzehrt. Als ſie endlich durch die Liebe belehrt zur Einſicht in ihre Ungerechtigkeit gelangt, iſt es zu ſpät.

Aurelie hat ſich ohne Neigung von ihrem Bruder mit einem achtungswerthen Manne verheiraten laſſen, weil es dem egoiſti-

ſchen Serlo bequem war, in ſeinem Schwager einen tüchtigen und treuen Verwalter des äußerlich geſchäftlichen Theils ſeiner Theaterdirektion zu haben. Sie hat ſich aufgegeben und nicht nur auf Liebesglück und Befriedigung ihres Herzens, ſondern auch auf ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung in Betreff ihres Berufs und der Ausübung ihrer Kunſt verzichtet. So lebt ſie in handwerksmäßiger Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit ohne Freude und Antheil ihre Tage hin. Ihre Ehe bleibt kinderlos und währt nur kurze Zeit. Da plötzlich, in dem Augenblicke, wo die tödtliche Erkrankung ihres Gatten ihre allgemeine Gleichgültigkeit durch die Sorge für ihn unterbricht, tritt ein Mann in ihren Geſichtskreis, wie ſie ihn nicht für möglich gehalten, der alle ihre perſönlichen Erfahrungen über den Haufen wirft, das ganze Gebäude ihrer Menſchenkenntniß umſtürzt — Lothario. Mit ſeiner Bekanntſchaft beginnt für ſie ein neues Leben.

Man mag die Schilderung, die ſie von dieſem Manne und von ihrem Verhältniſſe zu ihm entwirft, in dem Gedichte ſelbſt nachleſen*). Sie endet mit den Worten: „Er nahm an den kleinſten Umſtänden meiner Verhältniſſe Theil; inniger, vollkommner iſt keine Einigkeit zu denken. Der Name Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging".

Aber es kam eine Zeit, wo ſeinem Gehen kein Wiederkommen folgte. Die Sonne des neuen Lebens iſt der Armen nur aufgegangen, um durch die Erinnerung an den kurzen Einblick in ein ungeahntes Paradies voll Licht und Liebe, ſie das öde Dunkel, in welches die Verlaſſene mit dem Verſchwinden des geliebten Mannes verſinkt, in verdoppelter Furchtbarkeit empfinden zu laſſen. Aurelie fühlt ſich grenzenlos elend. Es iſt, als wenn jene Strophe des Goethe'ſchen Gedichts, in welchem der Dichter die Leiden eines ähnlichen Gemüths geſchildert hat, eigens auf ſie gedichtet wären, jenes ergreifende:

*) S. Buch IV, Kap. 16.

Aber abſeits, wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.
Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Auch Aurelien iſt der Balſam zu Gift geworden; auch ſie hat ſich Menſchenhaß getrunken aus der Fülle der Liebe, der eignen, grenzenloſen, hoffenden und hoffend ſich ſelbſt täuſchenden Liebe. Der Schlüſſel zu dem Zuſtande ihres Innern, in welchem ſie wenig mehr als drei Jahre nach dem Verſchwinden Lothario's Wilhelm antrifft, liegt in den Worten des leidenſchaftlichen Bekenntniſſes, mit welchem ſie gegen denſelben ihre Eröffnungen über ſich beginnt: „O wäre, wäre ich verführt, überraſcht und dann verlaſſen, dann würde in der Verzweiflung noch Troſt ſein; aber ich bin weit ſchlimmer daran, ich habe mich ſelbſt hintergangen, mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen, das iſt's, was ich mir niemals verzeihen kann!" Die kluge Philine irrt ſich in dem, was ſie Wilhelmen über Aureliens „Liebeshandel" mit Lothario und dem „Andenken", das er ihr in dem goldlockigen Knaben Felix hinterlaſſen, berichtet. — Felix iſt nicht Aureliens Kind, auch dieſer Troſt, dieſer letzte Halt, an den ſich ihr Herz klammern könnte, iſt ihr verſagt. Ihr iſt Nichts geblieben, als ſie ſelbſt, und ſie ſelbſt fühlt ſich vernichtigt. Der Mann, den ſie liebte, der ihr ihr Selbſt — nicht wiedergab, ſondern zuerſt gab, der Freund, der dem umwölkten Blick öffnete über die tauſend Quellen neben der Dur-

ſtenden in der Wüſte ihres Lebens, über die Würde ihres Berufes, über den Werth ihrer Nation und der Menſchheit — er war nur ihr Freund, er liebte ſie nicht. Und ſie, ſie wußte es und betrog ſich ſelbſt wider ihr beſſeres Wiſſen, gab ſich dem, der die Gabe nicht erbat, und hinterging ſich ſelbſt mit offenen Augen, indem ſie etwas erſtrebte, deſſen Gewinnung ſie ſelbſt als eine Unmöglichkeit erkannt hatte. Warum als Unmöglichkeit? War etwa ihre Liebe nicht ächt, nicht wahr und tief? Gewiß, ſie war es. Dieſem unſeligen Weſen war die Fähigkeit zur Liebe trotz ihres Lebensganges, trotz der krankhaften Entwicklung ihres Innern und ihrer Welt- und Lebensanſchauung geblieben; aber ſie hatte die Fähigkeit verloren, Liebe zu erwecken. „Ach! ſie war nicht liebenswürdig wenn ſie liebte, und das iſt das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann!“ ſagt Lothario von ihr. Er bekennt, daß ſein Betragen gegen ſie Tadel verdiente, daß er Unrecht gethan, als er ſeine Freundſchaft zu ihr mit dem Gefühl der Liebe verwechſelte, daß er an die Stelle der Achtung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängte, die ſie weder erregen noch erhalten konnte. Aber er kann es nicht beklagen, daß er ſich ihr von einer Thereſe entführen ließ, „mit der er ein heiteres Leben hoffen durfte, während bei jener auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war“.

Das iſt es! Aurelie iſt eine reichbegabte Natur. Mit einem künſtleriſchen Talente erſten Ranges verbindet ſie kluge Umſicht, Ordnungsliebe, Thätigkeit und Fleiß im praktiſchen Leben, vereint ſie Scharfſinn im Auffaſſen, Verſtändniß und Intereſſe für das Schöne und Edle in Dichtung und Kunſt, Gewiſſenhaftigkeit, Berufstreue und aufopfernder Unterordnung unter die Wünſche, Neigungen und Bedürfniſſe eines Bruders, der nicht einmal ihrem Herzen nahe ſteht, und deſſen tiefe Selbſtſucht ſie durchſchaut; ſie erwirbt und verdient unſere Hochachtung, aber — ſie iſt nicht liebenswürdig. Sie iſt der abſolute Gegenſatz zu Philine, die niemals achtungswerth, aber immer liebenswürdig erſcheint. Die blonde

blauäugige Philine ist ein Sonntagskind, sie möchte ihr ganzes Leben zu einem einzigen sonnenheiteren Sonntage machen; die dunkellockige Aurelie sieht mit ihren schwarzen Augen, aus denen uns zuweilen ein Feuerstrahl beginnender Geistesstörung unheimlich anblitzt, in dem ihrigen nur eine Passionszeit, einen immerwährenden Charfreitag ohne Auferstehungsostern. Ihr Widerwille gegen Philine bricht daher gleich bei der ersten Begegnung hervor und nimmt mit jedem Tage zu; es ist ihr beinahe unmöglich, ein freundliches, höfliches Wort mit ihr zu reden, und sie möchte sie am liebsten ganz los sein. Daß Wilhelm einem solchen „Geschöpfe" auch nur irgend eine freundliche Beachtung schenken, daß er sogar ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen mag, daß er ihr selbst Dank schuldig zu sein bekennt, kränkt sie auf's Aeußerste. „O, ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen seid ihr werth!" ruft sie ihm zu. Aber Wilhelm ist für Aurelie eben ein Kind an Menschenkenntniß, und da er ein Mann ist, weiß sie, daß er schwach ist gegen den verlockenden Zauber einer anschmiegenden Philine. „Alle wie Einer, Einer wie Alle!" und — die scharfsehende Kennerin der menschlichen Schwächen behält schließlich Recht!

Kehren wir noch einmal zurück zu dem ersten Auftreten Aureliens in der Dichtung, und ihrem Begegnen mit Wilhelm. Gleich am ersten Tage schließen seine Ansichten über Hamlet und Ophelia ihr das Herz auf. Gezwungen von ihrem „unbarmherzigen Bruder", vor der sie umgebenden Gesellschaft ihr Herz, ihr Innerstes zu verschließen, ihre Seelenleiden unter der Maske gleichgültiger Freundlichkeit zu verbergen, strömt ihr ganzes Wesen einem Menschen entgegen, der ihr endlich die Aussicht auf theilnehmendes Verständniß bietet. Bisher hatte sie sich mit ihren Schmerzen im Stillen unterhalten, in ihnen sogar Stärke und Trost gefunden; jetzt fühlt sie sich schwach, da sie einen Freund gefunden hat, der sie um ihr Vertrauen bittet, den sie Theil nehmen lassen kann an dem Kampfe, den sie gegen sich selbst streitet,

und der in dem Umgange mit ihr und in dem Vertrauen, das auch er ihr widmet, „die höchste Zufriedenheit findet“.

Bald jedoch kann er sich nicht verhehlen, daß er hier einer Natur gegenüber steht, deren selbstquälerische Hypochondrie und fortdauernde leidenschaftliche Ueberspanntheit jede Aussicht auf Heilung ihrer Wunden, auf Herstellung eines beruhigten Zustandes vereiteln. Es kommen Scenen, in denen ihn „der entsetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zustand seiner neuen Freundin“ auf das Aeußerste peinigt und ihn die Foltern ihrer unglücklichen Anspannung bis zu fieberhafter Qual mitempfinden läßt. Aurelie ist die personifizirte „Aufgespanntheit“. Alle Personen ihrer Umgebung leiden unter ihrer Unruhe und Sonderbarkeit, selbst das Kind, der Knabe Felix, den ihr die alte Barbara zugeführt und dessen sie sich mit Leidenschaft angenommen hat, weil sie durch seine Gegenwart eine Linderung ihrer Leiden hoffte, ist davon nicht ausgenommen; denn sie entfremdet ihn sich mit ihrer lehrhaften, pedantisch strengen Erziehungsweise, und er zieht ihr, trotz ihrer Liebe und Sorge für ihn, die alte Barbara vor. Die unglückliche Frau ist eben „nicht liebenswürdig, wenn sie liebt“, selbst nicht für Kinder. Die Bitterkeit ihres Wesens durchdringt all' ihr Thun und Reden, und da sie eben so viel, als Philine wenig zu sprechen liebt, so stört und verstimmt diese Bitterkeit jede Unterhaltung, da sie selbst bei den allgemeinsten Gegenständen derselben immer nur ihre persönlichen Beziehungen und Abneigungen im Auge behält. Sie versagt ihre Theilnahme an dem gemeinsamen vorlesenden Durchgehen der berühmtesten französischen Schauspiele, „weil sie die französische Sprache von ganzer Seele haßt“, und sie haßt dieselbe, weil ihr treuloser Lothario ihr Briefe in dieser „perfiden“ Sprache geschrieben. So ergreift sie mit einer Art selbstquälerischer Wollust vorsätzlich jede Gelegenheit, welche sich zur Erneuerung ihrer leidenschaftlichen Empfindungen darbietet, und sogar ihr Beruf als tragische Schauspielerin kommt ihr dabei unglücklicher Weise nur allzu sehr zu Hülfe. So lange

ſie glücklich war, ſpielte ſie als liebevolle Künſtlerin; ſeit ſie unglücklich iſt, ſpielt ſie nichts als ſich ſelbſt und ihr Unglück. Und weil ſie es mit Bewußtſein thut, weil ſie weiß, daß ſie nicht mehr, wie früher, das Reſultat ihres denkenden Studiums, ihrer ſorgfältigen Vorbereitung dem Publikum bietet, ſondern daß ſie ſelbſt hingeriſſen, ſelbſt verwirrt durch die dunklen, heftigen, unbeſtimmten Anklänge ihres Innern die Zuſchauer zur Rührung bewegt, zur Bewunderung hinreißt, die die Schmerzenstöne der Unglücklichen für Spiel halten, ſo wird ihr ſogar der Beifall, den ſie erringt, zur herzzerreißenden Qual.

Vergebens ſucht Wilhelm ihren Blick auf die Lebensgüter zu richten, die ihr geblieben ſind. Ihre Jugend, ihre Geſtalt, ihre Geſundheit, ihr Talent, ihr Geiſt, das alles, die ganze Welt um ſie her, iſt ihr nichts, iſt ihr nur dazu da, um es ſelbſtzerſtörend dem Einen hinterdreinzuwerfen, das ſie verloren hat; und da ihr obenein jede Anlage zur Nährung religiöſer Geſinnungen fehlt, ſo iſt ihr damit das einzige Heilmittel verſagt, das ſich in ſolchen krankhaften Zuſtänden, wie die ihrigen, vorzugsweiſe als lindernd und hilfreich zu erweiſen pflegt. Sie kann nicht hinaus über den bohrenden Gedanken: warum ihr, gerade ihr, geſchehen iſt, was ihr widerfahren, über das fürchterliche „es hätte nicht ſein ſollen!“ Sie will keinen Troſt, ſie ſtößt jeden Verſuch eines ſolchen von ſich, weil ihre Verzweiflung ihr als einziger Troſt erſcheint. Solche Charaktere ſind zum Unglück geboren. Nur der Wahnſinn oder der Tod vermögen ſie aus ihrer Selbſtverſtrickung zu erlöſen. Aurelie iſt beiden nahe; die Dolchſcene und die Selbſtmordgedanken beweiſen es.

Ihr Bruder Serlo, der ſchlaue Egoiſt, hat indeſſen ganz andere Gedanken. Er glaubt eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelm und Aurelie zu entdecken, und wünſcht nichts ſehnlicher, als daß dieſelbe ernſthaft werden möchte, weil er an Wilhelm, wie an dem erſten Manne Aureliens, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden hofft, dem er nach und nach den ganzen mechaniſchen Theil der

Theaterwirthſchaft aufbürden könne. Seine Winke und Andeutungen, die Wilhelmen um ſo läſtiger werden, als ſein Herz gerade in dieſer Zeit durch die täuſchende Hoffnung, ſeine Mariane wiederzufinden, insgeheim vollauf beſchäftigt iſt, vermehren das Unbehagen des Zuſtandes, und bringen Wilhelm dem Entſchluſſe immer näher, ſeine Verbindung mit der Geſellſchaft zu löſen und das Theater überhaupt aufzugeben. Was ihn zurückhält, iſt ſeine Theilnahme für die unglückliche Aurelie, deren Zuſtand immer bedenklicher wird.

Aurelie hat ohne Zweifel eine Neigung für Wilhelm gefaßt. Das Vertrauen, welches ſie ihm geſchenkt und das er mit dem ſeinigen erwiedert hat, die Gemeinſamkeit der Sorgen und Mühen, zu denen ihre beiderſeitige Thätigkeit für Serlo's und ſeiner Geſellſchaft Intereſſe ſie verbindet, haben ihre Zuneigung zu dem Freunde, bei dem ſie allein Verſtändniß und Mitgefühl gefunden, geſteigert. Aber auch dieſer Balſam antheilvoller Freundſchaft wird der Unglücklichen zu Gift. Denn ſie iſt ſcharfſichtig genug, um zu erkennen, daß ſein Herz ihr nicht gehört, ſein Antheil an ihr nicht über das Mitleid mit ihrem Geſchick und das Beklagen ihres unglücklichen Naturells hinausgeht. Dieſe Erkenntniß erhöht ihr Unglück. Dazu kommt noch ein anderer Umſtand. Weil ſie nämlich des Freundes innerſtes Weſen in ſeiner Unſchuld und Schönheit tiefer als alle Anderen begreift, wird es ihr ſelber in jedem Augenblicke ein nagender Vorwurf, weil es ſo ganz der Gegenſatz zu dem ihrigen iſt, und weil ſeine ſchonende Milde, ſeine Liebe und ſein Vertrauen zu den Menſchen, ſeine Hingebung an die Intereſſen Anderer, ſeine Begeiſterungsfähigkeit für die Idee, für das Allgemeine, ihr das Gegentheil von dem allen in ihrem eignen Weſen und Thun täglich in einem klaren Spiegelbilde vor Augen ſtellen. Die Gewißheit, daß ſie mit ihrem Weſen auch auf ihn nach und nach quälend und peinigend wirkt, daß die Ausbrüche ihrer ſelbſtquäleriſchen Hypochondrie auch dieſen liebevollen Freund zu ermüden beginnen, vollenden ihre Verzweiflung. Aurelie wird durch Wilhelms Erſcheinen

noch weit unglücklicher, als ſie es vor demſelben war. Die Möglichkeit, welche ihr Wilhelms geduldige Freundſchaft bot, nach jahrelangem Schweigen jetzt allen ihren Herzensjammer und ihre Selbſtanklagen, ihren Unmuth und ihre Verzweiflung täglich ausſprechen, alle ihre Wunden immer wieder aufreißen, ihre leidenſchaftlichen Empfindungen erneuern zu können, gewährt ihr nicht nur keine Erleichterung, — denn Naturen wie Aurelie wollen keine ſolche, ja haſſen ſie ſogar, weil ſie auf ihr Unglück ſtolz ſind — ſondern ſteigert nur ihren fieberhaften Zuſtand, bis derſelbe endlich auch körperlich zum „überſpringenden Fieber“ wird.

Ihr Bruder, der niemals gewohnt geweſen war, mit ſeiner Schweſter glimpflich umzugehen, wird nur um ſo bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunimmt und je mehr ſie bei ihren leidenſchaftlichen Launen Schonung verdient hätte. Eine Roheit, die er ſich gegen ſie nach der Aufführung von Leſſing's Emilia Galotti zu Schulden kommen läßt, giebt ihr den letzten Stoß. Noch einmal hat ſie in ihrer Lieblingsrolle, in der Rolle der Orſina, „alle Schleuſen ihres individuellen Kummers aufgezogen und dadurch eine Darſtellung geliefert, wie ſie ſich kein Dichter in dem erſten Feuer der Erfindung hätte denken können“. Ein unmäßiger Beifall des Publikums belohnt die ſchmerzlichen Anſtrengungen der Unglücklichen; aber ihr Bruder, entrüſtet über dieſe „Entblößung ihres innerſten Herzens“ vor den Augen des Publikums, überhäuft die nach beendigter Vorſtellung halb ohnmächtig in einem Seſſel Liegende mit den heftigſten Vorwürfen. Seine undankbare Unmenſchlichkeit bricht ihr das Herz. Sie ſucht und ſie findet den Tod, indem ſie ihre Krankheit abſichtlich verſchlimmert.

Das Verdikt, welches der Abbé über ihren Tod ausſpricht, lautet auf freventliche Selbſtzerſtörung. Wir müſſen es beſtätigen; aber dennoch können wir der Unglücklichen unſer inniges Mitleid, ihrem Geſchicke die tiefſte Theilnahme nicht verſagen. Es giebt Menſchen, in denen früh „ein Etwas zerbrochen“ iſt, wie die tief-

sinnige Rahel einmal von sich selbst sagt, und die in Folge dessen bei den schönsten Anlagen, bei der reichsten Begabung nicht zum fröhlichen Wachsthum, zur glücklichen Entwicklung ihres Wesens gelangen können. Rahel selbst war und erkannte sich als eine solche Natur, und eben darum war ihr die Gestalt der Goetheschen Aurelie, wie sie selbst es in mehr als einer Stelle ihrer Briefe ausspricht, so verwandt, fühlte sie für dieselbe eine so innige Theilnahme und die höchste Bewunderung für den Dichter, der diese Gestalt hatte schaffen können. „Wenn er auch Alles, selbst Aurelien, erfunden hat", ruft sie einmal in einem Briefe an einen Freund aus, — „die Reden von ihr hat er einmal gehört. Entweder man denkt so etwas als Frau, oder man hört's von einer Frau; zu erfinden ist das nicht. Alles andere Menschenmögliche gesteh' ich ihm zu; das weiß ich aber als Ich". Kann es einen höheren Ausdruck der Bewunderung dieser Gestalt des Dichters geben, als diese Behauptung aus dem Munde einer Frau, der an Tiefe des Verständnisses für die Schöpfungen unseres größten Dichters sehr wenige Männer gleich kommen!

Ich habe Aureliens Schicksal ein tragisches genannt, und es ist ein solches nach jener Definition, welche ihre Doppelgängerin in der Wirklichkeit von diesem Begriffe in den erschütternden Worten giebt: „Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen; was keine Klugheit, keine Weisheit vernichten noch vermeiden kann; wohin uns unsere innerste Natur treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und hält — wenn dies uns zerstört und wir mit der Frage sitzen bleiben: Warum mir das? warum ich dazu gemacht? und wenn aller Geist und alle Kraft nur dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen, oder — sich über sie zu zerstreuen".

Sich über sie zu zerstreuen! Das gerade war es, was der Aurelie der Dichtung nicht wie der Aurelie der Wirklichkeit möglich war, und an dieser Unmöglichkeit mußte sie untergehen.

Lydie.

Lydie.

Die Frauengeſtalten der Dichtung, mit denen wir uns bisher beſchäftigt haben, gehörten ſämmtlich einem und demſelben Lebenskreiſe an. Sie ſind Schauſpielerinnen, in gewiſſem Sinne Paria's der Geſellſchaft, ohne Haus und Heerd, ohne Familie und Heimath, ohne feſte Wurzeln in dem Boden der bürgerlichen Geſellſchaft; aber ſie haben trotz alledem, oder vielmehr gerade dadurch, etwas voraus vor den Mädchen und Frauen der letzteren. Sie haben einen Lebensberuf, in welchem ſie für ihre Exiſtenz thätig zu ſein gezwungen ſind, ſie ſind Arbeiterinnen und die Arbeit iſt es, welche eine freie und ſelbſtſtändige Entwicklung der Perſönlichkeit und des Charakters begünſtigt. Dies iſt der Grund, weshalb der Dichter ſeinen Wilhelm, den er zum Menſchen in der vollen Bedeutung des Wortes zu bilden beabſichtigt, gerade dieſe „Schule der Frauen“ am Anfange ſeiner Laufbahn durchmachen läßt.

Denn ſo gewiß der welterfahrne Jarno Recht hat, wenn er in der leidenſchaftlichen Schilderung, welche Wilhelm nach dem Aufgeben ſeines Bühnenlebens von dem Charakter der Schauſpieler entwirft, nicht ſowohl ein Gemälde dieſer beſonderen Menſchenklaſſe, als vielmehr der Welt und der Menſchen überhaupt zu erblicken meint*), weil bei dem Schauſpieler alle üblen Eigenſchaften, alle Fehler und ſchlimmen Gewohnheiten des Menſchen, die aus

*) Buch VII, Kap. 3.

dem Selbſtbetruge, aus der Begierde zu gefallen und aus der Neigung zum Scheinenwollen entſpringen, eben ſeines Berufes wegen nur um ſo deutlicher, konzentrirter und gleichſam naiver hervortreten: ſo gewiß gilt dies, und zwar wo möglich noch in erhöhtem Grade, von den Frauen dieſes Lebensberufes, durch deren Schule der Dichter ſeinen Helden zu führen für gut befunden hat. Wilhelm hat ſeine „Lehrjahre“ nach dieſer Seite hin mit bedeutendem Gewinne für ſeine Kenntniß des weiblichen Herzens durchgemacht. Die Erfahrungen, welche ihm in dieſer Sphäre zu ſammeln möglich war, wäre ihm in dem geordneten bürgerlichen Leben zu machen unmöglich geweſen. Alle dieſe Frauen, die liebevoll ſich hingebende Mariane, die pedantiſch überſchwängliche Frau Melina, die leichtfertige Gauklerin Philine, die leidenſchaftlich überſpannte Aurelie, ſie ſind ganze, ungebrochene Naturen, die ſich zeigen wie ſie ſind, mit Allem was ſie ſind, im Guten wie im Schlimmen. Man möchte ſagen, daß ſie zuſammen alle weſentlichen Eigenſchaften des ganzen Geſchlechts erſchöpfend darſtellen, und zwar mit einer Freiheit darſtellen, wie ſie nur in ihrer Lebensatmoſphäre möglich und für den Beobachter ertragbar iſt. Sie haben zugleich das Gemeinſame, daß ſie intereſſant ſind — wenn auch nach den verſchiedenſten Seiten hin, — intereſſant nicht ſowohl durch ihre poſitiven Eigenſchaften, als durch ihre Fehler und Mängel! Denn heißt es nicht bei dem perſiſchen Dichter:

„Ein Schatten nur, ganz ohne Weſen wäre,
Wer vor dem Herrn in aller Reine ſtünde.
Lebendig iſt die Sünde nur im Leben,
Das Leben, es beſtehet in der Sünde.“

Und in der That, wer wollte leugnen, daß in den beiden bedeutendſten Frauengeſtalten, denen wir im weiteren Lebensgange Wilhelms begegnen, in den Geſtalten Thereſens und zumal Nataliens, trotz aller vom Dichter bei ihrer Schilderung aufgewendeten Mühe, doch ein gewiſſes körperloſes Etwas vorherrſcht, welches dieſelben, im

Vergleich zu den bisher betrachteten lebensvollen Frauengestalten fast schattenhaft erscheinen läßt, und daß die reine dünne Luft, in der wir bei ihnen athmen, zuweilen die Brust beengt und das Athmen erschwert? Der Unterschied liegt in der künstlerischen Behandlung. Jene Frauengestalten der Schauspielerwelt gleichen Gemälden, in denen die volle Kraft der Farbe Leben und Wirkung erhöht, während die Bilder Nataliens und Theresens nur wie Handzeichnungen anmuthen, deren Umrissen, so rein und edel sie sind, doch die lebengebende koloristische Ausführung fehlt. Diese Frauen lernen wir überwiegend nur aus Schilderungen und Urtheilen Anderer, oder gar des Dichters selbst kennen, und wo sie sich selbst schildern, da thun sie es weniger durch handelnde Bethätigung ihres Wesens, als durch Selbstbekenntnisse und reflektirendes Erzählen ihres Lebensganges und ihrer Eigenschaften. Gesicherte Lebensverhältnisse, wohlgeleitete Erziehung, feste Formen, bevorzugte äußere Stellung innerhalb einer privilegirten Gesellschaft, haben ihnen von Anfang an schützend, aber auch zugleich beschränkend zur Seite gestanden, haben sie vor anstößigen Verirrungen und Ausschreitungen bewahrt, aber auch ein freies Sichausleben ihrer Natur gehindert. Und wenn wir von der grundsatz- und sittenlosen, stets zu neuen Intriguen aufgelegten Baronesse, der Freundin Jarno's auf dem Grafenschlosse absehen, deren Gestalt der Dichter nur mit wenigen Strichen hingeworfen hat, so bleibt nur in Lydia noch eine Spur von jener derberen Pinselführung übrig, die wir bei den Frauen des ersten Theils der Dichtung angewendet finden.

Lydie gehört nicht durch ihre Geburt zu der Gesellschaft, in welcher wir sie finden. Sie ist „arm und nicht von Stande", sie ist keine „geborene", wie sich damals der Jargon der bevorzugten Klassen auszudrücken liebte. Wir erfahren überhaupt nichts von ihren Eltern, ihrer Herkunft. Die Laune einer vornehmen und reichen Weltdame, der angeblichen Mutter Theresens, hat das „artige Mädchen, das gleich in seiner Jugend reizend zu werden

verſprach", bei zufälliger Begegnung der dunklen Hilfloſigkeit entriſſen und in das Haus genommen und ſie mit der Tochter des Hauſes erziehen laſſen, um an ihr ſpäter eine „Geſellſchafterin", das heißt in dieſem Falle eine dienſtbereite Gehülfin und Vermittlerin bei den zahlreichen Intriguen und Liebeshändeln zu haben, denen ſich die genußſüchtige, unbeſtändige, eitle und kokette Dame zu überlaſſen geneigt und gewohnt iſt. Lydia's erſte Schule iſt das Liebhabertheater ihrer Beſchützerin. Wie auf der Bühne, wird ſie bald auch in der Wirklichkeit die Vertraute ihrer Herrin, und lernt als ſolche auch ſelbſt ſehr früh die Leidenſchaft kennen, die ſie von ihrer erſten Jugend an ſo oft dargeſtellt hat. Als ſodann ihre Beſchützerin, nach vorher gepflogener Uebereinkunft mit ihrem Gatten, der ſeine Gemahlin zu ſchonen Urſache hat, ſich auf Reiſen begiebt, wird Lydia ihre Begleiterin auf derſelben, und vollendet dabei ihre Erziehung, indem ſie „aus dem Grunde verdorben wird". Vertrautenſtellungen ſolcher Art, wie ſie bei ihrer Beſchützerin eingenommen hat, ſind ſelten von langer Dauer; ſie währen meiſt nur ſo lange, als die Verhältniſſe dem gebietenden Theile die Nothwendigkeit auferlegen, den Dienenden zu ſchonen.

So war es auch mit Lydien. Als jene Nothwendigkeit aufhörte, ſah ſie ſich von der herzloſen Frau grauſam verſtoßen und ihrem Schickſale überlaſſen. Ein günſtiger Zufall kommt ihr indeß zu Hülfe. Eine wohlgeſinnte, reichbegüterte Dame der Nachbarſchaft, in deren Hauſe auch bereits Thereſe Aufnahme gefunden hat, nimmt die Verſtoßene zu ſich. Sie ſoll und will der Erſteren wirthſchaftlich an die Hand gehen, aber ſie vermag es nicht. Zu keiner ernſten Thätigkeit erzogen, für keinen Lebensberuf vorbereitet, hat ſie von ihrer bisherigen Herrin nur gelernt, „Leidenſchaften als ihre Beſtimmung anzuſehen, und ſich in Nichts zu mäßigen".

Mädchen wie Lydie ſind die Abenteuerer in der Sphäre der höheren weiblichen Geſellſchaft. Geburt und Erziehung, Lebensgewohnheiten und Schickſale weiſen ſie darauf hin, ſich immer auf's

Neue in Liebesverhältniſſe zu verwickeln, die ebenſo ihrem Herzen Bedürfniß, ja das Hauptbedürfniß ſind, als ſie ihnen zugleich das einzige Mittel bieten, ſich im Leben eine Stellung zu gewinnen. Nicht als ob dieſe letztere Berechnung ihr Benehmen mit Bewußtſein leitete. Im Gegentheil iſt es vielmehr oft nur das Bedürfniß nach ſogenannten „Emotionen", das ſie hinreißt, zumal wenn ſie, wie Lydie, ſich gewöhnt haben, dieſe leidenſchaftlichen Erregungen als ihre Beſtimmung anzuſehen. Sie leben und weben fortwährend in einer Atmoſphäre von ſentimentaler Sinnlichkeit und ſinnlicher Sentimentalität und geben ſich jeder Aufwallung ihres Herzens um ſo maßloſer hin, als ſie niemals über den nächſten Augenblick hinausſehen und hinausdenken, ſtets an die ewige Dauer ihrer Empfindungen und der Empfindungen Anderer für ſie glauben, und überhaupt keiner anderen Theilnahme an wirklichen Intereſſen fähig ſind.

Lydia iſt der richtige Typus dieſer Art von Frauen. Sie iſt die perſonifizirte Einſeitigkeit des ſentimentalen Egoismus. Dieſes Weltkind im ſchärfſten Sinne des Worts iſt ohne alle und jede anderweitigen Intereſſen, die ganze Welt um ſie her hat für ſie nur inſofern eine Bedeutung, als ihr augenblickliches Liebesverhältniß von den Menſchen und Dingen berührt wird. Und nicht nur alle inhaltsvollen Bereiche und Verhältniſſe des Lebens und ſeiner mannigfaltigen Berufe und Pflichten ſind ihr verſchloſſen; auch vom Guten und Sittlichen als einer Lebensregel, als einer Diät der Seele hat ſie gar keinen Begriff, ſondern ſie ſieht in demſelben lediglich eine Arznei, die man in Fällen der Noth mit Widerwillen zu ſich nimmt, um einen augenblicklichen unangenehmen Zuſtand zu erleichtern. So lange der Liebhaber treu bleibt, ſind Romane und Schauſpiele ihr Leben; bewölkt ſich der Himmel, ſo verlangt es ſie nach geiſtlichen Erbauungsbüchern, an denen ſie dann ſchließlich, wenn nicht günſtige Umſtände und die leitende Hand eines ſtarken, verſtändigen Mannes, wie Jarno, ſie auf den Weg des Ernſtes führen ſollte, im Alter hangen bleiben dürfte.

Bei ihrem Auftreten in der Dichtung finden wir ſie auf Lothario's Schloſſe, wohin ihre romanhafte Excentrizität ſie geführt hat, in einer ſehr bedenklichen Stellung. Sie hat den jungen Baron im Hauſe ihrer letzten Beſchützerin kennen gelernt. Ihre Reize — denn Frauen dieſer Art beſitzen für die groſse Mehrzahl der Männer durch ihre ganze Art zu ſein, durch die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen einen unwiderſtehlichen Reiz — haben den impreſſionablen Mann angezogen, und obſchon ſie ſehr wohl bemerkt, daſs es eigentlich Thereſe iſt, auf die er ſein Augenmerk gerichtet hat, und obſchon ſie einſehen muſs, daſs ſie ſelbſt, „arm und nicht von Stande, an keine Heirath mit ihm denken darf", ſo kann ſie doch der Wonne nicht widerſtehen, zu reizen und gereizt zu werden. Mädchen dieſer Art ſind eben ſo gefährlich für die Männer, als für ihr eignes Glück, weil ſie ſich immer über jene wie über ſich ſelbſt verblenden, ſtets Alles zu ihrem Vortheil und nach ihren geheimen Wünſchen auslegen, und in jeder, ſelbſt der unbedeutendſten Aufmerkſamkeit das Zeichen einer Liebesleidenſchaft erblicken. Lydie befindet ſich Lothario gegenüber in dieſem Falle, und iſt ſofort entſchloſſen, „um jeden Preis die Seinige zu werden". Als ſie ſpäter ſein Verlöbniſs mit Thereſe erfährt, glaubt ſie anfangs „Unmögliches zu vernehmen", und als ihr dann Gewiſsheit wird, überwältigt ihre Leidenſchaft ſie dermaſsen, daſs ſie den kaum gefundenen ſichern Zufluchtsort, das Haus ihrer Beſchützerin, heimlich verläſst, ohne daſs die Zurückbleibenden erfahren, wohin ſie ſich verloren hat.

Sie bleibt jedoch in der Nachbarſchaft, weil ſie es nicht über ſich gewinnen kann, den Schauplatz ihrer zerſtörten Hoffnungen zu verlaſſen. Kaum erfährt ſie dort, daſs die Heirath ihres Geliebten mit Thereſen nicht vollzogen, die Verbindung vielmehr aus unbekannten Gründen völlig gelöſt worden iſt, als ſie auch ſchon Alles daran ſetzt, ſich Lothario wieder zu nähern, der „mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueber-

legung ihren Wünſchen begegnet". — So berichtet der Dichter den Verlauf; anders aber erzählt ihn Lydie ſelbſt in ihren Mittheilungen gegen Wilhelm, den ſie, ohne ihn eigentlich zu kennen, gleich bei der erſten Begegnung zu ihrem Vertrauten macht. Sie giebt ſehr deutlich zu verſtehen, daß eigentlich Lothario's wachſende Neigung zu ihr die Urſache ſeiner Trennung von ſeiner Verlobten geweſen ſein dürfte, und daß ſie ihn nur „nicht zurückgeſtoßen habe, als er auf einmal ſie ſtatt Thereſen zu wählen ſchien". Das Folgende ihrer Erzählung iſt zu charakteriſtiſch für ihr ganzes Weſen, für ihre Neigung, ſich ſelbſt zu täuſchen, und ihre unüberlegte Leidenſchaft, um es nicht mit ihren eigenen Worten hier einzuſchalten. „Thereſe betrug ſich gegen mich, wie ich es nicht beſſer wünſchen konnte, ob es gleich beinahe ſcheinen mußte, als hätte ich ihr einen ſo werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tauſend Thränen und Schmerzen hat mich dieſe Liebe ſchon gekoſtet! Erſt ſahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verſtohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in ſeiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsſchlag. Einſt verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg und überraſchte ihn hier" (auf ſeinem Schloſſe). „Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieſer unglückſelige Handel" (Lothario's Verwundung im Duell) „dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich ein himmliſches Leben geführt".

Man kann ſagen, daß hier jedes Wort eine Selbſttäuſchung und vom Selbſtbetruge eingegeben iſt. Sie hat keine Ahnung von der Unüberlegtheit und Uebereilung, ja von dem Verletzenden ihres Betragens und ihres Handelns. Die Heftigkeit und Aufrichtigkeit ihrer Liebe verblendet ſie völlig über die Stimmung und Verlegenheit, in welche ihr letzter Schritt Lothario nothwendig verſetzen muß. Ebenſowenig hat ſie eine Ahnung von der Lage oder von den eigentlichen Neigungen und Bedürfniſſen, Abſichten und

Lebensplänen des Mannes, den ſie ſo leidenſchaftlich liebt, oder zu lieben glaubt. Was kümmert es ſie, daß Lothario ſich in ziemlich zerrütteten ökonomiſchen Verhältniſſen befindet, daß ſein Amerikaniſcher Feldzug ſeine Güter mit Schulden belaſtet, daß er ſich darüber mit ſeinem Großoheim entzweit hat, der ihm durch eine reiche Frau zu helfen gedenkt, und daß er ſelbſt vor allen Dingen eine haushälteriſche, wie Thereſe, braucht und haben möchte, die fähig iſt, ihn in ſeinen Plänen zu unterſtützen, ſeine Abſichten zu fördern. Für eine Lydia ſind alle dieſe realen Verhältniſſe nicht vorhanden, ſie kennt, ſie verſteht ſie nicht; für ſie iſt der Mann nichts als ein „Liebhaber", und ſie hat mit ihren Empfindungen und Emotionen viel zu viel zu thun, um an die Proſa ſolcher Nothwendigkeiten auch nur denken zu können. Ihr ganzes Weſen iſt vom erſten bis zum letzten Augenblicke ihres Auftretens in der Dichtung eine unabläſſige Aufregung. Sie weint und ſchluchzt mehr als alle Frauen im ganzen Wilhelm Meiſter zuſammengenommen, und auch an Verzweiflungsausbrüchen und Ohnmachten fehlt es nicht. Ihre „ſtürmiſche Sorgfalt", ihre „unbezwingliche Angſt", ihre „nie verſiegenden Thränen", mit denen ſie den kranken Lothario „quält", ſind jedoch nicht ſowohl ihr ſelbſt, als vielmehr dem Gegenſtande ihrer Liebe gefährlich. Sie iſt keine Aurelie, und es iſt nicht zu fürchten, daß ſie ſich mit ihrer Leidenſchaftlichkeit aufreibe. Dazu fehlt ihr Aureliens Tiefe und vor Allem jedes eigne Schuldbewußtſein. Ihre Leidenſchaftlichkeit iſt die eines verzogenen Kindes, ſie ſelbſt, wie Jarno ſie richtig bezeichnet, „ein Kind", und, wie er hofft, ein erziehbares Kind. In dieſer ihrer Kindesnatur und Unbewußtheit liegt ein großer Theil des Reizes, den ſie auf die Männer ausübt; „die ſüße, die reizende Lydie" nennt ſie Friedrich. Bei ihr iſt wie bei einem Kinde ewiger Wechſel von Regen und Sonnenſchein, ſie iſt die richtige in einem weiblichen Weſen verkörperte Aprilnatur.

So gelingt es denn auch Jarno nicht allzuſchwer, die von

Lotharie Verlaſſene über den Verluſt ihres letzten geliebten Herzensſpielzeugs zu beruhigen und ſogar durch das Anerbieten ſeiner Hand zu tröſten. Der kaltverſtändige, lebenserfahrene, illuſionsloſe ältere Mann übernimmt die Aufgabe, die ihm dadurch zu Theil wird, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Gegenſätze ſich am beſten ergänzen. „Charaktere wie Wilhelm, wie Lotharie können", wie Schiller in ſeinen brieflichen Aeußerungen über mehrere Geſtalten des Meiſter bemerkt, „nur glücklich ſein durch die Verbindung mit einem harmonirenden Weſen; ein Menſch wie Jarno dahingegen kann es nur mit einem contraſtirenden werden. Dieſer muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterſcheiden haben", und dazu wird ihm Lydie vollauf Gelegenheit geben. Für ihn iſt, wie er ſelbſt am Schluſſe bekennt, „nichts ſchätzbarer, als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt". In dieſer Fähigkeit ſieht er den eigentlichen Werth von Lydiens Natur. „Ob ein ſolches Herz geliebt habe? ob es noch liebe, darauf kommt es", wie er hinzuſetzt, „nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, iſt mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt". Er verhehlt nicht, daß er ein Wageſtück unternehme, indem er Lydien an ſein Leben knüpfe; aber er ſetzt hinzu, daß das letztere „unter einer gewiſſen Bedingung" geſchehe. Welches dieſe Bedingung ſei, in die Lydie gewilligt, erfahren wir nicht. Aber wir werden ſchwerlich irren, wenn wir annehmen, daß damit Lydiens Einwilligung gemeint ſei: mit ihrem Gatten Europa zu verlaſſen und jenſeits des Oceans, in Amerika, ein neues Leben für tüchtige geregelte Thätigkeit und verſtändige Pflichterfüllung an ſeiner Seite und unter ſeiner Leitung zu beginnen.

Thereſe.

Therese.

Lydie iſt die einzige unter allen Frauengeſtalten des Wilhelm Meiſter, mit welcher der Held der Dichtung in kein perſönliches Verhältniß der Freundſchaft oder der Liebesneigung kommt. Der einzige Bezug, in den er zu ihr tritt, iſt der, daß er ſich dazu verwenden läßt, die unbequeme Geliebte Lotharios durch ein täuſchendes Vorgeben von dem Krankenlager ihres Freundes fort und zu Thereſen zu führen, oder vielmehr zu entführen: eine Handlung, die ihm außer dem Zorne und Haſſe der Betrogenen, nichts weiter als ein Stück Selbſterkenntniß in der Wahrnehmung einträgt, wie bald er ſich mit dem Widerwillen gegen den ihm ertheilten Auftrag abzufinden vermag, als durch denſelben plötzlich die Hoffnung in ihm erweckt wird, die verehrte und geliebte Geſtalt ſeiner „Amazone“ bei dieſer Gelegenheit wiederzuſehen! „Er hielt nunmehr“, wie der Dichter mit unvergleichlich anmuthiger Ironie es ausdrückt, „den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt“.

Es iſt bedeutungsvoll, daß gerade Lydie es ſein muß, durch welche Wilhelm zu einem weiblichen Weſen hingeführt wird, deſſen ganzer Charakter den vollkommenſten Gegenſatz zu dem Charakter

Lydiens darſtellt, und daß gerade die Frau, welche allein von allen, ohne den geringſten Eindruck auf ihn zu machen, in Berührung mit ihm kommt, ihn derjenigen zuführen muß, welche ihm bald als das Ziel ſeiner Wünſche zu erſcheinen beſtimmt iſt.

Thereſens Geſchichte liegt wieder zum größten Theile außerhalb der Dichtung. Ueber ihrer Herkunft ruht ein Geheimniß. Die Gattin ihres Vaters, dieſelbe Frau, welche wir als die erſte Beſchützerin Lydiens kennen gelernt haben, iſt nicht ihre Mutter, obſchon ſie nach einem geheimen Uebereinkommen beider Gatten vor der Welt und dem Geſetze dafür gilt. Thereſe iſt ein uneheliches Kind. Ein Mädchen bürgerlichen Standes, die Haushälterin ihrer Eltern, hat ſie ihrem Vater, einem wohlhabenden Edelmanne der Provinz, geboren, und die Gattin des letzteren hat aus mannigfachen Gründen die Hand zu einem Betruge geboten, durch welchen das durch einen Fehltritt ihres Gatten zur Welt gekommene Kind als von ihr ſelbſt geboren vor der Welt erſcheint. Aus der Entdeckung dieſes Betruges geht ſpäter die Kataſtrophe hervor, welche Thereſen von ihrem Verlobten Lothario für ewig zu trennen ſcheint. Schon vorher jedoch hat Thereſe, ohne es zu wiſſen, die Folgen davon durch den Umſtand erfahren, daß das ganz zu Gunſten ihrer angeblichen Mutter gemachte Teſtament ihres Vaters ſie faſt völlig enterbt und mittellos zurückläßt. Doch wird dieſes Unglück einigermaßen ausgeglichen durch eine der Familie befreundete reiche ältere Dame der Nachbarſchaft, die ſich der Verlaſſenen, wie bald darauf auch ihrer Jugendgenoſſin Lydie, annimmt und ihr ſpäter durch Hinterlaſſung eines kleinen Freiguts und eines mäßigen Capitals eine ihren Bedürfniſſen und Wünſchen entſprechende Selbſtändigkeit ſichert.

Thereſe vereint in ſich durchaus das Temperament und die Sinnesart ihres Vaters und ihrer Mutter. Sie ſelbſt bezeichnet den erſteren als einen „heiteren, klaren, thätigen, wackeren Mann, einen zärtlichen Vater, redlichen Freund und trefflichen Wirth“,

geduldig nachſichtig bis zur Schwäche gegen eine Gattin, „deren Weſen dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt war“. Ihre Mutter erſcheint in der Schilderung des Abbé's als ein Frauenzimmer von ſchöner Geſtalt und ſolidem Charakter, beſcheiden bis zur Demuth und Selbſtverläugnung, dienſtfertig und ergeben bis zur Aufopferung ſelbſt ihres Lebens, denn ſie ſtirbt als Opfer jener Verſtellung, der ſie ſich unterwirft, um das von ihr geborene Kind einer Anderen anzueignen. Dieſe Züge ſind von dem Dichter nicht ohne Abſicht eingewoben. Sie ſollen den feſten Naturgrund bezeichnen, auf dem, in Folge ihrer Herkunft und ihres Urſprungs, Weſen und Charakter Thereſens ruhen. Ueber dieſe ſind alle Perſonen ihres Kreiſes, von der oberflächlichen Lydie an bis zu dem ſtrengen Verſtandesmenſchen Jarno, in ihrem Urtheile vollkommen einig. Keiner hat etwas gegen ſie einzuwenden, Alle ſind einſtimmig in ihrem Lobe. Jarno nennt ſie „ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt, die durch ihre Tüchtigkeit hundert Männer beſchäme“. Sie iſt eine von den Töchtern, von welchen die Väter, denen das Geſchick Söhne verſagt hat, zu ſagen lieben, daß an ihnen ein Mann verdorben ſei. Das Naturwüchſige, Inſtinktive ihres Weſens und Thuns ſchildert ſie ſelbſt in den Mittheilungen, welche ſie Wilhelmen über ihre erſte Jugend macht: „Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo waren von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinkt, mein einziges Augenmerk zu ſein“. Ihr Vater freute ſich darüber und gab ihrem kindiſchen Beſtreben ſtufenweiſe die zweckmäßigſten Beſchäftigungen, ſo daß ſie zuletzt im Ernſte ſein Gehülfe in Führung der Wirthſchaft und der Rechnungen wurde, während ſie zugleich das geſammte Hausweſen, welches durch die geſellſchaftlich zerſtreute Lebensweiſe ihrer angeblichen Mutter täglich auf's Neue in Unordnung geſetzt wurde, durch

ihre raſtloſe Fürſorge immer wieder in Ordnung brachte. Weit entfernt jedoch dadurch die Achtung und Neigung der Gattin ihres Vaters zu gewinnen, vermehrt ſie durch ſolche dienſteifrige Thätigkeit nur deren Abneigung, die ſich in dem bitteren Ausdrucke: „Wenn die Mutter ſo ungewiß ſein könnte wie der Vater, ſo würde man wohl ſchwerlich dieſe Magd für meine Tochter halten", faſt bis zur haſſenden Verachtung ſteigert.

Durch ſolche Härte und Liebloſigkeit eines Betragens, deſſen wahren Grund ſie zu ahnen nicht vermag, fortwährend zurückgeſtoßen, wird auch ihr Herz endlich der Mutter völlig entfremdet, und ſie gewöhnt ſich allmälig, die Handlungen derſelben wie die Handlungen einer fremden Perſon anzuſehen. Der früh bei ihr entwickelte Scharfblick der Beobachtung — „ich war gewohnt", ſagt ſie von ſich ſelbſt, „wie ein Falke das Geſinde zu beobachten, weil darauf der Grund aller Haushaltung beruht" — eröffnet ihr Einblicke der unerfreulichſten Art in das Leben und Treiben der Gattin ihres Vaters, Einblicke, welche jeden Reſt von Achtung vor derſelben untergraben. Ihr Vater ſtirbt und hinterläßt die faſt mittelloſe Tochter als abhängige Untergebene einer Mutter, von der ſie gehaßt und geringgeſchätzt wird und die ſie ſelbſt zu verachten ſich genöthigt ſieht. Sie könnte das Teſtament anfechten, und man räth ihr zu ſolchem Schritte; aber ſie verzichtet darauf aus Verehrung vor dem Andenken an ihren Vater. Sie vertraut dem Schickſal, ſie vertraut ſich ſelbſt, und ihr Vertrauen täuſcht ſie nicht, denn es iſt begründet auf dem Bewußtſein ihres Muthes und ihrer inneren Tüchtigkeit.

So findet ſie Wilhelm, als er mit Lydien auf Thereſens kleinem Gute anlangt, das ſie als „eine wahre Amazone" ſelbſt bewirthſchaftet. Wilhelm, der in ihr ſeine ideale Amazone wiederzufinden gehofft hatte, ſieht ſich in dieſer Hoffnung nicht ohne Beſtürzung bei ihrem Anblicke getäuſcht, da ein anderes, ein himmelweit von jener verſchiedenes Weſen vor ihm ſteht. Wir erfahren

bei dieſer Gelegenheit zugleich etwas über Thereſens Aeußeres. Es heißt dort von ihr: „Wohlgebaut, ohne groß zu ſein, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen blauen Augen ſchien nichts verborgen zu bleiben, was vorging“. Der geſunden Kräftigkeit ihres ganzen geiſtigen Weſens entſpricht auch ihre Körperbildung, die ſich in der männlichen Tracht eines Jägerburſchen, welche ſie früher in allem Ernſte getragen, ſehr artig ausnimmt. Als ihr Wilhelm in das kryſtallklare Auge ſieht, glaubt er bis in den Grund ihrer Seele zu ſehen.

Ihr erſtes Geſpräch mit Wilhelm iſt hauswirthſchaftlichen Inhalts, wie denn faſt Alles, was ſie ſpricht, rein ſachlich iſt, aber mit eingeſtreuten äußerſt verſtändigen Reflexionen und Maximen, die ſich immer ganz ungezwungen aus den beſprochenen Gegenſtänden ſelbſt ergeben, wie wenn ſie z. B. die Klage über ihre augenblickliche Dienſtbotennoth mit den Worten ſchließt: „Man iſt mit Niemand mehr geplagt, als mit den Dienſtboten; es will Niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt“. Sie ſpricht überhaupt gern. „Ich will nicht läugnen“, ſagt ſie einmal zu Wilhelm, „daß eine lebhafte Unterhaltung mir von jeher die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über Alles was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht!“ Daß Wilhelm „ſie immer reden laſſen“, hat gleich anfangs ihr Vertrauen zu ihm vermehrt und ſie bewogen, ſich ihm ganz wie ſie iſt zu zeigen. Eben ſo gern reflektirt ſie, und die Reflexionen, die ſie ausſpricht, gehören mit zu den ſchönſten und gehaltvollſten der an ſolchen Perlen ſo reichen Dichtung. Wie einfach und zugleich wie wahr und tief gefühlt ſind unter anderen die folgenden Sätze, welche der Dichter ihr in den Mund legt! Als ſie aus Wilhelms Munde zuerſt das Lob ihres früheren Verlobten Lothario vernimmt, ruft ſie aus: „Wie ſüß iſt es, ſeine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu vernehmen! Wie werden wir nur erſt dann recht wir ſelbſt, wenn uns ein Anderer

vollkommen Recht giebt!" ein Ausspruch, der zugleich ihre durchaus soziable Natur so recht in's volle Licht stellt. „Die Welt ist so leer", sagt sie ein andermal, „wenn man nur Berge, Flüsse, Städte darin denkt; aber hier und da Jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten". In Bezug auf Reichthum und Besitz ist ihre Maxime: „Wohlhabend ist Jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu sein ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht". Als Wilhelm sich über ihre Wirthschaftskenntnisse verwundert zeigt, erwidert sie ihm: „Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich". Als Lydie in ihrem Schmerze von ihr ein geistliches Buch verlangt, macht sie gegen Wilhelm die Bemerkung: „Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann. Ich aber gestehe gern, ich habe von dem Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben nur dadurch Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht aus den Augen lasse". —

Therese ist vielleicht die einfachste Frauengestalt, die ein Dichter jemals geschaffen hat. Sie ist so ganz aus einem Stücke, so völlig klar über sich, so eins mit sich selbst, daß es ihr unmöglich wäre, auch nur einen Augenblick etwas vorstellen, etwas scheinen zu wollen, was sie nicht ist. Der Dichter deutet dies an durch ihren absoluten Mangel an Interesse für das Schauspiel, das sie eigentlich gar nicht begreifen zu können versichert — eine merkwürdige Erfahrung für den Helden des Romans, der soeben erst ein Stück

Leben an das Theater geſetzt und von deſſen Wirkung und Wichtigkeit die höchſte Meinung gehegt hat. Dafür aber iſt ſie eine geborene Erzieherin, wie ſie denn auch die Erziehung Mignons übernimmt. Sie hat mit Lothario's Schweſter Natalie, der „Amazone" Wilhelms, einen Bund zu gemeinſamer Erziehung einer Anzahl von Kindern gemacht, wobei ſie es übernommen hat, die lebhaften dienſtfertigen Haushälterinnen auszubilden, während ihre Freundin diejenigen zu entwickeln ſucht, an denen ſich ein ruhigeres, feineres Talent zeigt; „denn", ſetzt ſie hinzu, „es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge". Sie iſt mit einem Worte ein Weſen, das völlig jenem Goetheſchen Wunſchgedichte entſpricht, das da lautet:

„Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Und die dabei am beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände."

Daß ſie nicht Alles gar zu genau zu nehmen geſinnt iſt, geſteht ſie ſelbſt, wenn ſie einmal in Bezug auf Lothario's Liebelei mit Lydie äußert: ſie würde vielleicht, ſelbſt wenn Lothario ihr Gatte geweſen wäre, den Muth gehabt haben, ein ſolches Verhältniß zu ertragen, weil ſie überzeugt ſei, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen, und ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſein könne. Sie iſt daher wie geſchaffen für einen Mann wie Lothario, und man empfindet es als einen Akt äſthetiſcher Gerechtigkeit, daß der Dichter zuletzt die ſcheinbar unüberwindlichen Schranken, welche dieſe beiden Menſchen ſo plötzlich und ſo furchtbar von einander zu trennen ſchienen, durch die endliche Aufdeckung des über Thereſens Geburt ſchwebenden Geheimniſſes glücklich beſeitigt.

Was nun Wilhelms Verhältniß zu dieſem weiblichen Weſen anlangt, das in ſo vieler Beziehung das ausgeſprochene Gegentheil ſeiner eignen Natur, ſeiner Lebensanſchauung und ſeines Strebens

darſtellt, ſo ſehe ich darin nur einen neuen Beweis ſeiner reichen, vielſeitigen und für alles Gute und Schöne empfänglichen Natur, daß er ſich, trotz jener Verſchiedenheit, von jener „neuen hellen Erſcheinung“ lebhaft angezogen fühlt, ja daß er es gar bald ſich ausmalt, „welche Wonne es ſein müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben“. Klarheit und Helligkeit ſind in der That recht eigentlich der Grundton ihres Weſens. Alle ihre Gedanken haben eine durchſichtige Klarheit und eine logiſche Einfachheit, welche uns immer auf's Neue entzücken. Die Art und Weiſe, wie ſie über Ehen und Mißehen ſich ausſpricht, läßt uns in den tiefſten Grund einer Verſtandesbildung ſchauen, die nicht blos in ihrem Geſchlechte zu den Seltenheiten gehört. Sie hat von der Ehe den höchſten und reinſten Begriff, an den gehalten allerdings die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen ſind, „da es leider mit den meiſten Verbindungen nach einer kurzen Zeit ſehr mißlich ausſieht“. Was man aber gewöhnlich Mißheirathen nennt, die Vermiſchung der Stände durch Eheverbindungen, verdient nach ihrer Meinung nur inſofern alſo genannt zu werden, „als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichſam nothwendig gewordenen Exiſtenz des anderen keinen Theil nehmen kann. Die verſchiedenen Klaſſen haben verſchiedene Lebensweiſen, die ſie nicht mit einander theilen noch verwechſeln können, und das iſt's, warum Verbindungen dieſer Art beſſer nicht geſchloſſen werden; aber Ausnahmen, recht glückliche Ausnahmen“ — ſetzt ſie ſofort hinzu — „ſind möglich. So iſt die Heirath eines bejahrten Mannes mit einem jungen Mädchen immer mißlich, und doch habe ich ſie recht gut ausſchlagen ſehen“. Für ſich ſelbſt kennt ſie nur eine Mißheirath, und dies wäre eine ſolche, welche ſie „zu feiern und zu repräſentiren“ zwänge. Lieber würde ſie jedem ehrbaren Pächtersſohne aus der Nachbarſchaft ihre Hand geben.

So iſt es denn nur natürlich, daß ein weltgeprüfter, lebenserfahrner, an bedeutender Wirkſamkeit hangender, von den nebel-

haften Illuſionen der Jugend und Leidenſchaft freigewordener Mann wie Lothario, der die Welt kennt und weiß, was er in ihr zu thun und was er von ihr zu hoffen hat, in einer Frau, wie dieſe Thereſe, eine Gattin zu finden glaubt, wie ſie ihm erwünſchter nicht ſein kann, eine Genoſſin, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß, deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. „Welchen Himmel“, ruft er gegen Wilhelm aus, „hatte ich mir mit Thereſen geträumt! Nicht den Himmel eines ſchwärmeriſchen Glückes, ſondern eines ſicheren Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringſte, und eine Seele, fähig das Größte zu faſſen und wieder fahren zu laſſen. O, ich ſah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwicklung wir bewundern, wenn wir in der Geſchichte Frauen ſehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erſcheinen: dieſe Klarheit über die Umſtände, dieſe Gewandtheit in allen Fällen, dieſe Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze ſich immer ſo gut befindet, ohne daß ſie jemals daran zu denken ſcheinen“.

Was Wilhelm anlangt, ſo iſt auch er, wenn auch nicht ganz in demſelben Maße wie Lothario, von dem Werthe ſeiner neuen Bekanntin durchdrungen. Er findet ſich in der Lage, der Pflicht zu genügen, welche ihn eine Mutter für ſeinen verwaiſten Knaben zu ſuchen gebietet. Er findet Thereſe frei, und ihre unverhehlte Neigung zu Lothario macht ihm um ſo weniger Bedenklichkeit, als ihre Verbindung mit demſelben durch ein ſonderbares Schickſal für immer getrennt und unmöglich gemacht zu ſein ſcheint. Thereſe hatte in Bezug auf ihr weiteres Lebensſchickſal ſtets zu ihm von einer Heirath, wenn auch mit Gleichgültigkeit, ſo doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſtehe. Daß er für ſeinen Knaben keine beſſere Mutter als Thereſe finden könne, daß

dieſes weibliche Weſen, dieſer Perſon gewordene liebenswürdige Verſtand gerade dasjenige ſei, was für ihn in ſeiner Lage paſſe, iſt ihm, je näher er ſie kennen lernt, um ſo weniger zweifelhaft. Und ſo entſchließt er ſich, nachdem er ſchriftlich die ganze Geſchichte ſeines bisherigen Lebens für ſie aufgezeichnet hat, ſie in einem kurzen, das überſendete Manuſcript begleitenden Briefe „um ihre Freundſchaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre", zu bitten und ihr ſeine Hand anzubieten.

Thereſe nimmt ſein Anerbieten an. Sie kennt ihn genug, um überzeugt zu ſein, daß ſie mit ihm glücklich ſein werde. Daß er ein Bürgerlicher, ſie eine Adlige iſt, gilt ihr, bei ihrer Denkart über Standesverſchiedenheit und ſogenannte Mißheirathen, für kein Hinderniß einem Manne wie Wilhelm gegenüber, deſſen Werth und deſſen innerſtes Weſen ſie, wie kaum irgend ein Anderer in der ganzen Dichtung, erkannt hat und zu ſchätzen weiß. Da ſie es ſich und ihm nicht verhehlt, daß keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen ſie beide zuſammenführen, ſo findet ſie in dieſem Umſtande ſogar die Beruhigung, daß ſomit beide Theile „weniger wagen als tauſend andere". Ihre Hoffnung, daß ſie zu ihm, er zu ihr paſſen werde, gründet ſie, wie ſie Natalien ſelbſt geſteht, vorzüglich darauf, daß er dieſer von ihr ſo unendlich geliebten und hochgeſtellten Freundin ähnlich ſei, daß er alſo eine wünſchenswerthe Ergänzung zu ihrem eigenen, dieſer Natalie in vielen Stücken unähnlichem Weſen bilden werde. Dieſen Sinn, dieſe gerechte Würdigung einer höheren Natur bezeichnete auch Schiller als einen der ſchönſten und zarteſten Charakterzüge in dem Bilde Thereſens. Indem ſich in ihrer klaren Seele auch dasjenige abſpiegle, was ſie ſelbſt nicht in ſich habe, erhebe ſie ſich mit einem Schlage über jene bornirten Naturen, die über ihr dürftiges eigenes Selbſt auch in der Vorſtellung nicht hinaus können; und der Umſtand, daß ein Gemüth wie das ihrige an eine, ihr ſelbſt ſo fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe glaubt, daß ſie das Herz, welches

derſelben fähig iſt, liebt und achtet, iſt, wie Schiller hinzuſetzt, zugleich ein ſchöner Beweis für die objective Realität derſelben, der jeden Leſer erfreuen muß.

Wie fein und richtig ſind die Pinſelſtriche der Charakteriſtik, mit denen ſie Wilhelms Weſen in ihren Briefen an Natalie ſchildert! „Ja!“ ruft ſie aus, „er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Beſſeren, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen!“ Die ganze Stelle iſt zu wichtig für die Charakteriſtik aller drei Perſonen, als daß ich ſie nicht vollſtändig hier herſetzen ſollte. „Wie oft habe ich Dich nicht im Stillen getadelt“, heißt es weiter in jenem Briefe Thereſens an Natalie, „daß Du dieſen oder jenen Menſchen anders behandelteſt, daß Du in dieſem oder jenem Falle Dich anders betrugſt, als ich würde gethan haben. Wenn wir, ſagteſt Du, die Menſchen nur nehmen wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln als wären ſie was ſie ſein ſollen, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen, noch ſo handeln, das weiß ich recht gut. Einſicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das iſt meine Sache“. Sie erinnert dann weiter daran, daß Jarno einmal von ihrer Erziehungsmethode geſagt habe: Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie; ja daß Jarno ſogar ſo weit gegangen ſei, ihr die drei ſchönen Eigenſchaften Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abzuſprechen, indem er bemerkte: Thereſe habe ſtatt des Glaubens die Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Allerdings geſteht ſie, daß ſie, ehe ſie Natalien kennen lernte, nichts Höheres gekannt habe, als Klarheit und Klugheit. Aber Nataliens ſchöne hohe Seele hat ſie überwunden und ihr gezeigt, daß es noch etwas Höheres gebe als jene Eigenſchaften. „In demſelben Sinne“, ſetzt ſie hinzu, „verehre ich auch meinen Freund. Seine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wun-

derbare gutmüthige Suchen begabt ihn; er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann". Kann man tiefer in das innerſte Herz Wilhelm Meiſters eindringen, als die klare kluge Thereſe es hier thut? Sie hat Recht, wenn ſie ſagt: ſie kenne ihn beſſer, als er ſich ſelbſt kenne, und es iſt wiederum ganz in ihrer Art, wenn ſie hinzuſetzt, daß ſie ihn darum nur um deſto mehr achte. „Ich ſehe ihn", ſo ſchließt dieſer wahrhaft entzückende Brief, „aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann". Dies letztere Geſtändniß iſt von einer Größe, daß ich behaupten möchte, der Dichter habe damit der von ihm mit ſo viel Vorliebe und Neigung geſchilderten Geſtalt Thereſens den letzten Zug der Vollendung geben wollen und gegeben, während zugleich die letzten Worte ihres Urtheils auf das Urbild des Wilhelm Meiſter, auf Goethe ſelbſt, vollkommen anwendbar ſind. Andererſeits dürfen wir es dreiſt ausſprechen, daß der Dichter in dieſer Thereſe das Ideal ſeiner reifen Mannesjugend gezeichnet hat, und daß der Beſitz einer Gattin wie dieſe, ſeiner ganzen Exiſtenz jene letzte Vollendung gegeben haben dürfte, die derſelben durch Schuld eines unglücklichen Verhängniſſes verſagt geblieben iſt. Die Frau jedoch, die er nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſeinem Leben zugeſellte, dem ſie ein Menſchenalter hindurch eine treue Genoſſin blieb und deren Weſen er in den liebenswürdigen Zeilen ſchildert, welche die Ueberſchrift „Genug" tragen:

„Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich! Und ſo weiter,
Stets natürlich, aber klug;
Nun das, — dächt' ich, — wär' genug!"

dieſe Frau ſcheint wirklich dem Weſen Thereſens in gewiſſer Hinſicht verwandt geweſen zu ſein. —

In der Dichtung jedoch iſt Thereſe nicht beſtimmt, die Gattin Wilhelms zu werden. Die durch Jarno gemachte Entdeckung, daß

Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter ſei, hebt das Hinderniß auf, welches ſich ihrer Verbindung mit Lothario in den Weg ſtellte, und obſchon ſie ſelbſt anfangs nicht an jene Entdeckung glauben und ihren Verlobten nicht aufgeben will, vielmehr ganz ihrem tüchtigen Charakter gemäß ſich der Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, ſelbſt bei der erneuerten Möglichkeit, Lothario zu beſitzen, mit muthiger Feſtigkeit widerſetzt, ſo muß ſie ſich doch bald genug überzeugen, daß dieſer, ſeit er in Lothario's Schweſter, in Natalien, ſeine Amazone wieder gefunden, ſich in einem Zuſtande des Schwankens und der Verwirrung befindet, dem nur ſie allein ein Ende zu machen im Stande iſt. Dieſe Ueberzeugung fördert und erleichtert ihren Entſchluß. Sie ſagt Lothario zu, ſeine Gattin zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demſelben Tage mit ihnen zum Altare gehen. „Sein Verſtand hat mich gewählt, ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen!"

Mit dieſen Worten, welche den einfachen Schlüſſel zu dem räthſelhaften Zuſtande Wilhelms enthalten, beſchließen wir unſern Verſuch einer Charakteriſtik Thereſens. Daß und wie ſie ihr Verſprechen hält, wird der nächſtfolgende Abſchnitt zu zeigen haben, in welchem wir das Bild Nataliens zu zeichnen verſuchen wollen.

Natalie.

Natalie.

Natalie ist unter den Frauengestalten, denen Wilhelm auf seinem Entwicklungswege begegnet, die zuletzt hervortretende, weil diese Begegnung bestimmt ist, seine Entwicklung zu einem für seine Zukunft entscheidenden Abschlusse zu führen. Es ist offenbar des Dichters Absicht gewesen, in ihr ein weibliches Ideal, eine durch jede Gunst der Verhältnisse wie der Erziehung zu voller Schönheit und Reife des Geistes und Herzens entwickelte weibliche Natur darzustellen, in welcher alle sittlichen Eigenschaften und geistigen Kräfte in jener vollkommnen Harmonie stehen, welche die Wirklichkeit des Lebens nur höchst selten, und dann allerdings vorzugsweise, ja fast dürfte man sagen ausschließlich, im weiblichen Geschlechte aufzeigen mag.

Alle Liebe, deren sein Herz fähig war, und alle Kunstmittel, über welche sein Genie gebot, hat der Dichter in der Schöpfung dieser Gestalt zu jenem Zwecke aufgewendet. Von dem romantischen Zauber ihres ersten Erscheinens in der Dichtung bis zum Abschlusse derselben ist Alles darauf berechnet, Natalien über die gesammte übrige Frauenwelt des Romans emporzuheben, und zwar nicht blos für den Helden der Dichtung, sondern auch für den lesenden Betrachter.

Nataliens erstes Erscheinen in dem Roman ist wie ein Sonnenaufgang, wie ein Licht aus einer anderen fremden Welt. Der Eindruck von Nataliens erstem Auftreten, den ich, fast noch Knabe, bei der ersten Lektüre des Meister empfand, und der sich im Laufe

langer Jahre kaum verändert, höchstens durch die bewußte Einsicht in die Gründe desselben verstärkt hat, — dieser Eindruck der wundervoll plastischen Scene im fünften Kapitel des vierten Buchs, ist das Resultat einer Kunst des Darstellers, die kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürfte. Es wäre in der That eine lohnende Aufgabe für einen jener Maler, die heutzutage sich darauf verlegen, ihre Vorwürfe aus unsern großen Dichtern zu entnehmen, diese Scene dem Dichter nachzumalen und uns fühlbar vor die Augen zu stellen.

Wir sind auf hoher waldiger Bergwiese, die sich sanft abhängig zu der einsamen Gebirgsstraße hinabstreckt. Hochschattige Buchen umgeben den grünen Platz, auf dem die wandernde Schauspielergesellschaft am Rande einer eingefaßten Quelle, vor sich eine ferne schöne hoffnungsvolle Aussicht, hier auf duftige Schluchten und Waldrücken, dort auf Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene und sanft abschließende Höhenzüge des Horizontes, so eben noch ihre heitere Rast gehalten hat, bei welcher Wilhelm und Laertes unter lebhafter Theilnahme der im Grase hingelagerten Gesellschaft den Zweikampf Hamlets und seines Gegners einüben, der ein so tragisches Ende zu nehmen bestimmt ist. Aber auch diese Scene der Heiterkeit und des Frohsinns ist seit wenigen Minuten furchtbar verändert. Eine Räuberbande hat die friedlich lagernden Künstler überfallen und den Widerstand der Männer überwältigt. Die liebliche Bergwiese ist bedeckt mit zerbrochenen Kasten, zerschlagenen Koffern, zerschnittenen Mantelsäcken und einer Menge kleiner zerstreut hin und wieder liegender Geräthschaften; kein Mensch ist auf dem Platze zu sehen außer jener „wunderlichen Gruppe", wie der Dichter sie nennt, die aus Philine, Mignon und dem verwundeten Wilhelm besteht. Philine auf dem Rasen sitzend, den Rücken gegen ihren geretteten Koffer gelehnt, hält den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings, dem sie in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet

hat, leiſe an ſich gedrückt, während die weinende Mignon mit zerſtreuten blutigen Haaren an ſeinen Füßen kniet. Der Abend beginnt heranzudunkeln über die Verlaſſenen, Hilfloſen, deren unruhige Beſorgniß in Furcht und Schrecken übergeht, als ſie einen Reitertrupp in dem Hohlwege heraufkommen hören. Schon fürchten ſie, daß abermals eine Geſellſchaft ungebetener Gäſte dieſen Wahlplatz beſuchen und Nachleſe halten möchte, als ſich ihnen in den durch die Büſche hervortretenden Ankömmlingen vielmehr die eben ſo erwünſchte als unverhoffte Hülfe in der Geſtalt der ſchönen „Amazone“ naht. Auf einem Schimmel reitend, von ihrem Oheim und mehreren Kavalieren begleitet, und von Reitknechten, Bedienten und einem Trupp Huſaren gefolgt, welche dem langſam den Berg heraufkommenden Reiſewagen als ſchützende Eskorte dienen, erblickt Natalie — denn ſie iſt es — kaum jene wunderbare Gruppe, als ſie auch ſchon ihr Pferd derſelben zulenkt und, vor derſelben ſtille haltend, ſich eifrig nach dem Verwundeten erkundigt, „deſſen Lage in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin Philine ihr, wie der Dichter hinzuſetzt, höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien“. Nachdem ſie mit menſchenfreundlicher Theilnehmung ſich nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings erkundigt, ſehen wir ſie ſofort raſch entſchieden alle nöthigen Anſtalten zur Hülfe treffen. Sie läßt durch den Wundarzt ihres Gefolges Wilhelms Wunden unterſuchen, beauftragt einen reitenden Jäger, für die Fortſchaffung und Unterbringung des Verwundeten im nächſten Dorfe zu ſorgen, bewegt ihren Oheim, die nöthigen Geldmittel für die Verpflegung deſſelben zurückzulaſſen und legt ſcheidend den koſtbaren Oberrock deſſelben, den ſie ſelbſt gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft umgethan hatte, als ſchützende Bedeckung über den verwundeten halb Entkleideten.

Die Wirkung ihrer Erſcheinung auf Wilhelm iſt vom erſten Augenblick an eine überwältigende, ſeine Phantaſie völlig erfüllende.

„Er hatte", heißt es, „seine Augen auf die ſanften, hohen, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres geſehen zu haben". Als Philine aufſteht, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen, glaubt er ebenfalls, nie einen ſolchen Abſtand zweier weiblichen Weſen wahrgenommen zu haben. Nie zuvor, ſelbſt nicht der ſchönen, anmuthigen Gräfin gegenüber, war ihm Philine in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen; der Ton ihrer Stimme iſt ihm zuwider, mit der ſie die erſte Frage der Ankommenden, ob Wilhelm ihr Mann ſei, beantwortet. Ja es kommt ihm vor, als ſollte ſie ſich „jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren". Es iſt freilich das erſtemal, daß ihm in Natalien die Hoheit einer wahrhaft vernehmen, in ſich ſelbſt beruhenden Frauengeſtalt entgegentritt, gegen welche gehalten ſelbſt die Gräfin, ſeine erſte ariſtokratiſche Bekanntſchaft, trotz der Lieblichkeit und Feinheit ihres Weſens und der jungfräulichen Anmuth ihres Betragens weit zurück ſtehen muß. Als der verhüllende Oberrock von ihren Schultern fällt, wird er, der bisher nur den ſüßen Klang ihrer melodiſchen Stimme und „den heilſamen Blick ihrer Augen" feſtgehalten hatte, von der Schönheit ihrer Geſtalt überraſcht, und ſein Empfinden ſteigert ſich, als ſie näher tretend den Rock ſanft über ihn legt, zu jener viſionären Ekſtaſe, die der Dichter mit den Worten ſchildert: „In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite ſich nach und nach ein glänzendes Licht". Aber die Ohnmacht, in welche ihn in demſelben Momente das Herausziehen der Kugel durch den Wundarzt verſetzt, läßt die Heilige den Augen des Hinſinkenden entſchwinden. Als er wieder zu ſich kommt, ſind Reiter und Wagen, die Schöne ſammt ihren Begleitern verſchwunden.

Der Eindruck, den Nataliens erſtes Erſcheinen unter ſo romantiſchen Umſtänden auf den zu poetiſcher Ekſtaſe geneigten Jüngling gemacht hat, iſt tief und nachhaltig; er wird verſtärkt durch die lange Dauer des Krankenlagers, das ihm Zeit giebt, ſich jene Scene in Gedanken zu wiederholen. „Tauſendmal", heißt es, „rief er den Klang jener ſüßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte! Oft kam ihm die Geſchichte wie ein Traum vor, und er würde ſie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erſcheinung verſicherte". Unaufhörlich ruft er es ſich zurück, wie die ſchöne Amazone, auf ihrem weißen Zelter reitend, aus den Büſchen ſich ihm genähert, wie ſie abgeſtiegen und hin und wieder gegangen, ſich um ſeinetwillen bemühend, wie das umhüllende Kleid von ihren Schultern geſunken und wie ihr Geſicht und ihre Geſtalt ihm glänzend verſchwunden. Alle ſeine Jugendträume knüpft ſeine Phantaſie an dieſes Bild, in welchem er die edle heldenmüthige Chlorinde mit eignen Augen erblickt zu haben glaubt. Ja er identifizirt daſſelbe mit dem im erſten Buche der Dichtung beſchriebenen Gemälde in der Sammlung ſeines Großvaters, das ſchon in früher Jugend des Gegenſtandes wegen ſein Lieblingsbild geweſen war, und das die Geſchichte von dem kranken Königsſohne darſtellt, der ſich in Liebe zu der Braut ſeines Vaters verzehrt*). Mit jedem Schritte

*) Die mehrfache Erwähnung dieſes Bildes in der Goetheſchen Dichtung und die demſelben gegebene Wichtigkeit für den Helden erklärt ſich aus dem Intereſſe, das man damals in der kunſtliebenden Welt Deutſchlands an dem wirklich vorhandenen, von Winckelmann in ſeiner Erſtlingsſchrift ſo wie von Goethe's Freunde Oeſer überſchwänglich geprieſenen Werke des Malers Gerhard de Laireſſe nahm. Das Bild, über welches Winckelmann's neueſter Biograph (Carl Juſti, Winckelmann in Deutſchland S. 408—410) ausführlich berichtet, exiſtirt noch, und zwar in der Gemälde-Sammlung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin im Schloſſe Ludwigsluſt, wohin es 1815 zurückgebracht wurde, da die Franzoſen es geraubt hatten.

ſeiner Geneſung wächſt in ihm das Verlangen, ſeine Retterin wiederzuſehen, ihr zu danken, aber alle ſeine Bemühungen, ihren Aufenthaltsort oder auch nur ihren und ihres Oheims Namen zu erkunden, bleiben erfolglos. Nur ſoviel erfährt er, daß der Ueberfall der räuberiſchen Bande eigentlich dem Reiſezuge jener reichen und vornehmen Herrſchaft gegolten hatte, und mitten in ſeiner an Verzweiflung grenzenden Betrübniß, daß ihm für den Augenblick alle Hoffnung verſchwunden iſt, ſeine Retterin wiederzufinden und wiederzuſehen, gewährt ihm wenigſtens der Gedanke einen Troſt, „daß ein vorſichtiger Genius ihn", wie es der Dichter in Wilhelms eigner überſchwänglicher Sprache ausdrückt, „zum Opfer beſtimmt habe, eine vollkommne Sterbliche zu retten".

Was ſeine Aufregung noch vermehrt, iſt folgender Umſtand. Er glaubt eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt zu haben zwiſchen ſeiner ſchönen Unbekannten und der liebenswürdigen Gräfin, die er vor Kurzem verlaſſen, und deren Bild noch immer in der Erinnerung ſeines Herzens lebt, und dieſe Aehnlichkeit wird ihm durch eine Vergleichung der Handſchriften Beider, in deren Beſitz ihn ein günſtiger Zufall bringt, beſtätigt. Der Zuſtand träumender Sehnſucht, in welchen er ſich verſetzt fühlt, wird ausgedrückt durch das Lied, das er in einer ſolchen Stunde von Mignon und dem Harfner ſingen hört, jenes Lied, deſſen Anfang und Ende die Worte bilden:

„Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!"

Inzwiſchen tritt jedoch das Leben mit ſeinen Anforderungen und Sorgen, mit neuen Verhältniſſen, Arbeiten und Aufgaben an den Geneſenen hülfreich heran. Die Periode ſeines Zuſammenlebens und Wirkens mit Serlo und den Seinen, die Erneuerung ſeines Verhältniſſes zu den bisherigen Genoſſen, die „frevelhaften Reize" Philinens, die Sorge für Mignon und Felix, das traurig erneuerte Andenken an ſeine verlorne Mariane, die Theilnahme endlich an dem Schickſale der unglücklichen Aurelie — das alles

legt ſich allmälig beruhigend über ſeine phantaſtiſch-ſehnſüchtige Erinnerung an jene traumhafte Erſcheinung, bis nach längerer Zeit ein wunderbarer Zufall, veranlaßt durch Aureliens letzten Auftrag an Lothario, unſern Helden eben ſo überraſchend als erſchütternd mit ſeiner Retterin wieder zuſammenführt. Wir benutzen dieſe Zwiſchenzeit, um über die letztere einige Nachricht einzuſchalten.

Natalie iſt die ältere Schweſter der Gräfin und wie ihre beiden Brüder, Lothario und der blonde Friedrich, durch den Tod der Eltern früh verwaiſt, unter der Obhut eines reichen, kunſtſinnigen hochgebildeten Oheims aufgewachſen, der in großartigſter Weiſe die Sorge für die Erziehung übernommen hatte, auf welche ein Freund deſſelben, der Abbé, bedeutenden Einfluß übte. Die Erziehungsmaximen des letzteren ſind Natalien, wie ſie ſelbſt im dritten Kapitel des achten Buchs bekennt, bei ihrer Entwicklung ſehr zu Statten gekommen. Dieſe Entwicklung wurde begünſtigt durch die ſchönſte aller Naturanlagen: durch eine feſte, ſtets mit ſich in Einklang ſtehende Naturbeſtimmtheit. „Natalien", ſo pflegte ihr Oheim oft ſcherzend von dem jungen Mädchen zu ſagen, „kann man bei Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht". Dieſe Aeußerung des Oheims, hervorgerufen durch die Selbſterkenntniß ſeiner eigenen zwieſpältigen Natur, die es ihm nicht geſtattet habe, ſeine Triebe immer und überall mit ſeiner Vernunft in Einſtimmung zu bringen, iſt der Schlüſſel zu Nataliens Weſen und Charakter. Wilhelm vermuthet ſpäter ganz richtig, „daß ihr Lebensgang immer ſehr gleich geweſen, daß ſie ſich nie in Verwirrung befunden und nie genöthigt geweſen, einen Schritt zurückzuthun".

Die Schilderung, welche ihre Tante, die Schweſter ihrer Mutter, in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele von Natalie, dem jungen ſechzehn- bis ſiebzehnjährigen Mädchen entwirft, iſt zu wichtig, als daß ich ſie nicht ausführlich herſetzen ſollte. Natalie iſt immer das Lieblingskind dieſer ausgezeichneten Frau geweſen,

theils weil sie ihr überraschend ähnlich sah, theils weil sie sich von allen vier Geschwistern am meisten zu der Tante hielt. „Aber ich kann wohl sagen", fährt diese fort, „je genauer ich sie beobachtete, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platze war; und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sie nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen". — Wem nicht das, allerdings eben so seltene als große Glück zu Theil geworden, einem ähnlichen weiblichen Wesen in der Wirklichkeit des Lebens zu begegnen, der dürfte leicht diese Schilderung für ein poetisches Idealbild zu halten geneigt sein.

Daneben erscheint Natalie, in der Schilderung ihrer Tante, von Jugend an vorzugsweise gestellt auf praktische Thätigkeit und Sorge für Nothleidende und Hülfsbedürftige aller Art, und zugleich ohne „das Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen". Bekennt sie doch später selbst gegen Wilhelm: daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nenne und zeige, ihr immer nur als ein Mährchen erschienen sei; wie sie denn auch auf Wilhelms bestürzte Frage: „Sie haben nicht geliebt?" nur die Antwort hat: „Nie, oder immer!" Ihr Bruder ist der einzige Mensch gewesen, durch den allein sie, ehe Wilhelm in ihren Weg trat, wie sie diesem gesteht, „empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt". Ihr Bruder, der Wildfang Friedrich, sagt daher auch von ihr auf seine Weise, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, die

ſcherzenden Worte: „Ueberhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt du dich gar nicht darein miſchen. Ich glaube, du heiratheſt nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du giebſt dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutmüthigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin". Der Schalk hat wie geſagt nicht ganz Unrecht mit ſeinem Spotte. Geſteht doch Natalie ſelbſt, daß es ſtets „ihre angenehmſte Empfindung war und noch iſt, wenn ſich ihr ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden". Und ſo überwiegend iſt dieſe Richtung ihrer Natur, ſo ganz iſt ihr Auge dazu und faſt nur dazu gemacht, die Bedürfniſſe der Menſchen zu ſehen, ſo mächtig iſt in ihr das dieſe Fähigkeit begleitende „unüberwindliche Verlangen", die wahrgenommenen Bedürfniſſe auszugleichen, daß darunter andere Fähigkeiten und Empfindungen bei ihr beeinträchtigt werden. Sie ſelbſt bekennt, daß ſie wenig oder keinen Sinn für Naturſchönheit habe, daß die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſeien, keine Wirkung auf ſie üben, und daß dies beinahe in einem noch höheren Grade auch von den Reizen der Kunſt gelte. Iſt Natalie nun in dieſer Beziehung Wilhelmen völlig unähnlich, ſo wird dieſer Mangel doch aufgewogen durch die Uebereinſtimmung ſeines innerſten menſchlichen Fühlens und Empfindens, ſeiner ihn vorwaltend beherrſchenden gleichen Neigung, überall helfend und ausgleichend einzutreten, wo ſich ihm ein Bedürfniß, eine Noth, eine Verlegenheit zeigen, und es iſt ein Zug von wundervoll ſymboliſcher Bedeutſamkeit, daß der Dichter dieſe beiden ſo tief gemüthsverwandten Menſchen einander über dem ſchlafenden Felix, dem der Sorge und Liebe Beider bedürftigen Kinde zum erſtenmale die Hände reichen läßt.

In der unbedingten Verehrung für Natalien finden wir denn auch alle Perſonen ihres Kreiſes, die Tante, den Oheim, Lothario, Thereſe, den Abbé einig. Ihr Aeußeres entſpricht vollkommen

ihrem Innern. Die ruhige Harmonie ihres Wesens findet in den Zügen ihres Antlitzes den entsprechenden Ausdruck durch das himmlische, heitere, bescheidne Lächeln, das man, wie der Dichter sagt, an ihr zu sehen gewohnt war, und das verbunden „mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit" den stehenden Charakter ihrer Erscheinung bildet, deren bloße Gegenwart auf Alles, was ihr nahe kommt, veredelnd wirkt. Selbst die sonst so nüchterne Therese wird begeistert in ihren Ausdrücken, wenn sie auf Natalie zu sprechen kommt. „Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen", sagt sie zu Wilhelm von der ihm noch unbekannten Natalie, „so werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer ganzen Welt würdig"; und der Dichter selbst begleitet das erste Auftreten Nataliens bei Wilhelms Ankunft auf dem Schlosse ihres Oheims mit der Bemerkung: „Man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben".

Der Dichter giebt uns keinerlei direkte Andeutungen über das Alter, in welchem wir uns Natalie zu denken haben. Aber wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß sie über die erste Jugend hinaus ist und auch den Jahren nach in der Vollreife des Lebens steht. Als zweitgeborene ihrer vier Geschwister können wir sie nur um ein oder ein paar Jahre jünger als ihren Bruder Lothario denken. Lothario aber ist, als Wilhelm Beide kennen lernt, bereits ein vollgereifter Mann. Er hat schon, ehe er Aurelien begegnet, in Gesellschaft einiger französischer Edelleute unter den Fahnen der vereinigten Staaten den Amerikanischen Freiheitskampf mit durchgefochten, und es heißt von ihm, daß er schon damals, als er jene Verbindung mit Aurelien anknüpfte, „mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters in Verhältnissen stand". Als Aureliens Auftrag Wilhelmen zu ihm führt, haben wir Lothario als einen Mann über die dreißig hinaus, und demgemäß Natalie als dem Beginne dieses Lebensalters sehr nahe zu denken. Ueberhaupt sind die Mehrzahl der Frauen, mit denen der

Held der Dichtung in nähere Beziehungen tritt, ſind Natalie, Thereſe, die Gräfin, Aurelie, Frau Melina, die Baroneſſe, ja ſelbſt Philine ſämmtlich über jene beliebte Achtzehnjährigkeit der gewöhnlichen Romanheldinnen hinaus. Der Dichter des Wilhelm Meiſter konnte junge unreife Mädchen nicht brauchen für ſeine Frauengeſtalten, die er alle mehr oder weniger mit Kenntniß der Welt und des Lebens ausgeſtattet wiſſen wollte und mußte, um ſie die Aufgabe erfüllen zu laſſen, die ſie ſeinem Helden gegenüber zu erfüllen hatten.

Wir haben bisher Natalie eigentlich vorwiegend nur durch Urtheile Anderer oder des Dichters ſelbſt über ſie und ihr Weſen kennen gelernt. Beobachten wir ſie jetzt, wie ſie ſelbſt in ihrem Thun und Handeln ſich vor unſeren Augen bethätigt.

Da iſt nun zunächſt jene ruhige Haltung zu erwähnen, mit der ſie Wilhelmen bei dem auch für ſie ſo überraſchenden Wiederſehen empfängt, das ihn ſelbſt vollkommen außer Faſſung zu ihren Füßen wirft. Man muß die Scene ſelbſt nachleſen, um Wilhelms leidenſchaftlicher Bewegtheit gegenüber die ganze Schönheit der Ruhe ihres Verhaltens zu empfinden und zu würdigen, mit der ſie ſogleich das geeignetſte Mittel zu finden weiß, ſeine Aufregung in die Schranken der Beſonnenheit zurückzuführen, ohne ſein Empfinden im Geringſten zu verletzen, indem ſie alsbald das körperliche und geiſtige Befinden Mignons in den Vordergrund des Intereſſes und der Mittheilung rückt. Die kranke Mignon iſt nämlich, wie wir wiſſen, von Thereſen ihrer Pflege übergeben worden, und ihrer eben ſo gütevollen als feinen, vorſichtigen Behandlung des in ſeinem Innerſten zerrütteten Geſchöpfs gelingt es, das Vertrauen des unglücklichen Kindes bis zu dem Grade zu erwerben, daß es ihr möglich wird, nicht nur ſeine Geſchichte, ſondern auch die eigentliche Urſache ſeiner Krankheit allmälig zu entdecken. Der Einblick, den ſie bei dieſer Gelegenheit auch in eine ſehr bedenkliche Epiſode aus Wilhelms Schauſpielerleben thut, bleibt ohne allen Einfluß auf ihr Gemüth und ihr Urtheil über ihren Freund. Die Krone

aller Bildung, jene humane Toleranz, welche Menſchliches menſchlich beurtheilen läßt und welche noch weit hinausgeht über das bekannte ſchöne Wort, das Alles verſtehen gleichbedeutend ſetzt mit Alles verzeihen, — dieſe Toleranz, welche ſchließlich faſt zu dem Bekenntniſſe gelangt: Alles verſtehen heiße zugleich erkennen, daß man eigentlich nichts zu verzeihen habe, — hat Natalie zur höchſten Vollendung in ſich ausgebildet.

Ein Beiſpiel davon iſt ihre Bemerkung über die Beurtheilung, welche Wilhelm ihrer Tante, der „ſchönen Seele", angedeihen läßt. Sie lobt ihn wegen ſeiner Billigkeit und Gerechtigkeit gegen dieſe, von ſo vielen Anderen ungerecht beurtheilte ſchöne Natur, und bemerkt dazu: „Jeder gebildete Menſch weiß, wie ſehr er an ſich und Anderen mit einer gewiſſen Roheit zu kämpfen hat, wie viel ihn ſeine Bildung koſtet und wie ſehr er doch in gewiſſen Fällen nur an ſich ſelbſt denkt und vergißt, was er Anderen ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft ausbildet, ja wenn man will ſich überbildet, für dieſe ſcheint keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſein. Dennoch ſind die Menſchen dieſer Art außer uns, was die Ideale im Innern ſind: Vorbilder, nicht zum Nachahmen ſondern zum Nachſtreben".

Nicht minder bewundernswerth iſt die ruhige Beſonnenheit, mit der ſie ſich als Vertraute Thereſens dem Verhältniſſe derſelben zu Wilhelm gegenüber benimmt. Ihrem tiefblickenden Auge entgeht es nicht, daß Wilhelm in demſelben Augenblicke, in welchem ſie ihm das Jawort Thereſens überbringt, bereits „mit Entſetzen die lebhaften Spuren einer Neigung zu Natalien in ſeinem Herzen findet". „Ihre Freude iſt ſtark", ruft ſie dem verſtummenden und erblaſſenden Freunde zu, „ſie nimmt die Geſtalt des Schreckens an, ſie raubt Ihnen die Sprache!" So gewiß ihr eignes Herz ohne alle Frage bereits eine geheime Neigung für Wilhelm

empfindet, ſo feſt entſchloſſen iſt ſie doch, das Glück ihrer Freundin über ihre eigenen Wünſche zu ſtellen und durch ihr Verhalten und Handeln zu ſichern. Erſt als ſie durch Jarno's Mittheilung die Entdeckung erfährt, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, als ſie durch dieſe Entdeckung das Hinderniß aus dem Wege geräumt ſieht, welches dem Glücke Lotharios, des von ihr über Alles geliebten Bruders, bisher im Wege ſtand und deſſen Verlöbniß mit Thereſe auf eine ſo grauſame Art gelöſt hatte, erſt da ſehen wir ſie nach kurzer Ueberlegung entſchieden auf die Seite des Bruders treten. Sie verlangt vor Allem, daß Nichts im erſten Momente entſchieden werde, daß man Geduld habe, ſich Bedenkzeit nehme und das Unwiederbringliche nicht übereile, — ein Verlangen, das dieſe edelſchöne Frauengeſtalt als die rechte und ächte Tochter des Dichters ſelbſt erkennen läßt, deſſen erſtes, ſeinen Umgebungen und ſeinem eigenen Selbſt geltende Wort bei ähnlich überraſchenden Vorfällen des eigenen Lebens jener mahnende Ruf: „Nur ruhig, Kinder!“ zu ſein pflegte*). Als trotzdem die lebhafte Thereſe gegen Nataliens Rath und Wunſch handelt und auf ihrer Verbindung mit Wilhelm beſteht, kann die Freundin ihre Unzufriedenheit mit dieſem übereilten Schritte, der drei Menſchen, Lothario, Wilhelm und letztlich Thereſe ſelbſt, in ſeinen Folgen unglücklich zu machen droht, nicht verhehlen, wenn ſie dieſelbe auch in die mildeſten Worte kleidet. „Was Gott zuſammenfügt, will ich nicht ſcheiden“, ruft ſie lächelnd aus, als Thereſe den Freund umſchlungen haltend um ihren Segen bittet, „aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen ſcheint“. Allerdings iſt es das Glück dieſes Bruders, das ihrem ſelbſtloſen Herzen am nächſten ſteht; aber eben ſo wenig täuſcht ſie ſich darüber, daß Wilhelm und Thereſe nicht eigentlich zuſammengehören, daß Beide über ſich und ihr Empfinden für

*) S. Riemer.

einander in einer Selbsttäuschung befangen sind, die ihrem Lebensglücke verderblich werden muß. Daß sie sich in Betreff Wilhelms nicht irrt, dafür haben wir das eigene Zeugniß desselben in jenem Selbstgespräche des siebenten Kapitels im letzten Buche, worin Wilhelm zugleich sich und uns die Geschichte seiner verschiedenen Liebesverhältnisse in kurzer Uebersicht vorführt.

„Ja", sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, „gestehe dir nur, du liebst sie, und du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward so schrecklich an ihr irre. Ich liebte Philinen und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresen und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist du genöthigt zu fliehen!" — Er faßt den festen Entschluß, den Kreis, in welchem er sich befindet, zu verlassen und sich an den Gegenständen der Welt durch eine größere Reise zu zerstreuen. Er vertraut Natalien seine Absicht; und Natalie?

Auch hier wieder sehen wir sie, getreu ihrer Maxime: in verwickelten Verhältnissen vor allen Dingen Nichts zu übereilen, mit bewundernswürdiger Klugheit und Feinheit handeln. Sie nimmt es als bekannt an, daß er gehen könne und müsse, und obschon ihr gewiß nicht verborgen bleibt, wie sehr den heimlich von ihr geliebten Freund diese ihre scheinbare Gleichgültigkeit schmerzt, so überwiegt bei ihr doch die Ueberzeugung, daß in Lagen wie diejenige, in welcher sich Wilhelm und Therese, Lothario und sie selbst befinden, die Absonderung einer der in gemeinsame Verwirrung verflochtenen Personen schon eine Erleichterung für alle herbeiführen mag. Indessen kommt es, wie wir wissen, nicht zu der Abreise. Wilhelm ist zu schwach, den Entschluß auszuführen; er befindet sich in einem Zustande, in welchem er, wie der Dichter es mit so tiefer Seelenkunde ausdrückt, nichts was ihn umgab, weder zu ergreifen noch zu

lassen vermochte. Erst als seine Braut, als selbst Therese in ihn dringt, den Reisevorschlag des Markese, in welchem sich Mignons Oheim entdeckt hat, anzunehmen und denselben auf seiner Rückkehr nach Mignons Heimathlande Italien zu begleiten, willigt er ein, sich von Natalien zu trennen.

Inzwischen verzögert sich durch mehrere Umstände die Abreise Wilhelms auf's Neue. Die Katastrophe mit dem Harfenspieler und Felix tritt ein, aber selbst die unverhoffte Rettung seines Knaben aus furchtbarer Todesgefahr vermag nicht Wilhelms trübe Stimmung auf die Dauer zu ändern. Er findet sich durch die heftigsten Leidenschaften bewegt und zerrüttet; die unvermutheten und schreckhaften Anfälle hatten sein Innerstes ganz aus aller Fassung gebracht, einer Leidenschaft zu widerstehen, die sich seines Herzens so gewaltsam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben und doch schien ihm Alles zu fehlen. Alles drängt ihn zur Abreise, alle Anstalten dazu sind getroffen, und es mangelt nichts als der Muth, sich zu entfernen. Da endlich zerhaut die tolle Laune des Wildfangs Friedrich den unauflöslich scheinenden Knoten der Verwicklung durch das verwegne Aussprechen dessen, was Allen auf der Zunge schwebt und was doch Keiner von Allen auszusprechen den Muth hat. Er hat Nataliens und Theresens Gespräch heimlich behorcht und Nataliens Geständniß ihrer Liebe für Wilhelm vernommen. In der Nacht, als der zum Tode vergiftet geglaubte Felix auf ihrem Schooße ruhte und Wilhelm, die geliebte Bürde theilend, trostlos vor ihr saß, hat sie das Gelübde gethan: wenn das Kind stürbe, Wilhelmen ihre Liebe zu bekennen und ihm selbst ihre Hand anzubieten, während zugleich Therese diese Verbindung beider Liebenden zu der Bedingung gemacht hat, unter welcher allein sie sich entschließen würde, Lothario ihre Hand zu reichen.

„Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit Nichts in der Welt vertauschen möchte.“ Mit diesen Worten

des glücklichen Helden der Lehrjahre endet das Gedicht; und wer hätte das Herz, ihnen widersprechen zu wollen?

Wie der stille blaue Alpensee des Leman, im Angesichte dessen ich diese idealste Frauengestalt des Dichters nachzuzeichnen versuchte, überragt wird von dem Gipfel des einsamen Alpenriesen, dessen weißer Templermantel rosig angeglüht von der scheidenden Sonne sein Haupt in den lichten Himmel erhebt, so ragt über dem Spiegel der Goetheschen Dichtung unter den Frauengestalten derselben die hehre Lichtgestalt Nataliens empor in einfach erhabener Hoheit, sanft erglühend von der für sie aufgehenden Sonne der Liebe, —

„Und hocherstaunt sehn wir in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint!"

Ich glaube diesen Versuch einer Charakteristik nicht würdiger beschließen zu können, als durch die Mittheilung eines Wortes, das Schiller über Natalie in einem seiner Briefe an Goethe ausgesprochen hat. „Ich wünschte", sagt er, „daß die Stiftsdame ihr das Prädikat einer schönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie ist eigentlich eine reine ästhetische Natur". Vor Allem schön findet er es, daß sie die Liebe, als einen Affekt, gar nicht kenne, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Charakter sei. Auch die Stiftsdame, Nataliens Tante, kenne eigentlich die Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde. Den Unterschied zwischen diesen beiden Frauen drückt er dahin aus, daß die Stiftsdame eine Heilige, aber nur eine solche sei, während Natalie als „heilig und menschlich zugleich, und darum als ein Engel erscheine". Was endlich das Verhältniß Nataliens zu Theresen anlangt, welche er als „eine vollkommne Irdische" bezeichnet, so findet er, daß zwar Beide Realistinnen seien, daß aber bei Theresen sich auch die Beschränkung des Realismus zeige, während bei Natalien nur der Gehalt desselben zur Erscheinung komme.

Mignon.

Mignon.

Nicht absichtslos erscheint die Gestalt Mignon's in dieser Gallerie der Frauengestalten des Wilhelm Meister als letztes in der Reihe unserer Bilder. Einsam und abgetrennt von allen übrigen Frauen, zumal des ersten Kreises, wie ihre räthselhafte Gestalt in der Dichtung selbst dasteht, allein mit sich in ihrer tiefen Verschlossenheit, gebührt ihr der Platz an der Seite der edelsten von allen, an der Seite Nataliens, umsomehr als Natalie es ist, der allein sie zuletzt einen Blick in ihr Inneres, in ihr Schicksal verstattet.

Wir haben von Goethe's „Gretchen" gesagt, daß sich ihr in der ganzen alten und neuen Literatur keine einzige dichterische Frauengestalt vergleichen lasse.

Dasselbe ist der Fall bei Mignon und zwar in noch weiterer Beziehung.

Denn — zu allen andern weiblichen Gestalten, welche der Genius des größten aller Frauendichter geschaffen, wird der sinnende Betrachter derselben wenigstens irgend welche Analogien und Parallelen aus der Wirklichkeit vergleichend heranzuziehen im Stande sein, oder es wird ihm seine Erinnerung Gestalten vorführen, in welchen andere Dichter wenigstens annähernd Aehnliches zu schaffen, die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgemüths in seiner Ursprünglichkeit, in seiner unendlichen Liebes- und Leidensfähigkeit in ähnlichen Erscheinungen auszuprägen versucht haben.

Keins von beiden aber wird ihm bei Mignon gelingen. Denn bei ihrer Betrachtung läßt uns die Wirklichkeit völlig im Stiche, und der einzige deutsche Dichter, Immermann, dem man nachgesagt hat, daß er in der Figur seines „Flämmchen" — in dem Romane „Epigonen" ein Seitenstück zu Goethe's Mignon zu schaffen beabsichtigt habe, dürfte von dem Vorwurfe der Nachahmung frei zu sprechen sein. Auch hat es der zu früh dahingegangene Dichter mir selbst ausgesprochen, daß ihm ein solcher Gedanke völlig fremd gewesen sei und daß er vielmehr in Goethe's Mignon, diesem „Opfer des Schweigens", wie ich es gegen ihn genannt hatte, ein Wesen sehe, das nur einmal da sein könne und da zu sein brauche, weil es eben in seiner Einzelheit und Einzigkeit selbst Gattung sei.

In der sonnigheitern Halle der Goethe'schen Dichtung, welcher diese Gestalt angehört, in Wilhelm Meisters Lehrjahren, bildet Mignon das düstere tragische Element. Unter all' den lichtvoll aufgeschlossenen, frei sich darlegenden, beredt sich ergießenden und vor uns ihr innerstes Wesen in behaglicher Breite erschließenden Wesen und Gestalten, sind sie und der Harfner, ihr Vater, der einzige „anonyme" Punkt. Nicht nur „ein Schwur", wie sie klagend singt, „schließt ihr die Lippen zu", — ihr ganzes Wesen vielmehr ist Unaufgeschlossenheit, tief in sich verborgene geheimnißvolle Innerlichkeit. Sie ist eine Knospe, die erst der Kuß des Todes auf einen kurzen Moment zur vollen Rosenpracht aufküßt. Aber das Roth, das die verschlossene Rose färbt, ist das verströmende Blut ihres gebrochenen Herzens. — Mit ihrem Tode scheint auch die belebende Seele der Dichtung zu erlöschen. Denn nicht mit Unrecht bemerkt Körner in seinem bekannten Briefe an Schiller, daß in ihr gleichsam eine Poesie der Natur erscheine, und daß überall, wo Meister durch die äußeren Verhältnisse abgespannt werde, Mignon's Erscheinen und ihr Anschauen seinem Wesen einen neuen Schwung verleihe*).

*) Briefw. zwischen Schiller u. Körner Th. 3, S. 383 (2. Ausg. 1859.)

Man hat gesagt, daß die Gestalt Mignon's ein Tribut sei, den Goethe der Romantik dargebracht habe, und selbst Novalis, der von dem Goethe'schen Romane behauptete, daß in ihm das Romantische und die Naturpoesie zu Grunde gehen, Natur und Mysticismus in ihm ganz vergessen seien, hat sich doch dem tiefen Eindrucke der Romantik in Mignon und dem Harfner nicht zu entziehen vermocht. Aber der Poet der blauen Blumenmystik verlangte allerdings mit Unrecht, daß der Dichter der Tageshelle das Krankhafte als das Gesunde, das Dunkle als das Lichte darstellen und feiern sollte. Dagegen bewunderte es vielmehr Schiller als einen der schönsten Züge des denkenden Dichters, „daß derselbe das furchtbar Pathetische, das praktisch Ungeheure im Schicksale Mignon's und des Harfenspielers von dem theoretisch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verstandes abgeleitet habe, so daß der reinen und gesunden Natur nichts aufgebürdet werde". Denn „nur im Schooße des dummen Aberglaubens" — setzt er hinzu — „werden diese monstrosen Schicksale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenspieler verfolgen". Er findet es vortrefflich, daß der Dichter „diese ungeheuren Schicksale" — und wir werden sehen, daß der Harfner selbst von einem „unerbittlichen Schicksale" spricht, das ihn verfolge und seine Nähe allen denen verderblich mache, die an ihm Theil nehmen — „von frommen Fratzen ableite", und er nennt den Einfall des Beichtvaters: eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein schweres Verbrechen, das er aus Menschlichkeit verschweige, dadurch abbüßen zu lassen, einen würdigen Repräsentanten dieser ganzen Denkungsweise.

Erinnern wir uns, um das Gewicht dieses Schiller'schen Urtheils ganz zu würdigen, an die erst am Schlusse der Dichtung erzählte Vorgeschichte Mignon's und ihrer Eltern. Unnatur ist der Boden, in welchem ihr Dasein wurzelt. Einem grillenhaften Vater, einem lombardischen Markese, wird von seiner Gattin nach drei Söhnen noch im späteren Lebensalter eine Tochter, Sperata, geboren. Aus

Furcht vor dem Lächerlichen — denn die Klaſſe der Geſellſchaft, der ſein Stand angehört, findet ein ſolches natürliches Ereigniß, einen ſolchen Beweis ſpäter ehelicher Zärtlichkeit lächerlich, — trägt er Sorge, die Geburt dieſes Kindes aller Welt, mit Ausnahme ſeines Beichtvaters und eines vertrauten Freundes, zu verheimlichen. Seine Abſicht gelingt ihm. Das Kind, in der Ferne geboren, von Fremden erzogen und von jenem Freunde für ſeine Tochter ausgegeben, wächſt heran zu wunderbarer Schönheit, ohne daß nach dem Tode des Vaters die Brüder in der unſern von ihnen wohnenden Jungfrau ihre Schweſter ahnen. Auguſtin, der jüngſte der Brüder, eine ſchwärmeriſche, ganz ſeinen Studien, wie der Muſik und Dichtkunſt zugewendete Natur, der gegen den Willen des Vaters das Kloſter und den geiſtlichen Beruf erwählt hat, lernt Sperata kennen. Die Liebe zu ihr heilt ihn von den religiöſen Ueberſpannungen, in denen er ſich bis dahin unabläſſig verzehrt hat. Seine Liebe wird erwiedert, er entdeckt ſich ſeinen Brüdern und erbittet von ihnen, daß ſie ihm zur Befreiung von ſeinen geiſtlichen Gelübden verhelfen ſollen. Sie ſind dazu bereit, aber in dem Augenblicke, wo ſie mit ihrem Beichtvater darüber verhandeln, erfahren ſie, daß — Sperata ihre und Auguſtins leibliche Schweſter ſei.

Inzwiſchen iſt Sperata bereits Auguſtins Weib geworden. Der Unglückliche weiſt anfangs die ihm von den Brüdern gemachte Entdeckung als ein Märchen zurück. Als er die Wahrheit nicht mehr beſtreiten kann, bekämpft die Sophiſtik ſeiner Leidenſchaft die Folgen, welche dieſe Entdeckung für ihn nach Geſetz und Sitte haben ſoll. Aber die Kirche iſt wachſam. Es gelingt ihr, den Unglücklichen wider ſeinen Willen in ſein Kloſter zurückzuführen, wo der Schleier der geheimen Kirchenzucht das Aergerniß verdecken ſoll. Sperata indeſſen ſoll geſchont werden; ſie ſoll nicht erfahren, daß ihr Geliebter, der Vater des Kindes, das ſie heimlich geboren hat, zugleich ihr Bruder ſei. Aber ſie ſoll trotzdem auf die nothwendige ewige Trennung von ihm vorbereitet werden. Um dies

zu bewirken, wird ihr von dem Pater, dem man sie überantwortet hat, das Vergehen sich einem Geistlichen ergeben zu haben, als eine Sünde gegen die Natur, als ein Incest dargestellt. Bei ihrem von Natur zur Religiosität geneigten Gemüthe wird der beabsichtigte Zweck nur zubald erreicht. Zerknirscht entsagt sie auf ewig dem Geliebten, der während dessen in strenger Klosterhaft gehalten, nichts von Mutter und Kind erfährt, und in dessen weichem Herzen mehr und mehr die altgewohnten Begriffe seiner Religion, die ihn für einen Verbrecher erklären, Herrschaft gewinnen über das freie Nachdenken seines ungebundenen natürlichen Verstandes. Das Kind Sperata's, bei seiner Geburt ihr Glück und ihre Wonne, wird Gegenstand ihres Abscheues und ihrer Verzweiflung, als wenn das wahre Verhältniß selbst ihr bekannt gewesen wäre, und der Geistliche triumphirt über das Kunststück, daß es ihm gelungen ist, in der Reue der Unglückseligen Gott ein gleiches Opfer derjenigen Reue und Buße verschafft zu haben, welche die Aermste empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte! — Die Künste dieser „frommen Fratzen" — wie Schiller sie nennt — tragen ihre Frucht. Die herzzerrissene Mutter verfällt in stillen Halbwahnsinn, der schließlich, als das Kind, welches man schon lange von ihr genommen hat, verschwindet und von ihr und Andern in den Fluthen des Sees ertrunken geglaubt wird, in fromme wundersüchtige Exaltation ausläuft und sie als Visionärin und Heilige enden läßt.

Das Kind dieser unbewußten Sünde, das Erzeugniß und schuldlose Opfer der Unnatur, ist Mignon. Vater- und mutterlos wächst es auf bei guten Leuten am See, zu denen es die Oheime gebracht, und zeigt bald eine sonderbare Natur. „Es konnte sehr früh laufen und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen; es sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in seinen Sprachwerkzeugen zu

liegen". Klettern und Springen, in Knabentracht die Kunststücke herumziehender Seiltänzer nachzuahmen, weit in die Schluchten und auf die Berge zu laufen erscheint als ihr natürlicher Trieb und ihre Lust; und man läßt sie gewähren, weil man sicher ist, sie auch nach längerem Ausbleiben immer wieder unter den Marmorsäulen der Villa am See wiederzufinden, wo sie auf den Stufen von ihren Irrgängen auszuruhen oder schweigend die Marmorbilder in der offenen Halle zu betrachten sich gewöhnt hat.

Aber dieses nachsichtige Gewährenlassen wird bestraft und das Kind bleibt eines Tages aus. Man findet seinen Hut auf dem Wasser des See's schwimmen, und da alle Nachforschungen sich als vergeblich erweisen, vermuthet man, daß es bei seinem Klettern von einem der überhangenden Felsen gestürzt und in der Tiefe des See's begraben sei.

Dem ist jedoch nicht also. Umherziehende Gaukler haben das auf seinem Umherstreifen verirrte Kind gefunden und statt die Kleine, wie sie ihr versprochen, nach Hause zu geleiten, sie nur um so eiliger als einen guten Fang und Zuwachs für ihre Gesellschaft mit sich fortgeführt. Nachts in der Herberge hört sie, die man schlafend glaubt, die rohen Scherze über ihre Angst und die Betheuerungen, daß sie den Weg nimmer zurück nach Hause finden solle, den Weg nach ihrer Heimath, den sie den grausamen Menschen so genau beschrieben hatte. „Da überfiel das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erschien und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle. Es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß sie künftig Niemand mehr vertrauen, Niemand ihre Geschichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und sterben wolle". So ist auch diese ihre verhängnißvolle Entführung aus der Heimath in die unbekannte Fremde eine Folge des Geheimnisses, in welches fremde Schuld sie vor sich selbst gehüllt hat; denn die Räuber, welche sich beeilt haben würden, das gefundene

Kind des vornehmen Geſchlechts der Cipriani in ſichrer Hoffnung auf reiche Belohnung zurückzubringen, empfinden keinen Anreiz, dem Kinde der namenloſen Landleute am See dieſelbe Gunſt angedeihen zu laſſen.

Jenſeits der Alpen, weit, weit von ihrer ſchönen italiſchen Heimath, im kalten deutſchen Norden taucht die Verlorne, die Geraubte wieder auf, im bunten Gauklerwämschen als Wunderkind und Mitglied einer Seiltänzerbande. Der Held der Dichtung wird von dem Sonderbaren und Räthſelhaften der Erſcheinung betroffen und angezogen, deren Geſchlecht, ob Knabe oder Mädchen, er anfangs kaum zu erkennen vermag. „Ein kurzes ſeidnes Weſtchen mit geſchlitzten ſpaniſchen Aermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen ſtanden dem Kinde gar artig. Lange ſchwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuſelt und gewunden". Seine erſten Fragen beantwortet Mignon nur durch einen ſcharfen ſchwarzen Seitenblick, worauf ſie ſich ſchweigend von ihm losmacht. Die geiſtreiche Philine bezeichnet ſie treffend als ein „Räthſel". Erſt bei der zweiten Begegnung giebt ſie Wilhelmen in gebrochenem Deutſch kurze halb unverſtändliche Antworten: Man nennt ſie Mignon; ihre Jahre „hat Niemand gezählt"; ihr Vater? „der große Teufel iſt todt"! Es iſt das Geheimnißvolle, Verſchloſſene, Räthſelhafte in der Erſcheinung und dem Zuſtande dieſes Weſens, mit einem Worte das ahnungsvoll Poetiſche, was Wilhelm „unwiderſtehlich anzieht" und ſeine Phantaſie unaufhörlich beſchäftigt. „Er ſchätzte ſie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen ſtärkeren Wuchs verſprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig aber auffallend; ihre Stirn geheimnißvoll, ihre Naſe außerordentlich ſchön und ihr Mund, — ob er ſchon für ihr Alter zu ſehr geſchloſſen ſchien und ſie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen".

Es folgt in der Dichtung die brutale Scene, welcher Wilhelm durch den Loskauf des gemißhandelten Geschöpfs von dem durch sein leidenschaftliches Einschreiten erschreckten Prinzipal der Seiltänzergesellschaft ein Ende macht. Aber erst nachdem die Bande die Stadt verlassen hat, kommt Mignon aus ihrem Versteck hervor, und durch Laertes Scherz, daß sie von den beiden Freunden gekauft und deren Eigenthum geworden sei, bis sie die von ihnen bezahlte Summe zurückerstatte, wird sie zu dem Entschlusse gebracht, die Geldschuld dadurch abzutragen, daß sie die Freunde aufwartend bediene. Eifrig entfernt sie jede Spur der Schminke von ihrem Gesichte, und möchte selbst das bescheidne Roth, welches ihre schöne natürlich braune Gesichtsfarbe erhellt, durch fortgesetztes Waschen und Reiben vertilgen, weil sie auch dies für Schminke hält. — Während sich darin ihr Widerwille, ja ihr Abscheu gegen die ihr aufgezwungne Gauklerbeschäftigung ausspricht, ist dies Behaben zugleich ein Zug, in welchem ein bedeutungsvolles Element ihres Wesens, ihre gänzliche Wahrhaftigkeit und ihr tiefer Abscheu vor jeder Art von Lüge und Verstellung symbolisirt erscheinen: Eigenschaften ihres Wesens, welche zugleich ihre Abneigung gegen alle äußere Schaustellung und gegen das ganze Schauspielerwesen, dem ihr Beschützer sich hinzugeben im Begriff ist, erklären. Dieser Zug ihres Wesens ist es zugleich, der sie mit der gebornen Schauspielerin, mit Philine, dem ersten weiblichen Wesen, mit dem der Dichter sie zusammenführt, und das auf ihr Schicksal eine so verhängnißvolle Einwirkung auszuüben bestimmt ist, von vorn herein in einem schneidenden Contraste erscheinen läßt. Um so verwandter dagegen ist sie eben durch diese ernste Wahrhaftigkeit und Verstellungsunfähigkeit ihrem Beschützer, der durch dieselben Eigenschaften seiner Natur von Anfang an zum eigentlichen Schauspielerberufe unfähig erscheint; und es liegt ein tiefer Sinn darin, daß sie, dies sonst so stummverschlossene Kind es ist, die im Schlosse des Grafen, als sie selbst sich beharrlich weigert, bei dem Festspiele

aufzutreten, auch ihren Beſchützer mit flehentlicher Bitte angeht, „von den Brettern zu bleiben“.

Der Dichter verweilt mit künſtleriſcher Liebe bei der Ausführung ihres äußeren Bildes und ihres Behabens, um die Wirkung erklärlich zu machen, welche Geſtalt und Weſen des „ſonderbaren“ Kindes auf Wilhelm ausüben und all' ſein Denken über ſie im Unbeſtimmten laſſen, während ihre Erſcheinung ihm „immer reizender“ wird. „In all' ſeinem Thun und Laſſen“, heißt es, „hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern ſprang; es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und ehe man ſich's verſah, ſaß es oben auf dem Schranke und blieb eine Weile ruhig“. Wilhelm bemerkt auch, daß es für Jeden eine beſondere Art von Gruß hat. „Ihn grüßte ſie ſeit einiger Zeit mit über die Bruſt geſchlagenen Armen“, — die von der Natur ſelbſt eingegebene Geberdenſprache zum Ausdruck des völligen Hingegebenſeins, welches gegenüber ſie ihrem geliebten „Herrn“, wie ſie ihn auch benennt, vom erſten Momente an empfindet, ein Gefühl, dem ihre wortloſe Verſchloſſenheit keinen andern Ausdruck zu geben vermag. Zu Zeiten iſt ſie ganz ſtumm, manchmal nur giebt ſie mehr Antwort auf verſchiedene Fragen, „immer ſonderbar, doch ſo, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem ſie ein gebrochenes, mit Franzöſiſch und Italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach“. Und ſo groß und mächtig iſt die Kunſt des Dichters, daß wir dieſe gebrochene und gehemmte Sprach- und Ausdrucksweiſe Mignons zu hören glauben, obſchon der weiſe Künſtler — merkt es Euch ihr modernen Realiſten — nicht ein einzigesmal ſeine Mignon in dieſer Sprechweiſe redend einführt! Das Bild wird vervollſtändigt durch folgende weitere Züge. „Das Kind war unermüdet in ſeinem Dienſte und früh mit der Sonne auf; es verlor ſich dagegen Abends zeitig, ſchlief in einer Kammer auf der nackten Erde und war durch nichts zu bewegen, ein Bett oder

einen Strohsack anzunehmen". Es erscheint dies als ein Gelübde, das sie der heiligen Mutter Gottes gethan, als ein Opfer für ihre von der Madonna erhoffte Rückführung in ihre Heimath — Gelübde und Opfer, wie ich sie in Italien bei Kindern gleichen Alters gleichfalls kennen gelernt, deren eines, ein elfjähriger Knabe, der mich in Sorrent bediente, für die Herstellung seines Schwesterchens der Madonna das Gelöbniß, den Sommer des Jahres hindurch nicht im Meere zu baden, als Opfer dargebracht hatte! Mignon aber ist Italiänerin und eifrige Katholikin. Sie geht allmorgendlich ganz früh in die Messe, und Wilhelm, der ihr einmal dorthin folgt, sieht sie „in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten". —

Ein unbewußter Zug und Drang ihres Innern hat sie vom ersten Augenblicke an zu Meister hingezogen. Ihm allein scheint sie zu vertrauen, zu den andern Personen hat sie in der ersten Zeit gar kein Verhältniß. Ihm zu gefallen ist ihr einziges Trachten. Ihm zu Liebe überwindet sie sich, das Kunststück des Eiertanzes ihm vorzuführen, das die Mißhandlungen ihres früheren Herrn ihr nicht abzuzwingen vermocht hatten. „Seine Farbe" ist es, welche sie von ihm erbittet, als er ihr zur Belohnung ihrer Kunst ein neues Kleid verspricht. Sie hat ihm abgesehen, daß er seit Marianens Verluste nur „das stille Grau, die Farbe der Schatten", zu seiner Kleidung gewählt hat; von gleicher Farbe will sie ihre Knabentracht, das neue Westchen mit den Schifferhosen. Noch immer bemerkt indessen Wilhelm nicht, aus welcher Tiefe verschlossener Empfindung dies Alles hervorgeht. Erst als Mignon derselben gegen ihn in jenem Augenblicke Worte giebt, wo Philinens leichtfertiger Wankelmuth ihn tief verletzt und seine Eifersucht gereizt hat — erst als sie dem von sich durchkreuzenden Entschlüssen Gequälten und Beunruhigten die Worte zuruft: „Herr, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden?" — erst da, als der Strom ihrer Zärtlichkeit für ihn durch die Schranken ihrer Natur

hindurchbricht und das ganze Weſen der in Krämpfen ſich windenden Creatur zuletzt in einen Bach von Thränen unaufhaltſam dahin zu ſchmelzen ſcheint, empfindet er, daß dies geheimnißvolle Geſchöpf mit ihrer Liebe und Treue auf ewig ihm ſich verbunden fühlt. Bei Beiden äußert ſich dieſes Gefühl, hier in der Empfindung des Vaters für ſein Kind, dort in der des Kindes für ſeinen Vater. Das Zauberwort: „Mein Kind! Du biſt mein! ich werde dich behalten, dich nicht verlaſſen!“ löſt ihren ſtarren unendlichen Schmerz, und Kind und Vater genießen, eins in den Armen des andern „des reinſten unbeſchreiblichen Glücks“, während vor der Thüre des Hauſes der unglückſelige wahre Vater des Kindes, deſſen Nähe, ja deſſen Daſein er nicht ahnt, ſeine Harfe und ſeine herzlichſten Lieder erklingen läßt.

Bald darauf ſingt Mignon ihrem Beſchützer, ihrem Vater, ihrem Geliebten das Lied von Italien, in das der Dichter all' ſeine eigene Sehnſucht nach dem Lande ſeiner Liebe gelegt hat. Sie will ihm zu erkennen geben, wohin es ſie zieht. Als er Italien nennt, bittet ſie ihn: „Gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier!“ Aber auf ſeine Frage: „Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine?“ giebt ſie keine Antwort; ſie wird ſtill und es iſt nichts weiter aus ihr herauszubringen. Ihr Schwur hat ihr die Lippen verſiegelt, — verſiegelt auch gegen den geliebteſten der Menſchen. Aber ihr ganzes Weſen, ihre ganze Natur iſt und beſteht, wie ſpäter der Arzt richtig erkennt, aus tiefer Sehnſucht; und zwar iſt dieſe Sehnſucht eine doppelte: nach ihrem Vaterlande, das ſie wiederſehen, und nach dem Geliebten, mit dem ſie Eins ſein möchte. Mit beiden Sehnſuchtswünſchen greift ſie in eine unendliche Ferne, beide Gegenſtände liegen unerreichbar vor dieſem einzigen Gemüthe, und ſo verzehrt ſie ſich ſelbſt in dieſer Doppelſehnſucht; an ihrer tief verborgenen Gluth verlodert innerlich dies wunderbare Weſen, das den Keim ſeiner Zerſtörung ſchon von Anfang in ſich trägt.

Der proſaiſch verſtändige Jarno, der ſie „ein albernes zwitterhaftes Geſchöpf“ nennt und nicht begreifen kann, wie Wilhelm „ſein Herz an ein ſolches Weſen hängen möge“, vermehrt nur noch des Helden liebende Theilnahme für das „gute kleine Geſchöpf“, das ſich ebendeßhalb nach jenem Geſpräche Wilhelms mit Jarno ſeines ungewöhnlichen Ausdrucks von Zärtlichkeit zu erfreuen hat. Mignon, ſonſt gewohnt, ihre heftigen Liebkoſungen von ihrem Beſchützer vielmehr abgelehnt zu ſehen, „hing ſich ſo feſt an ihn, daß er ſie zuletzt nur mit Mühe los werden konnte“. Aber noch rührender bricht ihr Gefühl hervor, als Wilhelm in einem jener ſchönen Ergüſſe ſeines warmen Herzens die Vornehmen, über deren Mangel an herzlicher Gemüthlichkeit ſeine Genoſſen ſich beſchweren, vielmehr als bedauernswerth denn als zu ſchelten darſtellt, weil ſie von dem Glücke, das er und ſeinesgleichen als das höchſte erkennen, ſelten eine erhöhte Empfindung haben. „Nur uns Armen“, — ruft er aus, „die wir wenig oder nichts beſitzen, iſt es gegönnt, das Glück der Freundſchaft in reichem Maaße zu genießen. Wir können unſre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunſt befördern, noch durch Geſchenke beglücken. Wir haben nichts als uns ſelbſt. Dieſes ganze Selbſt müſſen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben ſoll, dem Freunde das Gut auf ewig verſichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für die Geber und Empfänger! In welchen ſeligen Zuſtand verſetzt uns die Treue! ſie giebt dem vorübergehenden Menſchenleben eine himmliſche Gewißheit, ſie macht das Hauptkapital unſeres Reichthums aus“.

Es iſt die ſchönſte Charakteriſtik Mignon's, daß der Dichter ſie bei dieſen Worten ſich dem Sprechenden, der ohne es zu ahnen in denſelben ihr innerſtes Weſen und Gefühl für den Geliebten ausdrückt, nähern, ihre zarten Arme um ihn ſchlingen und ihr Köpfchen an ſeine Bruſt gelehnt ſich immer feſter an ihn anſchmiegen läßt. Denn daſſelbe Gefühl, dem ſeine beredten Worte den ſchönſten Ausdruck verleihen, das Gefühl unbedingter ewiger Treue.

und vollſtändigſten Hingegebenſeins iſt es, was ihre ganze Seele durchdringt und erfüllt. Es bewährt ſich dies Gefühl der todtverachtenden Treue in der folgenden Scene jenes Anfalls, den die Reiſenden durch räuberiſches Geſindel erleiden, wo Mignon den ſchwachen Arm zur Vertheidigung des Geliebten erhebt, und ſeine Wunden mit ihrem Haar zu verbinden ſucht; es ſteigert ſich durch die Eiferſucht auf Philinen, als Mignon's verrenkter Arm, deſſen ſchmerzhaften Zuſtand ſie tagelang verheimlicht, ſie zwingt, jener die Pflege des Geliebten zu überlaſſen, und es tritt mit verſtärkter Kraft hervor, als Philinens plötzliche Abreiſe ihrer Liebe und Treue wieder das Feld zur Bethätigung frei giebt.

Noch aber iſt ihr ſelbſt das geſchlechtlich ſinnliche Element ihrer Liebe und Neigung verborgen. Und wieder iſt es Philine, deren Leichtſinn ihr darüber in jener von dem Dichter mit ſo wundervoller Sinnlichkeit und doch zugleich mit ſo keuſchen Farben gezeichneten Nachtſcene, welche dem Feſte nach der erſten glücklichen Aufführung des Hamlet folgt, einen verhängnißvollen Aufſchluß zu geben beſtimmt iſt. Bei jenem Feſtgelage, bei dem man den ſüßen Wein auch für die anweſenden Kinder der Geſellſchaft nicht geſpart hat, flammt die ſüdliche italiſche Natur Mignon's in mänadenhafter Wildheit auf. Ihre Luſtigkeit ſteigert ſich zu einer Art von ſchwärmender Wuth. „Sie raſte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum, ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien ſie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinahe unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten oft in Erſtaunen ſetzen".

Jetzt erfolgt die Kataſtrophe, welche in Mignon's ganzem Weſen eine ihr Schickſal entſcheidende Wandlung hervorbringt. Wir erfahren dieſelbe in der Dichtung erſt ſpäter aus dem Munde des Arztes, dem Natalie das Bekenntniß Mignon's vertraut hat. Durch leichtfertige Reden Philinens erregt, „war ihr der Gedanke ſo reizend erſchienen, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne

daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche glückliche Ruhe zu denken wußte". Die Neigung für ihren Beschützer „war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam; in seinen Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerze ausgeruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, ihn freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr jener lustige Abend und die Stimmung des genossenen Weines den Muth, das Wagestück zu versuchen". Aber in dem Augenblicke, wo sie im Begriffe steht, ihr Vorhaben auszuführen, muß sie gewahren, daß eine Andere, — daß Philine ihr zuvorkommt! Sie empfindet unerhörte Qualen; „alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunklen Begierde und griffen die halbentwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung geschlagen hatte, fing mit einmal an zu stocken, und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen; sie konnte nicht zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen hin". —

Als Wilhelm sie am andern Morgen wieder sieht, erstaunt, ja erschrickt er über ihren veränderten Anblick. Sie scheint ihm über Nacht größer geworden zu sein. Aus dem Kinde ist eine Jungfrau geworden. „Sie trat mit einem edlen Anstande vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern sie ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort". Auch ihre Anrede lautet von jetzt an anders; sie nennt ihn fortan nicht mehr Herr, oder Vater, sondern mit seinem Namen, Meister. Dennoch kann sie sich nicht entschließen, sich von ihm zu trennen,

als er ſie zu Thereſe bringen laſſen will. „Behalte mich bei dir, Meiſter“, ſagt ſie, „es wird mir wohl thun und weh!“ Als er ihr vorſtellt, daß ſie nun herangewachſen ſei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung geſchehen müſſe, erwiedert ſie bedeutungsvoll: „Ich bin gebildet genug, um zu lieben und zu trauern“. Auch die Sorge für ihre Geſundheit durch Behandlung eines Arztes lehnt ſie ab mit den Worten: „Warum ſoll man für mich ſorgen, da ſo viel zu ſorgen iſt“. Alle andern Vorſtellungen, die Meiſter ihr macht, überhört ſie in ihrer Inſichverſunkenheit und endet ſchließlich mit den Worten: „Du willſt mich nicht bei dir? Vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zu dem alten Harfenſpieler, der arme Mann iſt ſo allein!“ Sie bekennt, daß ſie ſich nach dem Harfner „jede Stunde“ ſehne, obſchon ſie ſich früher vor ihm gefürchtet habe. Aber nur „ſeine Augen“, die Augen des Wachenden, waren ihr furchtbar; „wenn er ſchlief, ſetzte ſie ſich gern zu ihm, ſie wehrte ihm die Fliegen, ſie konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen“. Ein geheimnißvoller Zug der Natur und die Gleichheit des Unglücks verbindet ſie mit ihm, dem ſtummen Vertrauten ihrer Leiden, und ihn mit ihr — ſeinem unerkannten Kinde. Endlich läßt ſie ſich dennoch bewegen, mit Felix, — zu dem ſie das Mutterbedürfniß ihres Weſens hinzieht und in welchem ſie zuerſt mit ſeheriſcher religiöſer Ahnung Wilhelms Kind vermuthet hat — zu Thereſe zu gehen.

Fortan aber iſt ihr Leben nur noch ein ſchmerzhaftes Sichſelbſtverzehren. Ihre Herzkrankheit bildet ſich ſtärker und ſtärker aus, je mehr das arme Geſchöpf ſeine Reizbarkeit zu unterdrücken und die tiefen Empfindungen, die es durchglühen, in ſich zu verſchließen beſtrebt iſt. Als Natalie ſie bei dem Geburtstagsſchauſpiele in weißen lichten Gewändern, mit goldenem Gürtel und Diadem und mit goldnen Schwingen an den Schultern, die Lilie in der einen, das Gabenkörbchen in der andern Hand, in der Mitte ihrer Mädchen auftreten läßt, überraſcht ſie Alle durch das

engelhaft Verklärte ihrer Erſcheinung, und das Lied, das ſie am Schluſſe zur Zither improviſirt, das himmliſch ſchöne:

So laßt mich ſcheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus —

es iſt der Schwanengeſang des wunderbaren Weſens, das in dieſem Liede ſeine letzte Sehnſucht ausſpricht: die Sehnſucht nach der Gemeinſchaft mit „jenen himmliſchen Geſtalten", die „nicht nach Mann und Weib fragen", und in deren Bereiche ſie, die „vor Kummer zu frühe gealterte" — „auf ewig wieder jung" zu werden hoffen darf. —

Seitdem behält ſie das lange weiße Frauengewand ſtatt ihrer früheren Tracht bei. In dieſer veränderten Erſcheinung ſieht Meiſter ſie wieder, als er Nataliens Schloß beſucht. Sie erſcheint ihm völlig „wie ein abgeſchiedner Geiſt", als er ſie, mit ſeinem blühenden Felix auf dem Schooße, wiederfindet. „Es ſchien als wenn Himmel und Erde ſich umarmten". Die Liebe zu ſeinem Kinde, zu dem Weſen, das ihm die unglückliche Mariane geboren, iſt jetzt das Einzige, was ſie an das Leben feſſelt. „So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, ſoll dieſer die Lücke ausfüllen", ſpricht ſie, als ſie dem Geliebten zum Wiederſehnswillkommen ruhig lächelnd die Hand reicht. Sie weiß, daß ſie nicht lange mehr auf Erden etwas bedürfen wird. Dies Bewußtſein giebt ihrem Weſen eine milde Ruhe und ihrer Liebe zu ihrem Beſchützer eine himmliſche Sanftheit. Sie ſcheint ſich allmälig wieder mehr und mehr an ſeine Gegenwart zu gewöhnen, ja nach derſelben zu verlangen, ihm ihr Herz wieder völlig aufzuſchließen und überhaupt mehr Heiterkeit und Luſt am Leben zu zeigen. Sie hängt ſich beim Spazierengehn, da ſie leicht müde wird, gern an ſeinen Arm. Wie rührend iſt es, wenn der Dichter erzählt: „Nun, ſagte ſie, Mignon klettert und ſpringt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die

Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause auf's andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Da endlich tritt das Letzte ein. Therese, Wilhelms Verlobte langt auf dem Schlosse an. Mignon, mit Felix wettlaufend, ist die Erste, die ihre Ankunft verkündet; aber als sie Wilhelm und Therese einander in die Arme stürzen sieht, als sie hört, wie auch ihr Felix sich von ihr abwendend die Neuangekommene als „Mutter" begrüßt, — da bricht ihr lange schon zum Tode krankes Herz. „Sie fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen todt nieder". —

Die folgenden Exequien geben mit ihrer ausführlichen Schilderung ein künstlerisches Gegengewicht zu dem erschütternden Ereigniß dieses Todes; der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. So urtheilt Körner in seinem Briefe an Schiller, und dieser selbst theilt die Empfindung des Freundes. „Dieses reine und poetische Wesen", sagt er, von Mignon's Todesfeier sprechend, „eignet sich vollkommen zu diesem poetischen Leichenbegängnisse. In seiner isolirten Gestalt, in seiner geheimnißvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentirt es die Stufe des Alters, auf der es steht; es kann zur reinsten Wehmuth und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Individuum unstatthaft sein würde, wird hier erhaben und edel*).

Die Auflösung der pathetischen, das heißt der leidenschaftlich-leidvollen in die schöne Rührung bei der Wirkung von Mignon's Schicksal ist es, was Schiller als besonders gelungen rühmt. Sein

*) Körner Briefe 3, 386. Schiller Br. mit Goethe 1. 166.

Wort, nach welchem Mignon's Geſtalt „wahrſcheinlich bei jedem erſten und auch zweiten Leſen der Dichtung die tiefſte Furche zurücklaſſen werde", hat ſich erfüllt und wird ſich immer auf's Neue erfüllen, ſo lange das Gefühl für das Tragiſche und für den Zauber der Poeſie des Leidens nicht in der Menſchenbruſt erſtorben ſein wird. Das Tragiſche aber in dieſem Sinne iſt dasjenige, welches die tiefſinnigſte Frau Deutſchlands in die Worte gefaßt hat: Tragiſch iſt das, was wir durchaus nicht verſtehen — wohin unſere innerſte Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und hält; wenn dies uns zerſtört und — alle Kraft nur dazu dient, die Zerſtörung zu faſſen und zu fühlen. —

Zweite Abtheilung.

Die Frauen der Goetheschen Wahlverwandtschaften.

Ottilie.

Ottilie.

Werther und die Wahlverwandtschaften, der erste und der letzte Roman Goethe's, sind beide aus eignen Erlebnissen des Dichters hervorgegangen, behandeln beide psychologische Probleme, mit deren Lösung er selbst gerungen, krankhafte Seelenzustände und leidenschaftliche Verhältnisse, aus denen er sich selbst zu befreien die Kraft gehabt hatte. Sie sind also in erhöhtem Maaße — was Goethe von allen seinen Dichtungen aussagt — Selbstbekenntnisse des Dichters. Allein der große Unterschied zwischen beiden Werken ist der, daß merkwürdigerweise der Goethe, der mit vierundzwanzig Jahren den Werther schrieb, in viel größerer Freiheit über dem stofflichen Inhalte seiner Dichtung stand, als der Sechzigjährige, der, während er die Leiden Ottiliens und Eduards schilderte, das eigne Herz noch von tiefer Wunde bluten, die Hand noch von der Gluth und Pein leidenvoller Leidenschaft nachzittern fühlte.

Dies tritt uns vor Allem entgegen in der Zeichnung Ottiliens, nach deren Namen der Dichter ursprünglich die anfangs nur auf eine kürzere Novelle angelegte Dichtung benennen wollte*). Wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier sein bekannter Ausspruch: daß die Hand, welche noch von eigner Leidenschaft bebe, nicht fähig sei, Leidenschaft richtig zu zeichnen. —

Wir sind, im Vergleich zum Werther, leider nur sehr unvoll-

*) Riemer II, S. 604.

ſtändig unterrichtet von den Umſtänden und Verhältniſſen der Liebesepiſode in Goethe's Leben, aus welcher der Roman der Wahlverwandtſchaften erwachſen iſt. Alles was darüber bekannt geworden iſt, beſchränkt ſich auf folgende Mittheilung, welche der engliſche Biograph Goethe's (Lewes II, 311) bekannt gemacht hat. In der Familie des mit Goethe nahe befreundeten Buchhändlers Frommann zu Jena lebte um das Jahr 1807 ein junges Mädchen, Minna Herzlieb, als angenommenes Kind des Hauſes. Sie war ſchon als Kind ein Liebling Goethe's geweſen; zur Jungfrau herangewachſen, übte ſie auf ihn einen Zauber, gegen den ſeine Vernunft ſich vergebens ſträubte. Der Unterſchied der Jahre war groß; aber wie oft ſchenken junge Mädchen die erſte Blüthe ihrer Neigung Männern, die ihre Väter ſein könnten, und wie oft glühen Männer in vorgeſchrittenem Alter noch von der Leidenſchaft der Jugend! In den Sonetten, die Goethe an Minna Herzlieb richtete, und in den Wahlverwandtſchaften, mit denen er ſich von den ſchmerzlichen Eindrücken dieſer Leidenſchaft zu befreien ſuchte, kann man es leſen, wie ſtark die Gluth dieſer Leidenſchaft war, und wie mächtig er ſich dagegen wehrte. Sie hatte ihn befallen, kaum ein Jahr, nachdem er ſeiner Verbindung mit Chriſtiane Vulpius die kirchliche Weihe gegeben hatte, und es ſcheint, als habe er, von ihr hingenommen, ſelbſt an eine Löſung ſeiner Ehe gedacht. Was ihn rettete, war neben der eignen Kraft auch die ſorgende Umſicht der Freunde, welche den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft in eine ferne Penſion ſchickten und durch völlige Trennung beide Theile vor Unglück bewahrten.

Dieſe Minna Herzlieb, deren Name in einem liebevollen Wortſpiele des „Charade“ überſchriebenen Goethe'ſchen Sonetts aufbewahrt iſt*), gab dem Dichter das Motiv zu der „Ottilie“ der

*) Es iſt das ſiebzehnte und letzte der Sonette. Auch in dem zehnten iſt eine Anſpielung auf den Namen der Geliebten in der Zeile:

„Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Weſen!“

Wahlverwandtſchaften. Sie wurde nicht lange darauf die Gattin eines jungen Gelehrten. Goethe aber fühlte die Wunde noch lange im Herzen nachbluten. Er ſelbſt ſchrieb ſpäter von dem Tage, an welchem der Druck der Wahlverwandtſchaften beendet ward: „Niemand verkennt an dieſem Roman eine tiefleidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet. Der dritte October 1809 befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts ſich ganz hätte verlieren können". Und ebenſo empfahl er um dieſelbe Zeit ſeinem Freunde Zelter das neue Werk mit den Worten: „Der durchſichtige und undurchſichtige Schleier der Dichtung werde ihn nicht verhindern, bis auf die eigentlich intentionirte Geſtalt hineinzuſehen".

Dieſe „eigentlich intentionirte Geſtalt" iſt eben keine andere als die verlorne Geliebte des Dichters, der entſagen zu müſſen ſein Herz mit dem tiefſten Schmerze erfüllte. Die Idealgeſtalt Ottiliens, zu der er ihr Bild in der Dichtung umzuzeichnen verſuchte, trägt daher auch nothwendig die Spuren einer durch tiefleidenſchaftliche Bewegtheit in ihrer Freiheit mannigfach beeinträchtigten und geſtörten Hand des zeichnenden Dichters, und wenn Goethe ſpäter gegen Eckermann äußerte: „daß in den Wahlverwandtſchaften kein Strich ſei, der nicht erlebt, aber auch keiner, ſo wie er erlebt ſei", ſo iſt dies Letztere leider bei der Zeichnung Ottiliens in einem Maaße vorherrſchend, das dem Bilde nicht immer zum Vortheile gereicht. Denn hauptſächlich in dem naturbeſtimmten Weſen in dem Charakter und Schickſale der Heldin der Dichtung liegt die wahre Urſache jenes Eindrucks des „Bänglichen", den Goethe ſelbſt als den weſentlichen Eindruck der Dichtung bezeichnete, von der ihm ſelbſt ſein ſonſt immer zu enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung und Bewunderung bereiter Freund Zelter geſtand, „daß ſie geiſtig wirke, ohne wohlthuend zu ſein".

Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, wie Goethe die beiden Hälften ſeines eignen Weſens in den beiden brüderlich verbundenen Freunden,

in Eduard und dem Hauptmanne, künſtleriſch dargelegt hat; aber es iſt ſchwer oder vielmehr unmöglich, die Geſtalt Ottiliens mit ihrem Urbilde zu vergleichen. Das Wenige, was wir von dem letzteren wiſſen, iſt im Widerſpruche mit dem dichteriſchen Abbilde. Minna Herzlieb war, wie ihre weitere Geſchichte beweiſt, vor allen Dingen eine jugendfriſche, körperlich und geiſtig geſunde Natur, und dieſe Geſundheit ihres Weſens verſtattete ihr, ſich aus der Verwirrung einer jugendlichen Liebesleidenſchaft zu erretten und in der Ehe mit einem gleichalterigen mäßig geliebten Manne Erſatz für eine Liebe zu finden, gegen deren Erfüllung ſich die Rückſicht auf Geſetz und Sitte, Lebens- und Altersverhältniſſe gleichmäßig als ſchwer überwindbares Hinderniß erweiſen mußte. Die Ottilie des Dichters dagegen iſt von Hauſe aus das Gegentheil. Sie trägt körperlich und geiſtig den Stempel einer Krankhaftigkeit, die uns von Anfang an in ihrer Erſcheinung unjugendlich und unheimlich anmuthet.

Ottilie iſt die Tochter einer Jugendfreundin und Verwandten Charlottens. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter iſt ſie als eine arme mittelloſe Waiſe der Fürſorge Charlottens anheimgefallen, die ſie mit ihrer gleichalterigen Tochter Luciane in einem Penſionate erziehen läßt, in welchem ſie durch den Uebermuth der Letzteren die Abhängigkeit ihrer Lage ſchwer zu empfinden hat. Ein Jahr vor dem Beginne der Erzählung hatte Charlotte, damals Wittwe ihres erſten Gatten, den Verſuch gemacht, ihrer geliebten Pflegetochter durch eine Verbindung mit dem als Wittwer von Reiſen zurückkehrenden Eduard eine glänzende Partie zuzuwenden; aber dieſer wohlmeinende Plan war an Eduard's hartnäckigem Verlangen nach der Hand Charlottens, ſeiner Jugendgeliebten, geſcheitert, ein Verlangen, das ihn über die aufblühende verſprechende Schönheit Ottiliens hinwegſehen ließ. Doch verfehlt dieſer Umſtand, den Eduard erſt ſpäter, nachdem ſich bereits die volle Gewalt der Leidenſchaft für Ottilien ſeiner bemächtigt hat, durch den Hauptmann, den Mitwiſſer jenes Planes, erfährt, nicht ſeine

Wirkung und ſeinen Einfluß auf ihn auszuüben und ihn in ſeiner Leidenſchaft und in der Ueberzeugung von der Berechtigung derſelben zu beſtärken.

Der Dichter hat Sorge getragen, uns die Geſtalt Ottiliens, ehe ſie noch ſelbſt in dem dargeſtellten Verlaufe des Romans vor uns auftritt, von vielen Seiten beleuchten zu laſſen. Die Berichte lauten ſehr verſchieden. Die Briefe der Penſionsvorſteherin klagen, „daß ein ſo ſchön heranwachſendes Mädchen ſich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle“. Ihr beſcheidenes Zurücktreten, die ſtets gefällige Dienſtbarkeit, der gänzliche Mangel an Sinn für Toilette, ihre übermäßige Enthaltſamkeit im Eſſen und Trinken, für die jedoch in einem körperlichen Leiden an Kopfſchmerz eine Art von Erklärung angeführt wird, ſind ebenſoviele Anläſſe zur Unzufriedenheit mit dem „übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde“. Ganz anders lauten die Berichte des Gehülfen. Er bezeichnet Ottilien als ein Weſen, das, wenn auch nicht zu irgend welcher äußern Repräſentation, wie ihr Gegenbild Luciane, ſo doch ſicher „zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu ſeinem eignen Glücke geboren ſei“. Nach ihm iſt ihr ganzes Weſen auf langſame und ſpäter auf gründliche und kernhafte Entwicklung angelegt. Sie begreift langſam und ſchwer, und nur im Zuſammenhange, bei langſamem Unterrichte, während ſie einem raſcheren Lehrer nicht zu folgen vermag und „unfähig, ja ſtöckiſch vor einer leicht faßlichen Sache ſteht, die für ſie mit Nichts zuſammenhängt. Dabei iſt ſie, obſchon ſie Vieles und recht gut weiß“, nicht Herrin über ihr Wiſſen; ſie kann „nicht äußern, was in ihr liegt und was ſie vermag“, und erſcheint deßhalb, wenn man ſie fragt oder bei einer ſonſtigen Prüfung als unwiſſend. Bei dieſer geiſtigen Schwerfälligkeit ſchildert der Gehülfe das junge Mädchen, an dem ſein Herz einen ſichtbaren Antheil nimmt, in ſittlicher Beziehung mit deſto helleren Farben. Sie iſt beſcheiden und bedürfnißlos, unfähig zu irgend welchem Scheinen, nie Etwas

für sich verlangend, tapfer bis zum Stoizismus im Ertragen ihres körperlichen Leidens und entschieden bis zur Unwiderstehlichkeit nur in dem sanft und ohne Worte, nur mit Blick und Geberde bittenden Ablehnen Dessen, was ihrem Wesen widerstrebt.

Wir sehen, es ist ein Mignonartiger Zug in diesem jungen, frühverwaisten, ohne die lebendige Liebe und die gesunde Lebensluft des Elternhauses unter Fremden erwachsenen, in einer „Pension" erzogenen und von einer hochmüthigen, eitlen, launenhaft übermüthigen Genossin unaufhörlich gedrückten Wesen, in dieser herbverschlossenen Natur, der die Gabe versagt ist, zu sagen, was sie fühlt und leidet. Aber gerade diese knospenhafte Insichgeschlossenheit verleiht auch ihr einen ganz besondern Reiz, der, verbunden mit der großen Schönheit ihrer äußern Erscheinung — an der vom Dichter besonders die holden Augen des „schönen, runden, himmlischen Gesichtchens" und die Anmuth der Bewegungen ihrer feinen, schlanken Gestalt hervorgehoben werden —, bei ihrem ersten Eintreten in den Kreis der Hauptpersonen des Romans sofort seine Wirkung übt.

Gleich am andern Morgen äußert Baron Eduard zu seiner Gattin, daß Ottilie „ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen sei", und ist nicht wenig betroffen, als ihm Charlotte verwundert bemerkt: daß ihre Nichte ja „bisher den Mund noch nicht aufgethan habe!" Trotzdem erweist sich aber in der That Ottiliens Eintritt in den Kreis des Hauses ihrer Pflegemutter nach allen Seiten und in allen Beziehungen als ein wohlthuender. Charlotte findet in ihr nicht nur eine treffliche Helferin in der Beschickung aller häuslichen Geschäfte, deren ganze Ordnung sie ebenso schnell begreift, ja wie es der Dichter ausdrückt „empfindet", als sie dieselben mit geschickter und für alle Hausgenossen erfreulicher und wohlthuender Thätigkeit zu handhaben weiß, sondern auch eine mittheilsame und unterhaltende Gefährtin ihrer einsamen Stunden. Den Männern wird ihre Schönheit um so mehr ein täglicher

Augentroſt, als Ottilie jetzt auch, auf den Wunſch Charlottens, kein Bedenken trägt, gegen ihre frühere Gewohnheit und Neigung, eine größere Sorgfalt auf Zierlichkeit und Putz in ihrer Kleidung zu verwenden, wobei ſie ebenſoviel Geſchicklichkeit als Feinheit des Geſchmacks bethätigt. Sowohl Eduard als der Hauptmann werden ſeit Ottiliens Eintritt in den Kreis des Hauſes geſelliger, aufmerkſamer, und wetteifern mit einander in freundlicher Huldigung gegen das junge, ebenſo liebenswürdige als ſchöne Mädchen, das hinwiederum ſeine anmuthige Dienſtbefliſſenheit gegen alle Hausgenoſſen zu Charlottens großer Freude mit jedem Tage zu ſteigern ſich beeifert. „Je mehr ſie“, heißt es, „das Haus, die Menſchen, die Verhältniſſe kennen lernte, deſto lebhafter griff ſie ein, deſto ſchneller verſtand ſie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerkſamkeit blieb ſich immer gleich, ſo wie ihre gelaſſene Regſamkeit. Und ſo war ihr Sitzen, Aufſtehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wieder-Niederſitzen ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechſel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man ſie nicht gehen hörte, ſo leiſe trat ſie auf.“

Es iſt ein ganz zufälliger Umſtand, der es veranlaßt, daß ſich gleich von vornherein Eduard mehr zu Ottilien geſellt, da Charlotte und der Hauptmann durch die gemeinſame Beſchäftigung mit den neuen Bauplanen und Parkanlagen vorwiegend auf einander angewieſen werden. Aber dieſer Umſtand wird verhängnißvoll. Wie von einer dunklen Naturnothwendigkeit getrieben ſchließen ſich bald dieſe beiden ſo verſchiedenen und doch wieder auch ſo verwandten Weſen enger und enger aneinander.

Zuerſt iſt es „eine ſtille freundliche Neigung“, welche Eduard gegen Ottilie in ſeinem Herzen empfindet. Ihre ausgeſuchte Zuvorkommenheit und Sorge für ihn in allen ſeinen kleinen Eigenheiten und Bedürfniſſen, mit der ſie Alles, was er wünſcht, zu fördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten verſteht,

macht ſie ihm bald wie einen freundlichen Schutzgeiſt unentbehrlich, ihre Abweſenheit ihm peinlich. Angezogen und ermuthigt von dem Kindlichen, das er ſich auch bei zunehmenden Jahren bewahrt hat, iſt Ottilie ihrerſeits in ſeiner Geſellſchaft und mit ihm allein, ebenfalls geſprächiger und offener als ſonſt. Schon als ſie noch Kind war, hat ſeine ſtattliche Schönheit auf ſie einen ſehr lebhaften Eindruck gemacht, als heranwachſende Jungfrau ihm von Charlotten als Gattin zugedacht, hat ſie Gelegenheit gehabt, dieſen Eindruck auf's Neue und in verſtärktem Maaße zu empfinden, und die Vereitlung jenes Planes iſt ſicher nicht ohne Wirkung auf ihr verſchloſſenes tiefinnerliches Weſen geblieben. Jetzt, in ſeiner Nähe, für ihn lebend und wirkend, erneuert ſich jener frühere Eindruck. Der im ſiebenten Kapitel des erſten Theils geſchilderte einſame Waldſpaziergang, nach welchem Ottilie dem für ihre Geſundheit ſorglichen Freunde das Miniaturbild ihres Vaters übergiebt, iſt dafür ein ſprechender Beweis, und Eduard empfindet ganz richtig, wenn er dieſe Handlung in dem Lichte anſieht, als ob ſich eine Scheidewand zwiſchen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Denn von dieſem Momente an iſt das Schickſal dieſer beiden Menſchen unwiderruflich entſchieden. Gleich die Art und Weiſe, wie Eduard bald darauf ihre Anſicht über den Bau des neuen Sommerhauſes mit leidenſchaftlicher Gewaltſamkeit zur entſcheidenden macht, der Stolz, den er darüber empfindet, daß die Andern Ottiliens Vorſchlag als den richtigſten und zweckmäßigſten anerkennen müſſen, zeigen uns, daß der Funke der Neigung bei ihm bereits zur Flamme der Leidenſchaft aufzulodern beginnt. Die Symptome der Entwicklung und Steigerung dieſes Zuſtandes — Eduard's Verleugnung ſeiner ſonſt ſo ängſtlich gewahrten Eigenheiten Ottilien gegenüber, und hinwiederum Ottiliens halb bewußtes, halb inſtinctmäßiges Eingehen und Sicheinleben in dieſelben, die Art, wie ſie, ihn am Claviere begleitend, ihre Spielart völlig zu der ſeinigen macht, ja ſogar ſeine Handſchrift ſich bis zur völligen

Gleichheit aneignet — von dem Dichter mit unvergleichlicher Meisterschaft gezeichnet, bleiben denn auch den beiden andern Personen nicht verborgen. Aber selbst mit der eignen, noch ernsteren und gefährlicheren Neigung für einander beschäftigt, sehen Charlotte und der Hauptmann diesen Zeichen „mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß". Jene Neigung Charlottens und des Hauptmanns ist aber dem Blicke Eduard's gleichfalls nicht entgangen und sicher ebensowenig der Aufmerksamkeit Ottiliens verborgen geblieben; denn nichts macht scharfsichtiger als die Liebe, sobald es sich darum handelt, das Weichen der Hindernisse zu erkennen, welche sich ihr entgegenstellen, und das Wachsen der Umstände wahrzunehmen, welche sie zu begünstigen scheinen. Jene Einsicht in das Verhältniß ihrer Pflegemutter zu dem Hauptmann, verbunden mit den ebenso geistreichen als leichtfertigen Erörterungen über die Ehe, welche der Besuch des Grafen und der Baronesse herbeiführt, und deren Ohrenzeuge sehr gegen Charlottens Willen das junge Mädchen sein muß, beschleunigen daher die Entwicklung von Eduard's und Ottiliens Liebesleidenschaft und bewirken es, daß sie seine stürmische Liebeserklärung bei Erblickung seiner von ihr liebevoll nachgebildeten Handschrift mit dem schweigenden Eingeständnisse ihrer Liebe erwiedert und ihm beseligt in die Arme und an das Herz sinkt.

Von diesem Augenblicke an ist dem leidenschaftlichen Eduard „die Welt umgewendet". Aus seinen Gesinnungen und Handlungen verschwindet alles Maaß, und zwar um so mehr, als er in diesem seinem Verhältnisse zu Ottilien zum Erstenmale in seinem Leben die Leidenschaft der Liebe kennen lernt. „Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn in's Unendliche. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm Alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andere Betrachtung steigt in ihm auf, kein Gewissen spricht

ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien."

Und Ottilie? Hören wir auch über sie den Dichter selbst.

„Ottilie", so heißt es am Schluße des dreizehnten Kapitels, „getragen durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen Andere, findet sie in sich einen Himmel auf Erden."

Dies ist einer von den Zügen in Ottiliens Wesen, welche uns beim ersten Eindrucke räthselhaft, ja fast möchte man sagen unheimlich anmuthen. Wie? Dies reine, edle, ganz auf Wahrheit gestellte Wesen, das für sittliche Empfindung so feines Gefühl hat, soll „getragen sein von dem Bewußtsein ihrer Unschuld", soll in ihrem Innern keine Spur von Abmahnung, keine Ahnung von Gewissenszweifeln empfinden, während sie durch ihre Liebe, durch Hingebung an den Ehegatten Charlottens, durch ihre heimlich unter den Augen und in dem eignen Hause derselben geführten Briefwechsel mit Eduard die geheiligten Rechte einer Gattin, einer Frau verletzt, in der sie ihre Pflegemutter, ihre treusorgende Freundin, ihre Wohlthäterin mit kindlicher Dankbarkeit zu verehren hat? Selbst Charlottens Versuche, die beiden Liebenden auf alle Weise auseinanderzuhalten, die „leisen Andeutungen, die ihr entschlüpften", sollen auf Ottilien nicht wirken, weil — nun, weil Eduard sie von Charlottens Neigung zum Hauptmann und von deren Wunsche, ihre Ehe mit Eduard geschieden zu sehen, überzeugt hat! Aber diese letztere Mittheilung ist ihr doch erst nach jenem Momente gemacht worden, in welchem sie das Geständniß von Eduard's Liebe mit dem ihrigen erwiederte, ohne eine Spur von Schuldbewußtsein zu empfinden! Und Charlottens schmerzvoll klagende Frage, die sie später an ihren Gatten richtet: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit, wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen

Vater entreißt?“ ist eine solche, welche sich jedes nicht alles sittlichen Bewußtseins baare junge Mädchen in ähnlicher Lage selbst thun müßte. Das Räthsel dieser psychologischen Unmöglichkeit scheint Manchen nur durch die Annahme lösbar, daß der Dichter hier das Abbild mit dem Urbilde verwechselt, daß sich Minna Herzlieb in seinem Bewußtsein an die Stelle Ottiliens gedrängt habe. Von Jener, meint man, konnte vielleicht das „getragen von dem Bewußtsein ihrer Unschuld“ gelten, von der Ottilie der Dichtung nimmermehr. Allein eine tiefere Betrachtung läßt erkennen, daß der Dichter zu seinem Verfahren berechtigt war, weil er mit diesen Zügen eben die Leidenschaft der Liebe in ihrer Alles verschlingenden Gewalt und das völlige Aufgehen des von ihr erfüllten Gemüths in der urtheilslosen Empfindung zur energischen Anschauung zu bringen beabsichtigte.

Als ein schlimmer Zug, als eine wirkliche Verzeichnung des hohen, edlen und reinen Charakters der Heldin des Romans, an den wir glauben sollen, erscheint aber allerdings die Art und Weise, wie Ottilie dem Geliebten, um ihm zu beweisen, daß der Hauptmann „nicht ganz redlich“ gegen ihn sei und handle, die Aeußerung des Letzteren gegen Charlotte über Eduard's „Flötendudelei“ hinterbringt. Diese Aeußerung des Freundes, so roh beleidigend sie auch ist, war nicht für ihr Ohr bestimmt; sie hatte dieselbe sicher gegen Wissen und Willen des Hauptmanns und Charlottens gehört, und sie mußte sich sagen, daß jene Aeußerung, an Eduard hinterbracht — sobald die Ueberbringende nicht hinzusetzen konnte, daß Charlotte dieselbe dem Hauptmann verwiesen oder ihn wenigstens zur Toleranz gegen eine Liebhaberei ihres Gatten ermahnt hatte, der doch an seinem Flötenspiele ein harmloses Vergnügen empfand und solches auch Andern zu bereiten glaubte, — auf Eduard den peinlichsten Eindruck machen und ihn nicht weniger, ja mehr noch als gegen den Freund, gegen seine Gattin einnehmen mußte, die dem Hauptmann solche Vertraulichkeit gestattete.

Eduard's Empörung darüber ist vollkommen berechtigt, aber es spricht weder für Ottiliens Verstand noch für ihr Herz, daß sie dieselbe durch ihre Unvorsichtigkeit herbeiruft, und der Zusatz des Dichters: „Kaum war es heraus, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen", vermag nicht das Peinliche und Häßliche dieses Zuges zu mildern.

Das Richtfest des neuerbauten Lusthauses bringt endlich die bisher von allen Seiten verdeckt gehaltene Lage der verschiedenen handelnden und leidenden Personen zur Klarheit. Die beiden Gatten sprechen sich zum Erstenmale gegen einander aus, doch beide nicht ohne Rückhalt. Charlotte, so offen sie sich auch sonst ausläßt, verschweigt ihre Liebe für den Hauptmann und die Gewalt, die sie sich angethan hat, den ernsten Vorsatz zu fassen, „auf eine so schöne und edle Neigung zu verzichten". Eduard sucht durch allerlei Wendungen Zeit zu gewinnen. Er beschließt endlich, sich auf einige Zeit zu entfernen, unter der Bedingung, daß Ottilie, auf deren Entfernung Charlotte gedrungen hat, im Hause bleibe.

Ottilie fühlt sich anfangs durch diese Trennung wie vernichtet; ihr Leiden, ihr Schmerz sind grenzenlos und es gelingt ihr erst dann, sich einigermaßen zu fassen, als sie sich überzeugt, daß es nicht auch auf ihre Entfernung abgesehen, daß ihr zu bleiben verstattet sei. Aber selbst als ihr Charlotte durch die Mittheilung von der bevorstehenden anderweitigen Verheiratung des Hauptmanns den Wahn zu benehmen sucht, als ob sie selbst, wie Eduard der Geliebten versichert hatte, an eine Verbindung mit dem Freunde denke, bringt diese Nachricht in Ottiliens Innern keineswegs die von Charlotten gehoffte Veränderung hervor. Sie wird vielmehr nur mißtrauischer gegen ihre Pflegemutter, beobachtet nur um so aufmerksamer jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. „Sie wird klug, scharfsichtig, argwöhnisch, ohne es zu wissen". Sie scheint ruhig, aber sie ist es nicht. All' ihr Interesse an Dem, was um sie her geschieht, bezieht sich auf Eduard, bezieht sich

darauf, ob ſie es als Zeichen ſeines baldigen Wiederkommens anzuſehen habe oder nicht. Sie fühlt nur, daß ſie mit ſeiner Entfernung Alles verloren hat, und empfindet in ihrem Zuſtande nur die „unendliche Leere“ ihres Herzens. Sie ſieht, daß Charlotte ihre Entſagung als ausgemacht und entſchieden annimmt; aber ſie entſagt dem Geliebten keineswegs, ſein Bild wird vielmehr nur täglich feſter in ihrem Innern.

Da geſchieht es, daß Charlotte ſich Mutter fühlt und, in dieſem glücklichen Umſtande die ſichere Bürgſchaft für die Herſtellung ihrer Ehe und ihres Glücks freudig begrüßend, Ottilien ihr hoffnungsreiches Geheimniß mittheilt. Ottilie „fühlt ſich betroffen, ſie geht in ſich ſelbſt zurück, ſie hat nichts weiter zu ſagen. Hoffen konnte ſie nicht und wünſchen durfte ſie nicht“. Eine „dunkle Fühlloſigkeit“ kommt über ſie, aus der ſie ſich nur mühſam durch vermehrte äußerliche Thätigkeit zu retten ſucht. Die mitgetheilten Auszüge aus ihrem während dieſer Zeit geführten Tagebuche geben uns keinen Aufſchluß über ihr Inneres. Der Inhalt derſelben iſt überhaupt eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Ein junges Mädchen — mit der Wunde einer Leidenſchaft wie die Ottiliens im Herzen, das, in ſolcher Lage, ſtatt Alles auf ſich und ihren Zuſtand zu beziehen, ſtatt ihre Leiden, ihre Verzweiflung, ihr Bangen und Hoffen, welche es keiner lebenden Seele anvertrauen kann, wenigſtens ſich ſelbſt auf den verſchwiegnen Blättern ſeines Tagebuchs auszuſprechen, vielmehr in demſelben vorwiegend nur allgemeine Maximen und Beobachtungen, Reflexionen und Bemerkungen über Kunſt, Religion, Leben und Menſchen verzeichnet, die eben ihrer Tiefe wegen nur das Reſultat einer langen Lebenserfahrung ſein können — ein ſolches junges, liebendes, von tragiſcher Leidenſchaft erfaßtes und beherrſchtes Mädchen iſt mindeſtens eine große Unwahrſcheinlichkeit. Wir haben von dieſen goldnen Sprüchen, die dem Dichter recht eigentlich nur als ausfüllende Lückenbüßer dienen mußten, für die Beurtheilung Ottiliens gänzlich abzuſehen.

Charlottens Niederkunft naht heran. Ottilie „hat sich zwar völlig ergeben", sie wünscht sich für Mutter und Kind und für Eduarden „auch noch ferner auf das Dienstlichste zu bemühen"; aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Ihre Verworrenheit steigert sich von Tag zu Tag; das Gefühl, wie reich sie gewesen und wie arm sie geworden, zerwühlt ihr das Herz. Endlich, als sie das von Charletten geborne Kind, das sie um des geliebten Mannes willen mit mütterlicher Zärtlichkeit pflegt, zum erstenmale auf ihren Armen in den hellen Frühlingssonnenschein hinausträgt, „wird es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse". Sie „glaubt sich fähig, dem Geliebten zu entsagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören".

„Wenn sie ihn nur glücklich wisse!" Diese Klausel giebt uns zu denken. Denn noch immer ist ihr Herz „von der Liebe zu Eduard, mit dem selbst ihre Träume sie im innigsten Verhältnisse halten, ganz gedrängt ausgefüllt", so daß selbst ihr Empfinden für die stille, tiefe Neigung des Architekten „auf der ruhigen, leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft" bleibt. Bei dem Besuche des Grafen und der Baronesse aber, die jetzt, dem Glücke der gehofften Vereinigung nahe, wieder im Schlosse erscheinen, „dringt ein unwillkürlicher Seufzer aus ihrem Herzen". Manchmal freilich, wenn sie sich den in der Welt umherschweifenden, von Allem, was ihm werth ist, durch sie getrennten Freund vorstellt, faßt sie den Entschluß: „es koste, was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen". Aber als dann endlich Eduard selbst zurückkehrend ihr zu Füßen stürzt, da vergehen im Anblick des Geliebten und seiner stürmisch hervorbrechenden Liebe alle diese Bedenken wie Spreu im Winde. „Ich bin die Deine", ruft sie aus, „wenn Charlotte es vergönnt!"

Sie erwiedert auf das Zärtlichſte ſeine Umarmung, ſie wechſelt „zum erſtenmale mit ihm entſchiedene freie Küſſe, und inmitten ihrer gewaltſamen ſchmerzlichen Trennung fuhr die Hoffnung wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter hinweg".

Aber zwiſchen Kelchesrand und Lippe ſtürzt ſich jetzt das Ungeheure des urplötzlich eintretenden Unheils. Das Kind Charlottens ertrinkt, ertrinkt durch ihre, durch Ottiliens, der Unſeligen, Unſchuldigen, Schuld.

Jedoch nicht dieſe Kataſtrophe iſt das wahrhaft Schreckliche. Weit entſetzlicher iſt die Wirkung, welche dieſelbe auf Ottilien ausübt, oder vielmehr — wir müſſen es ſagen — die der Dichter grauſamerweiſe durch dieſen Tod des in doppeltem geiſtigen Ehebruche erzeugten Kindes auf die Unglückſelige ausüben läßt. Denn während Charlotte jetzt zur vollen Einſicht gelangt, daß ſie die eigentliche Schuldige ſei, daß die Eingehung ihrer Ehe mit Eduard eine unbedachtſame Handlung, ihr bisheriges Widerſtreben gegen die Löſung des im tiefſten Grunde unſittlichen Ehebundes ein Unrecht geweſen iſt, daß für Ottilie und Eduard nur Rettung und Weiterleben möglich ſeien, wenn Ottilie ihm durch ihre Liebe zu erſetzen hoffen kann, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt habe, daß alſo die Scheidung der unglückſeligen Ehe und die Vereinigung der beiden durch unwiderſtehliche Wahlverwandtſchaft auf einander bezogenen und zu einander gezogenen Menſchen eine Nothwendigkeit ſei — wobei ſie zugleich die ferne Möglichkeit einer Erhörung der Wünſche des Hauptmanns wenigſtens nicht ganz abweiſt —, während ſie, ſage ich, durch jene Kataſtrophe aufgerüttelt ſo vollkommen richtig empfindet, und auch der klare, ruhige Verſtand des Hauptmanns, ihres Freundes, vollkommen ebenſo von dem Tode des Kindes berührt wird, der ihm zu der allſeitig glücklichen Löſung der verworrenen Verhältniſſe und zur Errettung der Betroffenen als ein nothwendiges Opfer erſcheint: iſt die Wirkung, welche dies Ereigniß und das traumwache An-

hören der Unterredung Charlottens mit dem Hauptmanne in Ottilien erzeugen, eine völlig entgegengesetzte, gewaltsame, eine über- und darum unnatürliche. Beim Erwachen aus jener Halbohnmacht steht ihr Entschluß, „nie Eduard's zu werden", plötzlich unerschütterbar fest. Dieser Entschluß ist für sie unmittelbare göttliche Eingebung: „auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin!" Dies Verbrechen zu büßen soll jetzt ihre einzige Lebensaufgabe sein. Charlotte und Eduard sollen, müssen verbunden bleiben. Sie will es; gleichviel, ob Eduard dadurch unglücklich bleibt, ob Charlotte und Eduard es beide wollen und wünschen oder nicht. Es ist für ihre Buße nothwendig, und sie knüpft daran in unerhörter Eigensucht sogar die Drohung des Selbstmordes! „In dem Augenblicke, in dem ich erfahre, Du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen!"

Wenn die bisherige absolute Unbewußtheit Ottiliens über ihr Handeln, der gänzliche Mangel jeder Gewissensbeunruhigung bei ihrer ersten Hingabe an die Leidenschaft für den Gatten ihrer mütterlichen Freundin uns als ein fast Unbegreifliches erschien, so erfüllt uns der furchtbare Egoismus dieser Entsagung in seiner unvermittelten Starrheit mit wahrhaftem Entsetzen. Auch vermag selbst Charlotte nicht an diesen alle Betheiligten durchaus überraschenden Entschluß zu glauben. Getäuscht von der scheinbar wiederkehrenden Ruhe Ottiliens, die jetzt sogar Charlotten „zu unterhalten und zu zerstreuen" sich bestrebt, nährt diese fort und fort „die stille Hoffnung, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen". Allein mit Ottilien steht es anders. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlt sie sich innerlich befreit von der Last ihres Vergehens. Sie hat sich selbst verziehen, aber nur unter der Bedingung des völligen Entsagens, und darum ist ihr diese Bedingung eine für alle Zukunft unerläßliche. Sie hat jedem Glücke für immer entsagt, und will nur in dem Lichte einer „durch ein unge-

heures Unglück geweihten" und darum ganz „dem Heiligen" gewidmeten Perſon betrachtet ſein. Jeder Verdacht, jede leiſe von Charlotten angedeutete Hoffnung der Möglichkeit einer Annäherung an Eduard regt ſie im Tiefſten zur Abweiſung auf, und kein Gedanke kommt ihr dabei, daß ſie mit dieſem ihrem Entſchluſſe, ſtatt etwas unwiderbringlich Zerſtörtes wieder aufzurichten, vielmehr nur noch das beſtehende Unheil vervollſtändigen und den Geliebten gleichfalls zu Grunde richten kann!

Und alſo geſchieht es. Charlottens geradezu unbegreifliches Abfordern des Verſprechens, Eduard *nie* wieder zu ſehen, nie mehr mit ihm zu ſprechen — eine Forderung, die mit Allem, was Charlotte bisher ſeit dem Tode des Kindes gethan und geſagt hat, äußerlich im offenbarſten Widerſpruche, aber, wie wir ſehen werden, mit ihrer innerſten Natur in deſto größerem Einklange ſteht —, beſchleunigt nur die endliche Kataſtrophe. Ottilie nimmt und hält dieſes „ſtrenge Ordensgelübde des Schweigens", das ſie „zufällig, vom Gefühl gedrungen, über ſich genommen", wie ſie ſelbſt ſagt, „vielleicht zu buchſtäblich". Sie iſt entſchloſſen, zu ſterben. Der Gedanke, daß ein „feindſeliger Dämon" ſie von Außen beherrſche, daß ſie gegen „die ungeheuren zudringenden Mächte" auch in der wiedergefundenen Einigkeit mit ſich ſelbſt keinen Schutz finden könne, treibt ſie zum Selbſtmorde durch freiwillige Enthaltung von Speiſe und Trank. Erſt jetzt, erſt nachdem ſie, ohne daß Jemand es ahnet, dieſen Entſchluß gefaßt hat, überläßt ſie ſich noch einmal in den letzten Tagen dem Glücksgenuſſe liebevollen ſchweigenden Beiſammenſeins mit dem Geliebten. Sie will und kann ſich jetzt „dieſer ſeligen Nothwendigkeit nicht entziehen", die das Eine zum Andern von ſelbſt und ohne Vorſatz hinbewegt, dieſes Glücksgefühls der ſchweigenden, reinen Nähe, die ohne Blick und Worte, ja ohne Geberde und Berührung Beiden genügt, Beide völlig beruhigt, ja Beide nicht als zwei Menſchen erſcheinen läßt, ſondern als Einen, im bewußtloſen vollkommenen

Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt. „Das Leben war ihnen ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie nur miteinander fanden.“

Und ein ſolches Menſchenpaar ſehen wir getrennt, auseinandergeriſſen und dem Untergange und der Vernichtung zugeführt werden — nicht durch die Wirklichkeit und den Zufall, was jammervoll und kläglich genug wäre, ſondern durch die Willkür des frei ſchaffenden Dichters ſelbſt, deſſen ſchönſtes Vorrecht eben die Freiheit der Geſtaltung, deſſen höchſte, künſtleriſch-ſittliche Pflicht es iſt, die Vernunft innerer Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit erhebend und tröſtend für das Menſchenherz an die Stelle der Laune des Zufälligen zu ſetzen! Fürwahr, das iſt nicht tragiſch; das iſt ein *μιαρόν*, ein Gräßliches im Sinne der antiken Aeſthetik, eine Sünde wider den heiligen Geiſt der Kunſt!

Vergebens wendet der Dichter alle ſeine eigne Liebe zu der Geſtalt Ottiliens auf, in welcher ſein Auge immer zugleich die eigne Geliebte erblickt, der er und die ihm entſagen müſſen. Die Liebesworte, mit denen er ſie beſonders gegen den Schluß hin ſo reichlich bezeichnet, wenn er ſie bald „das gute“, „das ſchöne“, „das liebe“, „das herrliche“ oder gar „das himmliſche Kind“ nennt, finden keinen vollen Widerklang im Herzen des unparteiiſchen Leſers, und die ſchließliche Erhebung der todten Heldin zu einer Art von heiliger Märtyrerin im Sinne des katholiſchen Wunderglaubens, deren Leichnam „zufällig oder durch beſondere Fügung“ (!) Wunderkuren bewirkt, vermehrt nur den Eindruck des Unheimlichen und Ungeſunden, welcher in Ottiliens Geſtalt und Schickſal vorwaltet.

Mit einem Worte: Ottilie iſt kein Erzeugniß geſunden, kräftigen Lebens und Empfindens; ſie iſt ein Geſchöpf greiſenhafter Reflexion. Goethe geſtand in einem Briefe an Bettinen, „daß er es ſich zur Aufgabe gemacht habe, in dieſem einen erfundenen Geſchicke wie in einer Grabesurne die Thränen für manches Ver-

ſäumte zu ſammeln; und wie er ſelbſt bei der Entwicklung dieſer herben Geſchicke tief bewegt geweſen und ſeinen Theil Schmerzen getragen, ſo habe er nun auch die Freunde zur Theilnahme auffordern wollen!“ Das iſt eine pathologiſche Erklärung, keine äſthetiſche Rechtfertigung der gegen Ottilie von ihm geübten „Grauſamkeit“, die ihm Bettine mit Recht vorgeworfen hatte. Bettina's Urtheil gehört zu dem Beſten, was ſie je über eine Goethe'ſche Dichtung geſagt hat. „Wie konnte doch,“ ſo ruft ſie klagend aus, „Ottilie früher ſterben wollen? O, ich frage Dich: iſt es nicht auch Buße, Glück zu tragen, Glück zu genießen? Konnteſt Du Keinen erſchaffen, der ſie gerettet hätte? Du biſt herrlich, aber grauſam, daß Du dies Leben ſich ſelbſt vernichten läßſt! Nachdem nun einmal das Unglück hereingebrochen war, da mußteſt Du decken, wie die Erde deckt, und wie ſie neu über den Gräbern erblüht, ſo mußten höhere Gefühle und Geſinnungen aus dem Erlebten erblühen, und nicht durfte der unreife, jünglinghafte Mann ſo entwurzelt weggeſchleudert werden.“ Bettine nennt es „nicht kindlich, daß ſie den Geliebten verlaſſe und nicht von ihm die Entfaltung ihres Geſchicks erwarte“, ſie nennt es unweiblich, daß ſie nicht lediglich und allein ſein, des Geliebten, Geſchick berathe. Sie nennt es falſch, zu glauben, daß der Leib abgelegt werden müſſe, um durch Irrthum und Vergehen hindurch in den Himmel der Freiheit zu kommen. Des Dichters Aufgabe ſei es, das neue Leben der ſich im Menſchen ſelbſt vollziehenden, durch ſeine eigne Kraft und durch die Liebe bewirkten Befreiung und Reinigung zu entfalten; „er hebt die Schwingen und ſchwebt über den Sehenden, und holt ſie und zeigt ihnen, wie man über dem Boden der Vorurtheile ſich erhalten könne. Aber ach! Deine Muſe iſt eine Sappho; ſtatt dem Genius zu folgen, hat ſie ſich ſelbſt hinabgeſtürzt.“

Eine unbefangene Prüfung wird ſchwerlich umhin können, dieſes Urtheil zu beſtätigen. Goethe ſelbſt muß ein Bewußtſein davon

gehabt haben, daß er gegen Ottilie und Eduard ungerecht verfahren sei und daß die Liebe, die Leidenschaft und die Schönheit in seiner Dichtung keiner innerlich nothwendigen Gerechtigkeit, sondern dem Vorurtheile einer auf den Schein gebauten Welt zum Opfer fallen. Er würde sonst nicht auf den gerade bei ihm und seiner Weltanschauung völlig unbegreiflichen Ausweg verfallen sein: den die beiden Opfer seiner eigenen Schwäche bedauernden Leser am Schlusse der Darstellung mit der Aussicht auf eine Entschädigung derselben im Jenseits tröstend zu entlassen. —

Charlotte

und ihre Tochter

Luciane.

Charlotte und ihre Tochter Luciane.

Um der Gestalt der Charlotte in der Goethe'schen Dichtung der Wahlverwandtschaften gerecht zu werden, ihren Charakter, ihre Lebensanschauung und ihre Handlungsweise, durch welche hauptsächlich das Schicksal aller bei dieser Tragödie betheiligten Personen bestimmt wird, zu verstehen und zu würdigen, müssen wir zunächst in die von dem Dichter an drei verschiedenen Orten kurz angedeutete Vorgeschichte derselben zurückgehen.

Charlotte gehört, wie der ganze Kreis der mit ihr in der Dichtung verbundenen Personen, derjenigen Lebenssphäre an, welche man als die „große Welt", als die vorzugsweise sogenannte „Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt. Tochter einer altadligen aber nicht eben reichbegüterten Familie, und deßhalb, wie sie selbst es bezeichnet, „ohne sonderliche Aussichten", das heißt ohne die Freiheit und Möglichkeit einer unabhängigen Wahl für ihre Lebensstellung, findet sie die letztere als Ehrenfräulein eines der vielen deutschen Höfe, die damals, wie noch heute, als nächste Zufluchtsstätte und Aushülfe für unbemittelte junge Edelfräulein aus sogenannten guten Familien sich darbieten. Hier trifft sie zusammen mit einem jungen Manne ihres Standes, der, ihr an Alter gleichstehend, seine Laufbahn ebenfalls im Hofdienste zu beginnen bestimmt ist. Jugend und Schönheit machen Beide sehr bald an dem glänzenden Hofe zu „hervorleuchtenden Gestalten", zu einem, wie der Graf sich ausdrückt, „wahrhaft prädestinirten Paar", auf das Aller Augen

ſich mit Wohlgefallen richteten. Obwohl Beide vielfach umworben, zeigt es ſich doch bald, daß ihre Neigung für einander eine ſehr lebhafte iſt, daß ſie ſich einander recht herzlich lieben. Die Hinderniſſe, welche ſich ihrer Liebe entgegenſtellen, die Mühe, welche ſie anzuwenden haben, um dieſelben für kurze Momente zu beſeitigen, vermehren den Reiz des Verhältniſſes der beiden Liebenden. Doch iſt daſſelbe bei allen Beiden eigentlich kein tieferes, die ganze Seele beherrſchendes, zumal nicht bei Charlotte, die von vornherein als eine kühlere, eigentlicher Leidenſchaft unfähige, reflektirende und berechnende Natur erſcheint. Ihre Freundin, die Baroneſſe, eine Genoſſin jener Jugendzeit ſagt von ihr in ihrer Gegenwart*), als der Graf Eduarden tadelt, daß er damals nicht beharrlicher geweſen ſei, da er doch durch feſtes Ausharren ſeine wunderlichen Eltern wohl zum Nachgeben bewegen haben würde: „Ich muß mich ſeiner annehmen. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umherſehen, und ob ſie gleich Eduarden von Herzen liebte, und ſich ihn auch heimlich zum Gatten beſtimmte, ſo war ich doch Zeuge, wie ſehr ſie ihn manchmal quälte, ſo daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entſchluß drängen konnte, zu reiſen, ſich zu entfernen, ſich von ihr zu entwöhnen". Charlotte in ihrer eigenen Darſtellung jener Jugendverbindung mit Eduard übergeht dieſen Zug mit einem für ihren Charakter nicht bedeutungsloſen Stillſchweigen. Ihrer Erzählung nach ſind es lediglich die Eltern, zumal Eduard's Eltern, welche die Verbindung der beiden Liebenden gehindert haben. „Wir wurden getrennt", ſagt ſie, „du von mir, weil dein Vater aus nie zu ſättigender Begierde des Beſitzes dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne ſonderliche Ausſicht, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte". Das ſieht ſo aus, als ob Eduard zuerſt ſich

*) I. Kap. 10.

anderweitig verheirathet habe und sie nur seinem Beispiele gefolgt sei, während uns doch, wie wir sehen, die Baronesse später darüber anders unterrichtet. Eduard, durch ihre Koketterie und ihr „Umhersehn" gequält, hat sich, leicht erregbar wie er ist, zum Reisen und zur Entfernung von der Geliebten bestimmen lassen, ohne darum seine leidenschaftliche Neigung für die Geliebte aufzugeben. Zurückgekehrt fand er sie vermält, und es spricht für die Stärke seines Gefühls und seiner Neigung zu der ihm jetzt, wie es scheint, für immer versagten Jugendgeliebten, daß er nun den Absichten und Plänen seines Vaters keinen Widerstand entgegenstellt. Er läßt sich die Ehe mit der reichen, bedeutend älteren Frau — sein „Mütterchen" nennt sie Charlotte — eben nur darum gefallen, weil ihm jetzt jede Verbindung, da ihm die Geliebte seines Herzens versagt ist, gleichgültig erscheint. Durch die Annahme dieses Motivs wird zugleich das Widerwärtige in Etwas gemildert, welches sich sonst unserm Gefühle angesichts dieser Handlungsweise beimischen würde. Denn ein junger Mann, der sich zu einer Heirath mit einer reichen älteren Frau von seinem Vater nöthigen läßt, erscheint in einem sittlich bei weitem unvortheilhafteren Lichte, als ein Mädchen, das ähnlichen Einwirkungen und Rücksichten nachzugeben sich herbeiläßt.

Jedenfalls liefern diese beiderseitigen ersten Ehen der späteren Gatten ein nicht eben günstiges Zeugniß für den sittlichen Charakter und die Anschauungen derselben über die Bedeutung der Ehe. Selbst ein Weltmann wie der Graf nimmt keinen Anstand, diese Heirathen als „so eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art" zu bezeichnen.

Aber auch die Ehe, um deren Schicksal es sich in der Goetheschen Dichtung handelt, die Ehe Charlottens und Eduards krankt von vornherein an einem bedenklichen sittlichen Schaden.

Eduard, der nach dem Tode seiner ersten Frau von Neuem auf Reisen gegangen ist, findet bei seiner Rückkehr die ehemalige

Jugendgeliebte gleichfalls als Wittwe wieder, der er während der ganzen Zeit eine lebhaftere Erinnerung, als sie ihm, ja eine „hartnäckige romanhafte Treue", wie der Dichter es nennt, bewahrt hat. Müde des Umhertreibens in der Welt, der Unruhe des Hof- und Militairlebens, sich nach Erholung ländlicher Abgeschiedenheit an der Seite einer geliebten Gattin sehnend, erscheint ihm jetzt, wo alle Hindernisse weggeräumt sind, der Besitz Charlottens als die langgewünschte Erfüllung aller seiner Wünsche. Er trägt ihr seine Hand an. Charlotte aber zaudert mit ihrem Entschlusse, und sie hat dazu vollwichtige Gründe. Die Gleichheit des Alters, wenig bedeutend in der Zeit ihrer ersten Jugendliebe, ist seitdem zu einer sehr wesentlichen Ungleichheit geworden. Eine Frau von nahezu vierzig Jahren, und als solche haben wir Charlotte anzunehmen, Mutter einer mannbaren Tochter, ist bedeutend älter als ein Mann von siebenunddreißig, einem Alter, in welchem, wie Charlotte selbst einmal gesteht, „der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird". Dazu kommt in dem vorliegenden Falle noch, daß Eduard seinem Naturell, seiner lebhaften Empfänglichkeit nach, von Natur viel jugendlicher ist als Charlotte, und daß seine kurze seltsame Ehe mit einer bedeutend älteren Frau, die ihn mütterlich verhätschelte, ihn jünger, unausgefüllter, leidenschaftsfähiger und aufregungsbedürftiger gelassen hat, als Charlotte es nach einer ungleich längeren Verbindung mit einem Manne bleiben konnte, der ihr dem Alter nach vollkommen zupassend, ihr schon lange vor ihrer Verheirathung mit treuer Neigung gehuldigt hatte, und dessen liebenswürdige Eigenschaften selbst auf eine Frau wie die Baronesse eine für Charlotten nicht ungefährliche Anziehungskraft ausgeübt hatten*). Noch Anderes gesellt sich dazu. Es bedurfte nicht allzuvieler Klugheit und Menschenkenntniß, um in Eduard's nach so vielen Jahren erneuter Bewerbung weit mehr den Eigensinn und die hartnäckige Caprice eines eigenwilligen Herzens, als wahre Liebe

*) I. Kap. 10.

und tiefes Bedürfniß der Leidenschaft zu erkennen; und Charlotte ist klug und kannte den Charakter des Mannes, mit dem sie es zu thun hatte, besser als er selbst. Was sie selbst betrifft, so war ihr schon damals nicht verborgen, daß der Hauptmann, der ihr bereits in jener Zeit als Freund nahe getreten war, ein ungleich schicklicherer Lebensgefährte für sie sein möchte, als sie ihn sich in Eduard versprechen durfte, für den sie daher auch in ganz richtiger Einsicht der Verhältnisse vielmehr eine Verbindung mit ihrer Nichte Ottilie, der verwaisten mittellosen Tochter ihrer verstorbenen liebsten Freundin, im Stillen geplant hatte. Wie nahe ihr schon damals der Hauptmann stand, geht schlagend aus dem Umstande hervor, daß er es ist, dessen sie sich dazu bedient, diesen ihren Plan in's Werk zu setzen. Von ihr angestiftet übernimmt es derselbe, den ihm befreundeten Eduard auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer geliebten Pflegetochter aufmerksam zu machen, der sie gar zu gern „eine so große Partie" zuwenden möchte, und die sie zu diesem Zwecke absichtlich dem von seinen Reisen zurückgekehrten Eduard vorgeführt hatte. „Denn an sich selbst in Bezug auf Eduard dachte sie nicht mehr", setzt der Dichter hinzu, und sie hatte dazu allerdings, wie wir sahen, hinreichende Gründe: nicht allein jene äußeren, sondern auch den inneren des klaren Bewußtseins über ihre eigene Empfindung, über den Mangel einer zwingenden Neigung für den Mann, der in ihrem Besitze „sein einziges Glück zu sehen schien", und, was das Entscheidendste ist, über den mehr als wahrscheinlichen Gefühlsirrthum des Letzteren in Bezug auf seine eingebildete Leidenschaft für sie selbst, die ihn gegen alle Hinweise des Hauptmanns unempfindlich macht. Es heißt von denselben: „Eduard, der seine frühere Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Guts endlich doch theilhaft zu werden".

Wenn alſo Eduard's Handlungsweiſe in Bezug auf die Eingehung ſeiner Ehe mit Charlotte darum als unſittlich im höheren Sinne bezeichnet werden muß, weil die treibende Urſache der Eigenſinn eines verwöhnten Herzens iſt, ſo trifft Charlotten jener Vorwurf in noch höherem Grade. Denn indem ſie, die ältere, erfahrenere und dabei völlig leidenſchaftsloſe Frau ſeinem Andringen nachgiebt, blos „weil ſie ihm nicht verſagen mag, was er für ſein einziges Glück zu halten ſchien", handelt ſie offenbar gegen beſſeres Wiſſen und Ueberzeugung. Sie hat davon auch gleich zu Anfange der Dichtung ein geheimes Bewußtſein. Wir ſehen das ſowohl aus dem vom Dichter ganz beſonders hervorgehobenen Umſtande, daß ſie in ihrer Unterredung mit Eduard, „ſo aufrichtig ſie zu ſprechen ſchien, doch ihrem Gatten jene frühere geheime Abſicht, ihn mit Ottilie zu verheirathen, verhehlt", als auch daraus daß ſie, als Eduard mit ſeinem Plane, den Hauptmann in das Haus zu nehmen, heraus rückt, ihre Einwendungen gegen denſelben zuletzt mit der lebhafter als gewöhnlich abgegebenen Erklärung ſchließt, daß „*ihr Gefühl* dieſem Vorhaben widerſpreche und eine *Ahnung* ihr nichts Gutes weisſage".

Ihr Gefühl und ihre Ahnung haben nur zu guten Grund. Es iſt nicht bedeutungslos, daß ſie ihrem Gatten gegenüber, als dieſer ihre Befürchtungen wegen der Störung eines Verhältniſſes durch das Hinzutreten eines Dritten mit der Bemerkung zu widerlegen ſucht, dergleichen könne wohl bei Menſchen geſchehen, die nur dunkel vor ſich hin leben, aber nicht bei ſolchen, die ſchon durch Erfahrung aufgeklärt ſich mehr bewußt ſeien, die Erklärung abgiebt: das Bewußtſein ſei keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine *gefährliche* für den, der ſie führe. Charlotte iſt ſich ſehr bewußt über ihre Lage. Sie iſt trotz der kurzen Dauer ihrer Ehe — die Gatten ſind zu Anfange der Erzählung wenig über ein halbes Jahr verheirathet — doch ſchon zu der Einſicht gelangt, daß ſie Eduard's Leben nicht ausfülle, der ſich bereits in der ſelbſtgewünſchten länd-

lichen Einsamkeit an ihrer Seite ein wenig zu langweilen beginnt, und eben deßhalb den Hauptmann, seinen Jugendfreund und früheren Reisebegleiter, als Gesellschafter sich herbeiwünscht. Gerade diesen aber möchte Charlotte am wenigsten in ihrer Nähe haben, weil sie sich ihrer Neigung für diesen Mann bewußt ist, der ihr an Charakterstimmung und Temperament gleich, und dabei voll tiefer Verehrung für ihren Werth, jedenfalls für sie, wie schon vorhin bemerkt, ein weit mehr zupassender Gatte gewesen wäre, und den sie auch sehr wahrscheinlich nach dem Tode ihres ersten Gemals für sich gewählt haben würde, wäre nicht Eduard's hartnäckige Bewerbung, und daneben auch die Mittellosigkeit des Hauptmanns, hindernd dazwischengetreten. Denn Eduard ist reich, und Charlotte, die von Hause aus unbemittelt ist — das Vermögen ihres verstorbenen Gatten ist schließlich doch Eigenthum ihrer Tochter —, gehört einem Lebenskreise an, welcher den Reichthum sehr zu schätzen weiß. Sie ist überhaupt nicht frei von einer sehr starken Dosis jenes Egoismus, der sich selbst, sein Behagen, seine Ruhe immer in erste Linie stellt, und Eduard hat nicht so ganz Unrecht, wenn er gleich anfangs ihr Verhalten in Bezug auf den Hauptmann und Ottilie und die Aufnahme Beider in ihr Haus geradezu als äußerst „selbstsüchtig" bezeichnet.

Auch das Verhalten Charlotten's in Bezug auf ihre Tochter ist nicht ganz frei von dieser Selbstsucht. Zwar stellt sie selbst die Sache so dar, als ob ihr Entschluß, sich von derselben zu trennen, kein freier, sondern ein durch Eduard's Verlangen bedingter gewesen sei, da dieser es ausgesprochen hatte, daß er „nur mit ihr allein" leben und des Lebens genießen wolle. Auch läßt sich die Bemerkung nicht abweisen, daß die Anwesenheit einer mannbaren Tochter — und Luciane haben wir in einem Alter von etwa achtzehn Jahren zu denken — keine passende Zugabe sein konnte bei der Verheiratung der Mutter mit einem noch jungen leidenschaftlichen Manne. Andererseits jedoch hätte gerade dieser Umstand für sie

nur um ſo ſchwerer in die Wagſchaale der Gründe fallen ſollen, welche in ihrem eigenen Innern gegen die Eingehung ihrer Ehe mit Eduard ſprachen, da ihrerſeits keinerlei Gefühl irgend einer zwingenden Leidenſchaft jenen Gründen das Gegengewicht hielt, und da ſie es ſich unmöglich verbergen konnte, wie ſehr ihre Tochter der mütterlichen Aufſicht und Leitung bedurfte, um das Ueberwuchern der vielen ſchlimmen Eigenſchaften ihres Charakters zu verhüten oder doch zu mäßigen. Denn nicht ohne Urſache ſcheint der Dichter bei der höchſt unerfreulichen Schilderung Lucianen's ſo ausführlich verweilt zu haben. Das künſtleriſche und pſychologiſche Motiv, welches ihn dabei leitete, war nicht allein das des Kontraſtes, der Hervorhebung von Ottiliens Weſen und Erſcheinung durch ihren ſchneidenden Gegenſatz, ſondern ebenſo ſehr, wo nicht noch mehr, die Abſicht: eine weſentliche Seite in Charlottens Charakter herauszuſtellen, die man gemeiniglich bei ihrem ehelichen Zerwürfniſſe zu überſehen pflegt, und ohne die derſelbe doch nicht richtig verſtanden, die Handlungsweiſe Charlottens nicht gehörig erklärt und gewürdigt werden kann.

Luciane.

Wenn ſich ein Dichter die Aufgabe ſtellte, die innere Hohlheit und Gemüthloſigkeit, das Scheinweſen und das Leben und Weben in demſelben, die rückſichtsloſe faſt naiv zu nennende Selbſtſucht, die leichtſinnige Verletzung aller fremden Empfindung zur Befriedigung der eigenen Eitelkeit, den gänzlichen Mangel an Selbſterkenntniß und das daraus entſpringende, durch Nichts zu ſtörende Gefühl der Selbſtgerechtigkeit zu ſchildern, wie wir ihnen in den Kreiſen der großen Welt an weiblichen Weſen von glänzender äußerer Begabung durch Schönheit und Reichthum, mannigfache Talente und Fähigkeiten begegnen, — er würde ſich mit dieſer

Aufgabe nur eine vergebliche Mühe machen. Denn in ſeiner Luciane hat Goethe dieſelbe mit höchſter Meiſterſchaft bereits gelöſt, indem er in dieſer Frauengeſtalt mit einer faſt grauſam zu nennenden und von einer gewiſſen Erbitterung nicht freien Ausführlichkeit alle jene Züge und Eigenſchaften vereinigt dargeſtellt hat, wodurch eine Frau der „höheren“ Lebenskreiſe, wie der Gehülfe es mit ſtiller Ironie ausdrückt, „in der Welt jener Kreiſe emporſteigt“.

Wie erſcheint nun Charlotte in ihrem Verhalten gegen dieſe ihre Tochter? Wenn es auch vielleicht zu hart ſein würde, das alte Volkswort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, in ſeinem ganzen Umfange hier anzuwenden, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß zwiſchen Mutter und Tochter nach mehreren Seiten hin, und beſonders in Betreff des Egoismus als einer Haupteigenſchaft der Letzteren, eine ſtarke Aehnlichkeit ſtattfindet. Wir haben bereits bemerkt, daß Charlotte allzuleicht ſich bereit zeigt, ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin ihres einzigen Kindes bei Seite zu ſetzen, wobei ſie ſich allerdings mit dem Gedanken tröſtet: daß ſich ihre Tochter „freilich“ in der Penſion mannigfaltiger ausbilden werde, als bei einem ländlichen Aufenthalte geſchehen könnte. Nicht als ob ſie ſelbſt von ihrer eignen Fähigkeit als Erzieherin und Bildnerin ſo gering dächte! Durchaus nicht. Es thut ihr ſehr leid, daß ſie ihre Nichte Ottilie aus Rückſicht auf Eduard's Verlangen gleichfalls hat von ſich und in dieſelbe Penſion mit ihrer Tochter thun müſſen, da ſie ſich bewußt iſt, daß ſie, wenn es ihr verſtattet wäre, Erzieherin oder Aufſeherin zu ſein, dieſelbe „zu einem herrlichen Geſchöpfe heraufbilden wollte“, während Ottilie in jener Penſionsanſtalt durchaus nicht am rechten Orte iſt. Aber freilich bei der „armen“ Nichte handelt es ſich um eine andere Beſtimmung, um eine andere Zukunft und darum auch um eine andere Art der Ausbildung als bei der reichen Luciane. Dort gilt es die Entwicklung und Pflege rein menſchlicher Eigenſchaften und Tugenden edler Weiblichkeit, während es ſich bei ihrer

Tochter, wie ſie das mit der höchſten Naivität ausſpricht, um ganz andere Dinge handelt. Ihre Tochter iſt, wie ſie ſich ausdrückt, „für die Welt geboren“, und ſoll ſich in der Penſion, die nichts Anderes iſt, als eine Abrichtungsanſtalt, zu dieſem Zwecke „für die Welt bilden“. Was unter dieſer Bildung zu verſtehen ſei, das hören wir die Mutter mit um ſo behaglicherer Ausführlichkeit entwickeln, als die Briefe und Monatsberichte, welche ſie von der Vorſteherin erhält, und die „immer nur Hymnen ſind über die Vortrefflichkeit eines ſolchen Kindes“, ihr die erfreuliche Kunde geben, daß ihre Tochter in dieſer ihrer „Bildung für die Welt“ die höchſten Fortſchritte mache. Charlotte iſt erfreut, daß, wie ſie ſich ausdrückt, ihre Luciane „Sprachen und Geſchichtliches und was ſonſt von Kenntniſſen ihr überliefert wird, ſo wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegſpielt, daß ſie bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß, man möchte ſagen, Alles vergißt und ſich im Augenblicke an Alles erinnert, daß ſie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, ſchickliche Bequemlichkeit des Geſprächs ſich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrſchendes Weſen ſich zur Königin des kleinen Kreiſes macht“. Es thut ihrer mütterlichen Eitelkeit wohl, daß die Vorſteherin der Anſtalt ihre Tochter „als eine kleine Gottheit anſieht, die nun erſt unter ihren Händen recht gedeihen, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Perſonen verſchaffen werde“; und wenn Charlotte auch, wie ſie hinzuſetzt, „jene Hymnen recht gut in ihre Proſa zu überſetzen weiß“, ſo iſt es doch andererſeits um ſo unangenehmer auffallend, daß in der Aufzählung aller jener Vortrefflichkeiten über Alles, was die wahre ſittliche Bildung des Herzens und Gemüths, die Veredlung des Charakters, kurz das innere Weſen gegenüber dem äußeren Scheine betrifft, nicht nur mit Stillſchweigen hinweggegangen wird, ſondern daß wir die Mutter auch ganz offen zu Tage tretende, ſehr üble Eigenſchaften des Herzens an ihrer Tochter

mit einer wahrhaft erſchreckenden Leichtigkeit entſchuldigen und beſchönigen ſehen. Allerdings geſteht ſie, daß es ihr „eine unangenehme Empfindung mache“, wenn ihre Tochter, „welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt“, ſich ihrer Vortheile übermüthig gegen ſie bediene und dadurch Charlottens und Eduard's Wohlthat gewiſſermaßen vernichte. Allein die hier zu Tage tretende Herzensroheit ihrer Tochter und Ottiliens Leiden unter derſelben entlocken ihr nichts weiter als die Bemerkung: „Doch wer iſt ſo gebildet, daß er nicht manchmal ſeine Vorzüge gegen Andere auf grauſame Weiſe geltend machte? und wer ſteht ſo hoch, daß er unter ſolchem Drucke nicht manchmal leiden müßte?!“ Ja die egoiſtiſche Mutter beruhigt ſich ſogar über das herzloſe Verhalten ihrer glänzenden Tochter gegen ihre „arme“ Verwandte mit der jedes geſunde Empfinden beleidigenden Betrachtung, daß am Ende doch „durch ſolche Prüfungen Ottiliens Werth wachſe!“ Zwar fügt ſie hinzu: „Seitdem ich den peinlichen Zuſtand recht deutlich einſehe, habe ich mir Mühe gegeben, ſie (Ottilien) anderwärts unterzubringen“. Daß ſie ihrer Tochter über deren unverantwortliches, geradezu von einem böſen Herzen zeugendes Betragen*), wie ſich's gebührte, den Text geleſen, ſie auf ihr Unrecht hingewieſen habe, davon verlautet nichts.

Dieſe Tochter aber iſt bis vor wenig mehr als einem halben Jahre unter den Augen und unter Leitung der Mutter aufgewachſen, die ſich erſt kurz vor ihrer Verheiratung mit Eduard von ihr getrennt, und ſie in die Penſion geſendet hat. Was ſie ſittlich iſt, das iſt ſie unter den Augen ihrer Mutter geworden, nicht erſt in der Penſion, in welcher ſie etwa ein Jahr zugebracht hat. Denn ein Jahr nach der Verheiratung Charlottens hat

*) Man leſe nur die Scene, über welche der Gehülfe in ſeinem Briefe an die Mutter im ſechsten Kapitel des erſten Theils berichtet, in Folge deren er eine Entfernung Ottiliens von ihrer Quälerin Luciane als nothwendig andeutet.

Luciane bereits die Penſion verlaſſen und iſt „in die große Welt getreten“. In der Hauptſtadt, im Hauſe ihrer reichen Erbtante, von zahlreicher Geſellſchaft umgeben, durch ihr lebhaftes Gefallenwollen auch Gefallen erregend, erfolgt faſt unmittelbar darauf ihre Verlobung mit einem jungen ſehr reichen Baron, in dem ſie durch ihr glänzendes Auftreten in der Geſellſchaft ein lebhaftes Verlangen nach ihrem Beſitze erregt hatte. Das Weſen des Bräutigams, der übrigens ſeine Erkorene „unendlich liebt“, ſchildert Goethe mit den unübertrefflich bezeichnenden Worten: „Sein anſehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beſte jeder Art ſein eigen zu nennen und es ſchien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt ſo wie um das Uebrige zu beneiden hätte“. Als eine ſolche iſt ihm die ſiebzehn- bis achtzehnjährige Luciane erſchienen. Sehen wir zu, wie dieſe Vollkommenheit ſich uns in dem Gemälde darſtellt, welches der Dichter von ihr und ihrem Auftreten im vierten bis ſechsten Kapitel der Dichtung entworfen hat.

Sie überfällt im eigentlichen Sinne mit ihrem Beſuche ihre durch des Gatten plötzliche Entfernung vereinſamt lebende Mutter, ohne alle und jede Rückſicht auf deren peinliche Lage, ohne, wie dieſelbe es gewollt, nähere briefliche Abreden und Beſtimmungen abzuwarten, ja ohne auch nur ihre unerwartete Ankunft anzumelden. „Wie im Sturm“ bricht ihr Beſuch über das Schloß und über Ottilien, der die ganze Beſorgung der Wirthſchaft obliegt, herein. „Man glaubte“, heißt es, „ſchon die dreifache Herrſchaft im Hauſe zu haben, als der Troß der Kammerjungfern und Bedienten mit Brancards voll Koffern und Kiſten angefahren kamen; aber nun erſchienen erſt die Gäſte ſelbſt: die Großtante mit Lucianen und mehreren Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet“. Alles ſehnt ſich jetzt nach einiger Ruhe, nur Luciane nicht. Sie läßt ſogar ihrem Bräutigam nicht einmal die Zeit, ſich, wie er gern möchte, „ſeiner Schwiegermutter zu nähern, ihr ſeine Liebe,

ſeinen guten Willen zu betheuern". Ihre Raſtloſigkeit, ihr unerſättliches Verlangen nach ſtets wechſelnder Zerſtreuung und aufregenden Vergnügungen halten Alles unaufhörlich in Athem. Ihr wildes Umherſtreifen zu Pferde und zu Fuß in ungünſtigſter Jahreszeit, an dem ſie die ganze Geſellſchaft Theil zu nehmen zwingt, ſetzt Alles in Unbequemlichkeit, während ihre meilenweiten Nachbarſchaftsbeſuche nicht verfehlen, das Haus ihrer Mutter mit Gegenbeſuchen zu überſchwemmen und ſo die Laſt derſelben noch zu vermehren. Eine Virtuoſin erſten Ranges in allen Künſten der Koketterie, weiß ſie nicht nur die Jugend „durch ihr wildes wunderliches Weſen" zu entzücken und zu feſſeln, ſondern es gewährt ihr auch ein ganz beſonderes Vergnügen, planvoll Männer die Etwas vorſtellten, Rang, Anſehn, Ruhm oder ſonſt etwas Bedeutendes für ſich hatten, ſich zu gewinnen, Weisheit und Beſonnenheit zu Schanden zu machen. Daneben erlaubt ſie ſich wieder im trotzenden Uebermuthe auf ihre Jugend und Schönheit, ihren Rang und Reichthum, welche ihr für alle ihre Thorheiten Nachſicht und Duldung verſchaffen, die gröblichſten Ungezogenheiten gegen die Geſellſchaft, indem ſie ſich einmal in einem Anfluge von Langeweile mitten in derſelben „unglücklich fühlt", daß ſie ihren Affen nicht mitgenommen habe. Und Charlotte, ſtatt ihr dieſe Ungezogenheit zu verweiſen, läßt ihr, um ſie zu tröſten, aus ihrer Bibliothek einen ganzen Folioband der wunderlichſten Affenbilder kommen, was denn der über dieſe mütterliche Aushülfe „vor Freuden laut aufſchreienden" Tochter wieder erwünſchte Gelegenheit bietet, „über den Anblick dieſer menſchenähnlichen und durch den Künſtler noch mehr vermenſchlichten abſcheulichen Geſchöpfe die größte Freude zu äußern, und ſich ganz glücklich zu fühlen, bei einem jeden dieſer Thiere die Aehnlichkeit mit Perſonen ihrer Bekanntſchaft hervorheben zu können". Den Schluß dieſer Scene macht ſie mit einer für die ganze Geſellſchaft beleidigenden Aeußerung, indem ſie es unbegreiflich findet, wie man die Affen, die doch die

eigentlichen Incroyables ſeien, aus der beſten Geſellſchaft ausſchließen möge!

„Sie ſagte das", bemerkt der Dichter, „in der beßten Geſellſchaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war ſo gewohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart Alles erlaubte". Allein in der ganzen Schilderung des Dichters ſucht man vergebens nach einem einzigen Zuge jener gerühmten Anmuth. Man findet nichts als eine durch die ſträfliche Nachſicht der Mutter, durch die ſchmeichleriſche Oberflächlichkeit der Penſionsvorſteherin großgenährte und durch die blinde Liebe eines ſeine Braut vergötternden jungen Mannes, wie durch die Nachgiebigkeit einer gegen Jugend und Schönheit im Bunde mit Reichthum und verſchwenderiſchem Gebrauche deſſelben immer ſehr zur Nachſicht geneigten geſellſchaftlichen Umgebung beſtärkte Ungezogenheit, die ſich zuletzt allen ihren Launen und Einfällen überlaſſen zu dürfen vermeint.

Vor Allem indeſſen tritt das Verhalten der Mutter, einer ſolchen Tochter gegenüber, in den Vordergrund. Denn während es ſelbſt von dem Bräutigam heißt, daß er „trotz ſeiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden ſchien", verräth uns der Dichter mit keinem Zuge ein ähnliches Empfinden der Mutter bei dem Behaben einer Tochter, deren Grundſatz bei ihrem ganzen Betragen, bei ihrer rückſichtsloſen Behandlung Anderer darauf hinausgeht: ſich gegen Andere Alles zu erlauben, was ſie ſelbſt von Anderen gegen ſich in keiner Weiſe zu geſtatten Willens und geneigt war. „Sie wollte", heißt es, „mit Jedermann nach Belieben umſpringen, Jeder war in Gefahr, von ihr einmal angeſtoßen, gezerrt oder ſonſt geneckt zu werden; Niemand aber durfte ſich gegen ſie ein Gleiches erlauben, eine Freiheit, die ſie ſich nahm, erwiedern".

Wollte man nun auch zur Entſchuldigung eines ſolchen Egoismus das Verhalten einer Umgebung, einer Geſellſchaft anführen, die eine ſolche Behandlung verdiente, weil ſie ſich dieſelbe, ohne

Widerſpruch zu erheben, gefallen ließ, ſo bietet der Charakter von Charlottens Tochter doch noch andre Züge, für die es ſchwer ſein dürfte, irgend eine Entſchuldigung aufzufinden.

Dahin gehört zunächſt ihre Neigung und Gewohnheit, „an allen menſchlichen Verhältniſſen ſchonungslos ihre Spottluſt zu üben, an Menſchen und Dingen die lächerliche Seite auf das Ausgelaſſenſte“ hervorzukehren. Luciane zeigt ſich in dieſer Hinſicht recht eigentlich als das, was man im gemeinen Leben „eine böſe Zunge“ nennt, und der Dichter hat ihr denn auch dieſe Bezeichnung ſelbſt nicht erſpart. Kein Beſuch, heißt es, wurde in der Nachbarſchaft abgelegt, nirgends ſie und ihre Geſellſchaft in Schlöſſern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß ſie bei der Rückkehr ihrer böſen Zunge über die ſo eben verlaſſenen Perſonen und Zuſtände in der ſchonungsloſeſten Weiſe freien Lauf gelaſſen hätte. Und wie mit den Perſonen, ſo machte ſie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden wie mit dem Haus- und Tiſchgeräthe. Beſonders alle Wandverzierungen reizten ſie zu den luſtigſten (?) Bemerkungen. Von dem älteſten Hauteliſſteppich bis zu der neueſten Papiertapete, vom ehrwürdigſten Familienbilde bis zum frivolſten neuen Kupferſtich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde durch ihre ſpöttiſchen Bemerkungen gleichſam aufgezehrt, ſo daß man ſich hätte wundern ſollen, wie fünf Meilen umher irgend Etwas nur noch exiſtirte“. Zwar ſetzt der Dichter, — dem bei dieſer ganzen Charakterzeichnung ohne Frage ein Original ſeiner Erfahrung als Modell geſeſſen hat, weil ſich nur dadurch die faſt übergroße Ausführlichkeit derſelben erklären läßt, — entſchuldigend hinzu: „Eigentliche Bosheit war vielleicht (?) nicht in dieſem verneinenden Beſtreben, ein ſelbſtiſcher Muthwille mochte ſie gewöhnlich anreizen“. Aber wir können dieſes entſchuldigende „vielleicht“ um ſo weniger gelten laſſen, als er ſelbſt, unmittelbar darauf nicht umhin kann, der „wahrhaften Bitterkeit“ zu erwähnen, welche Luciane in ihrem Verhalten zu Ottilien zu

bezeigen sich nicht versagen kann. Hier offenbart sich, wie schon in der Pension, der häßlichste Grundzug von Lucianens Charakter.

Ottilie ist in ihrem ganzen Wesen und Betragen der vollkommenste Gegensatz zu der Tochter Charlottens; und eben weil dies der Fall, und weil das bescheidene, verständige, rücksichtsvolle, scheinlose, nur auf Wahrheit und Einfachheit gestellte Mädchen ihr im innersten Herzen ein ewiger schweigender Vorwurf ist, wird Ottilie Gegenstand ihres bitteren Hasses, den sie in der unzweideutigsten Weise an den Tag legt. Dieser Haß wird noch gesteigert durch das Gefallen, welches Ottilie zugleich durch ihre Schönheit und durch ihre Wirksamkeit als Schaffnerin des Hauses erregt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und gepriesen wird, sieht sie allein mit Verachtung herab; und als es zur Sprache kommt, mit welcher Liebe Ottilie sich der Gärten und Treibhäuser annehme, spottet sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters, sich verwundert zeigt, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ergreift auch sogleich die Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Abneigung auf das Empfindlichste zu verletzen, indem sie von da an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden läßt, Alles nur, um Ottilie empfindlich zu kränken, die ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit dadurch nicht ohne Schmerz zerstört sieht. Aber selbst dies genügt Lucianen nicht. Sie sucht Ottilien, auf deren Schultern fast die ganze Last des, durch den Besuch und das wilde, von Lucianen stets neu aufgestachelte gesellige Leben im Schlosse, täglich neu in Anspruch genommenen Haushaltes liegt, die nöthige Ruhe des häuslichen Waltens auf alle Weise zu stören, indem sie dieselbe zu nöthigen weiß, alle die von ihr veranstalteten oder veranlaßten Luft- und Schlittenfahrten, die Bälle der Nachbarschaft mitzumachen. Gegen die Einwendung, daß für Ottiliens zarte

Geſundheit Schnee und Kälte und Nachtſtürme bei ſolchen Fahrten gefährlich werden möchten, hat ſie nur die frivole Spottbemerkung, „daß ja auch Andere nicht davon ſtürben!“ Ihr Hauptzweck dabei iſt, die ſtets ſehr einfach gekleidete Ottilie bei ſolchen Gelegenheiten durch die Pracht ihrer eigenen Toilette in Schatten zu ſtellen, und den Mangel geſelliger Talente an der Erſteren durch den Glanz ihrer eigenen Virtuoſität recht ſichtbar hervortreten zu laſſen. Und als ihr weder das Eine noch das Andere gelingt, ſucht ſie umgekehrt wieder ihre Nebenbuhlerin von gewiſſen glänzenden Theilen der geſelligen Unterhaltung, wie z. B. von den durch ſie angeregten Darſtellungen lebender Bilder, eiferſüchtig auszuſchließen.

Ueber zwei Monate lang führt ſie im Hauſe der Mutter dies Treiben fort, mit welchem ſie nach des Dichters unübertrefflichem Ausdrucke „den Lebensrauſch im geſelligen Strudel immer vor ſich her peitſcht“, ohne Rückſicht auf das Befinden ihrer Mutter, deren angegriffener Geſundheitszuſtand ihr oft nicht einmal an den geſellſchaftlichen Vergnügungen ihrer Gäſte Theil zu nehmen erlaubt. Luciane ſelbſt, „ſchon lange gewöhnt, Abends nicht in's Bette und Morgens nicht aus dem Bette gelangen zu können“, und dabei, wie die meiſten innerlich herz- und gemüthloſen Menſchen, von eiſerner Geſundheit und beneidenswerther Stärke der Nerven, weiß ſich nichts Beſſeres, als über die Mitternacht hinaus „die ſinkende Luſt immer wieder aufzujagen“. Und als man endlich mit dem Freudenleben im Schloſſe in jeder Hinſicht zu Ende iſt, wird dasſelbe nur noch wüſter und wilder erneuert, indem Luciane, auf den Vorſchlag eines Gaſtes eingehend, die Geſellſchaft bewegt, auf gut polniſch die Güter der Nachbarſchaft in der Runde herum der Reihe nach „aufzuzehren“, und jagend, reitend, ſchlittenfahrend und lärmend von einem Beſitzthum auf das andere zu ziehen, bis man ſich endlich der Reſidenz nähert, aus welcher die Nachrichten von den glänzenden Luſtbarkeiten der Carnevalsſaiſon Lucianen und ihre Geſellſchaft unaufhaltſam in den Strudel neuer Genüſſe hineinziehen.

Ein Umstand verstärkt noch das Widrige dieser Lebensführung bei einem so jungen Mädchen. Luciane ist Braut. Ein solcher Wendepunkt im Leben eines weiblichen Wesens pflegt selbst härteren Naturen eine gewisse Weichheit oder doch den Schein derselben zu verleihen. Keine Spur davon bei Lucianen. Keine Andeutung des Dichters verräth uns, daß sie ihrem Verlobten gegenüber irgend Etwas empfinde, das wie Neigung des Herzens, wie Hingebung und Vorgefühl wirklichen Eheglücks aussieht. Es ist bezeichnend, daß wir sie in der Darstellung des Dichters mit allen anderen Personen des sie umgebenden Kreises sich berühren, zu denselben in irgend ein Verhältniß des Betragens treten, ihr Wesen an denselben äußern sehen, nur nicht mit ihrem Verlobten. Nicht daß er ihr etwa Gegenstand der Abneigung wäre. Keineswegs! Er ist für sie und ihre Lebensführung, was ein geschmackvoller Anzug, ein kostbarer Schmuck für ihre äußere Erscheinung sind, ein zupassendes kleidsames Stück ihrer Lebenstoilette, ein Erforderniß ihrer Stellung in der Welt. Der Betrachter findet sich von einem unheimlichen Gefühle beschlichen, wenn er sich vorstellt, daß dieses Mädchen an der Schwelle des wichtigsten aller menschlichen Verhältnisse steht. Ist es doch, als wenn der Dichter des Romans, der die Conflicte und Gefahren einer Ehe zwischen Personen „der Gesellschaft" darstellen soll, seinen Lesern zurufen wollte: Seht her, in welcher Art in dieser Gesellschaft die Ehen geschlossen werden!

Fragt man nun nach den Lichtseiten in Lucianens Wesen, nach den Eigenschaften, durch welche sie ihre Erfolge erreicht, so finden wir auch hier wieder neben ihrer körperlichen Schönheit, die jedoch nicht selten, zumal in der Bewegung, durch etwas Ungraziöses beeinträchtigt wird, theils lauter solche, deren Bethätigung lediglich auf äußerlichen Umständen ruht, theils solche, die durch die bewußte Absichtlichkeit, welche ihre Ausübung begleitet, den größten Theil ihres Werthes verlieren, und sogar nicht selten durch eigensinnige Uebertreibung Schaden und Nachtheil, ja selbst großes Unglück anrichten.

Sie iſt mittheilſam und wohlthuend und ſtets bereit zum Verſchenken, ja zum Verſchwenden, weil ſie, im Reichthum geboren durch Bräutigam und Tante mit Geſchenken und köſtlichen Gaben überhäuft und mit ſtets bereitwillig erneuten Geldmitteln verſehen, den Werth der Dinge nicht kennt, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, überall als hülfreiche oder als geheime Wünſche erfüllende gefällige Fee aufzutreten, und weil ihr ſelbſt ſolches Thun keinerlei Opfer auferlegt, während es ihr überall umher einen Namen von Vortrefflichkeit zu Wege bringt. Das letztere Motiv iſt es denn auch, welches ſie veranlaßt, jenem jungen Manne, den ſeine verſtümmelte Hand menſchenſcheu gemacht und zum Zurückziehn aus der Geſellſchaft bewogen hat, ihre vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit zuzuwenden und ihn durch eine an „Zudringlichkeit“ grenzende Dienſtfertigkeit und eine faſt ausſchließliche Beſchäftigung mit ſeiner Perſon zu bewegen, ſich der Geſellſchaft wieder zu nähern. Wenn aber dieſe Bethätigung ihrer geiſtigen oder vielmehr gemüthlichen Koketterie und Gefallſucht gut abläuft, ſo fehlt es auch nicht an anderen Fällen, wo ſie mit ihrem gewaltſamen helfenwollenden Eingreifen in fremde Zuſtände, für Andere ſchweres Unheil anrichtet. Ein ſolcher iſt der von ihr eben ſo unberufen als ungeſchickt unternommene Verſuch, die Schwermuth der Tochter eines angeſehenen Hauſes zu heilen, der in ſein gerades Gegentheil umſchlägt und völligen Wahnſinn der Unglücklichen zur Folge hat. Daß Luciane trotz dieſes entſetzlichen Ausgangs — der zwar ihrer Mutter zunächſt verborgen bleibt, derſelben aber ſpäter viel zu ſchaffen macht, — im Stande iſt, ihr Vergnüglingstreiben ungeſtört fortzuſetzen, erklärt ſich aus der vollſtändigen Selbſtgenügſamkeit, mit der ſie bei ihrer, vom Dichter als wahrhaft „grauſam“ bezeichneten Art der Wohlthätigkeit, ſtets felſenfeſt von der Vortrefflichkeit ihres Handelns überzeugt iſt, wie ſie denn auch nach dem Eintritte jener durch ſie veranlaßten Kataſtrophe nach ihrer Weiſe eine ſtarke Strafrede an die Geſellſchaft hält, ohne im Mindeſten daran zu

denken, daß ſie allein alle Schuld habe, und ohne ſich durch dieſes und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu laſſen. Sie iſt eben eine von denjenigen weiblichen Naturen, die bei völliger innerer Kälte das Bedürfniß haben, ſich immer auf's Neue mit äußeren Emotionen gleichſam einzuheizen, um ſich die nöthige Wärmetemperatur zu verſchaffen.

Es würde ſchwer zu begreifen ſein, wie ſich der Bräutigam eines ſolchen Weſens „für den glücklichſten Menſchen von der Welt" zu halten vermag, wenn der Dichter nicht Sorge getragen hätte, dieſe Verblendung mit jenem pſychologiſchen Tiefblicke und jener umfaſſenden Kenntniß des menſchlichen Herzens zu erklären, die wir an ihm zu bewundern gewohnt ſind. Lucianens Verlobter iſt einer von jenen nicht ſelten vorkommenden Männern, die zum Beherrſchtwerden von ihren Frauen gleichſam prädeſtinirt ſind, weil ſie den Schwerpunkt ihrer Exiſtenz und ihrer Geltung nicht in ſich ſelbſt, ſondern in irgend etwas Aeußerlichem, aber zu ihnen Gehörendem, zu ſuchen ſich gewöhnt haben. „Er hatte", heißt es von ihm, „einen ganz eignen Sinn, Alles auf ſie, und erſt durch ſie auf ſich zu beziehen; und es machte ihm ſogar eine unangenehme Empfindung, wenn ſich ein Neuangekommner nicht gleich mit all' ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſie richtete, ſondern lieber mit ihm ſelbſt, wie es wegen ſeiner guten Eigenſchaften beſonders von älteren Perſonen oft geſchah, eine nähere Verbindung ſuchte, ohne ſich ſonderlich um ſie zu bekümmern." Solche wunderliche ſelbſtloſe Egoiſten, die man die Götzendiener ihres Beſitzes nennen möchte, ſind aber am wenigſten dazu geeignet, irgend eine Frau erziehend weiter zu bilden, geſchweige denn ein ſo glänzendes Irrlicht, wie Luciane, die einer gründlichen Zucht der Ehe bedurfte, um unter der Leitung eines ſtarken männlichen Charakters zur Selbſterkenntniß und zur Beſſerung zu gelangen. So wie ſie jetzt vor uns daſteht, dürfte ihre Ehe mit einem Manne, wie ihr Verlobter, vielmehr geeignet ſein, alle

ihre glänzenden Verkehrtheiten und ſchlimmen Eigenſchaften zur ungehindertſten Entfaltung zu bringen.

Anders jedoch denkt und empfindet darüber ihre Mutter. Das Reſultat, welches für dieſe aus der zweimonatlichen Beobachtung des von uns geſchilderten Treibens und Behabens ihrer Tochter hervorgeht, lautet vielmehr: „Charlotte war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieſer der erſte Braut- und Jugendtaumel ſich würde gelegt haben!“ Noch bedenklicher aber iſt der Grund, welcher für dieſe ihre gewiſſe Ueberzeugung angeführt wird. Es iſt kein anderer als der, welcher uns gerade die Befürchtung des Gegentheils erweckte, nämlich das oben geſchilderte Verhalten und der Charakter ihres künftigen Gatten und deſſen blinde Bewunderung der hohen Vortrefflichkeit ſeiner Erwählten, in Folge deren er „auf eine wunderbare Weiſe von dem Vorzuge geſchmeichelt ſchien, ein Frauenzimmer zu beſitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte“. Aber auch noch an einer anderen Stelle hat der Dichter dies Verhalten Charlottens in Bezug auf ihre Tochter mit jener leiſen und deßhalb nur um ſo tiefer einſchneidenden Ironie zur Sprache gebracht, deren er, wie kaum ein Anderer, Meiſter iſt. „Die große Unruhe“, — mit dieſer Bemerkung begleitet er die Entfernung Lucianens vom Schauplatze — „welche Charlotten durch dieſen Beſuch erwachſen war, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſtenmale, daß ihr ein ſo ſeltſamer Charakter begegnete, obgleich er ihr noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen, durch's Leben, durch mancherlei Ereigniſſe, durch elterliche Verhältniſſe gebildet, eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thä-

tigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. „Charlotte ließ“ — alſo ſchließt der Dichter ſeine Darſtellung ihrer ebenſo oberflächlichen als bei Eltern gewöhnlichen Selbſtberuhigung, deren Logik gar ergötzlich an jenen ärztlichen Troſtzuſpruch erinnert: daß die Schmerzen des Kranken ſicher aufhören werden, wenn nur erſt die dolores ceſſiren — „Charlotte ließ, *als Mutter*, ſich um deſto eher eine, *für Andere vielleicht unangenehme*, Erſcheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſein wollen!“

Mit derſelben leichtſinnigen Verblendung über die wahre Natur der Dinge, mit derſelben ſträflichen Nachgiebigkeit gegen eigne und fremde Schwäche, mit derſelben Täuſchung der eigenen beſſeren Einſicht über die Gefahr ihres Thuns und mit derſelben oberflächlichen Beruhigung durch ihre ſogenannte Welterfahrung, wie ſie dieſelben der Tochter gegenüber an den Tag legt, iſt nun Charlotte auch ihre Ehe mit Eduard eingegangen. Sie konnte ſich Beiſpiele anführen, daß auch ſolche Ehen zuweilen nicht übel ausgeſchlagen ſeien, warum ſollte ſie alſo für die ihrige nicht das Gleiche hoffen, *wenn* nur das und das und das geſchehe? Wer aber ſein und Anderer Schickſal auf ein ſolches „wenn“ zu gründen, die zum glücklichen Erfolge ſeines Handelns nothwendigen bedingenden Umſtände zu *erhoffen* ſich gewöhnt hat, ſtatt ſich ihres Vorhandenſeins vorher zu vergewiſſern, der hat ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen, wenn ſein Handeln ihm ſchließlich zum Unheil ausſchlägt.

Charlotte iſt eine Frau von mancherlei vortrefflichen Eigenſchaften des Verſtandes wie des Herzens, die ſie befähigen könnten, das Glück eines zu ihr paſſenden Mannes zu machen. Mannigfach gebildet, iſt ſie im Stande, den verſchiedenſten geiſtigen Intereſſen mit belebendem Antheile zu folgen. Taktvoll, weltgewandt und leichtlebig in großer Geſellſchaft, in der ſie ſich bis zu ihrer

Verbindung mit Eduard ausschließlich bewegt hat, ist ihr dieselbe doch keineswegs ein unentbehrliches Bedürfniß geworden, und die ländliche Zurückgezogenheit, deren Wahl bei Eduard mehr als Resultat zufälliger Stimmung und momentaner Ermüdung erscheint, ist ihr selbst dagegen alsbald lieb und erfreulich geworden. Denn Charlotte ist häuslich und hausfrauliches Thun und wirthschaftliches Schaffen und Ordnen gewähren ihr eine angenehme Befriedigung. Sie ist sich bewußt, im Oekonomischen „das Willkürliche", wie sie es nennt, „besser zu beherrschen" als Eduard, der auch in diesem Bereiche zu maßlosem Nachgeben gegen seine Wünsche und Einfälle sich geneigt erweist, während Charlotte als eine „gute Haushälterin" und sorgsame Rechnerin immer nur das Mögliche und leicht Erreichbare im Auge hat. Von scharfem Blicke und klarer Gewandtheit in allem Einzelnen, ist sie zugleich bequem und verträglich im Verkehr, immer zum Ausgleichen bereit und geneigt, und wie alle gemäßigten, von starken Leidenschaften freien weiblichen Naturen fast immer Herrin ihrer selbst, aber eben darum auch von Anderen dasselbe verlangend und als nothwendig voraussetzend, ohne auf die Verschiedenheit des Temperaments Rücksicht zu nehmen. Diese letztere Eigenthümlichkeit ihres Empfindens und Handelns ist es denn auch, welche ihrem Gatten gegenüber den tragischen Ausgang vorzugsweise herbeiführt. Charlotte ist ferner von Natur wohlwollend und gütig, — sie beweist dies durch die Theilnahme an ihrer verwaisten Nichte Ottilie, der Tochter ihrer Herzensfreundin; aber dieses Wohlwollen, diese Theilnahme werden geschwächt durch ihren Egoismus, der sich in der blinden Liebe und Nachsicht für ihre Tochter Luciane offenbart.

Das Erscheinen des Hauptmanns in ihrem Hause, gegen dessen Aufnahme sie sich, nicht ohne ein bestimmtes Bewußtsein seiner Gefährlichkeit für sie selbst, gesträubt hat, ist vom Dichter geschickt dazu benutzt, gleich von vorn herein anzudeuten, daß dem ehelichen Verhältnisse der beiden erst so kurze Zeit vermälten Gatten bereits

die Nothwendigkeit eines auf dem Bedürfniſſe engeren perſönlichen Beieinanderſeins beruhenden Zuſammenhauſens gebricht. Eduard „findet es höchſt nöthig", zu dem Hauptmanne auf den rechten Flügel des Schloſſes hinüberzuziehen, um Abends und Morgens die rechte Zeit zum gemeinſamen Arbeiten mit dem Freunde benutzen zu können, und Charlotte „läßt ſich" eine ſolche, jedenfalls ſehr bedenkliche und für ihre Anziehungskraft keineswegs ſchmeichelhafte Abſonderung ihres Gatten ohne Widerſpruch „gefallen". Allerdings kommt ihr dabei zu Hülfe, daß ſie, „von Natur mäßig", keinerlei leidenſchaftliche oder ſinnliche Hinneigung zu ihrem Gatten empfindet. Aber das Schlimme dabei iſt, daß ſie ſpäter an ſich ſelbſt die Erfahrung macht, daß der Mangel einer ſolchen Hinneigung doch nicht ausſchließlich auf Rechnung ihres natürlichen Temperaments zu ſetzen iſt, ſondern vielmehr in dem unzulänglichen Maaße ihrer Liebe für ihren Gatten ſeinen Grund hat.

Die als Wahlverwandtſchaft bezeichnete Neigung der beiden Paare zu einander findet gleichzeitig ſtatt, ja ſie tritt eigentlich bei Charlotten und dem Hauptmanne noch früher ein, als bei Eduard und Ottilien; und während Charlotte noch im Stande iſt, im täuſchenden Gefühle der eigenen Sicherheit und Selbſtgewißheit die mehr und mehr ſich offenbarenden Anzeichen der wachſenden Leidenſchaft der beiden Letzteren zu belächeln, fühlt ſie es nicht, daß ihre eigene und des Hauptmanns wechſelſeitige Neigung „bereits eben ſo gut im Wachſen iſt als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß Beide ernſter, ſicherer vor ſich ſelbſt, ſich zu halten fähiger ſind". Wie die Mehrzahl der Weltfrauen iſt ſie durch Natur und Gewöhnung in hohem Grade befähigt, ſich jederzeit äußerlich zuſammenzunehmen, oder wie es der Dichter nennt, zu „bändigen", und auch in den außerordentlichſten Fällen immer noch eine Art von ſcheinbarer Faſſung zu behaupten. Sie bethätigt dieſe Eigenſchaft vorzüglich in dem Augenblicke, als ihr Gaſt, der Graf, ihr die Eröffnung macht, daß er eine Stelle wiſſe, die für

ihren Freund, den Hauptmann, ganz beſonders paſſe, und daß er ſich glücklich fühle, durch eine warme Empfehlung zu derſelben den ihm werthen tüchtigen Mann in eine erwünſchte Lebenslage bringen zu können. Dieſe Eröffnung macht ihr mit einem Schlage ihren eigenen Zuſtand klar und zeigt ihr, wie es mit ihrer Sicherheit vor ſich ſelbſt beſchaffen iſt. „Es war wie ein Donnerſchlag, der auf Charlotten herabfiel". Sie fühlt ſich „innerlich zerriſſen", und nur mit höchſter Anſtrengung vermag ſie ihre Bewegung wenigſtens für den Moment vor dem Grafen zu verbergen. Aber „mit wie anderen Augen ſieht ſie jetzt den Freund an, den ſie verlieren ſoll!" Schon auf halbem Wege zu der Einſiedelei, in welcher ſie Verborgenheit zu ſuchen eilt, „ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen", und kaum dort angelangt, „überläßt ſie ſich ganz einem Schmerz, einer Leidenſchaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit ſie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiſeſte Ahnung gehabt hatte!"

So vollzieht ſich an ihr die Strafe für die leichtſinnige Nachgiebigkeit, mit der ſie Eduard's Bewerbung angenommen hat, ſtatt der warnenden und abmahnenden Stimme ihrer beſſeren Ueberzeugung zu folgen. Die Leidenſchaft, vor der ſie ihr Leben lang ſo ſicher zu ſein geglaubt hatte, erfaßt ſie nur mit um ſo ſtärkerer Gewalt in einer Lage und in einem Zeitpunkte, wo dieſelbe in ihren Augen zur Sünde wird. In der bekannten Nachtſcene des elften Kapitels im erſten Buche, welche jener Aufklärung über den Zuſtand ihres Innern unmittelbar folgt, wird ihre Ehe nicht nur von Eduard, ſondern eben ſo auch von ihr geiſtig gebrochen. Und was ſchlimmer iſt: die Reue, welche ſie nach derſelben empfindet, gilt nicht ſowohl ihrem Verhältniſſe als Gattin, ſondern ſie erſcheint bei ihr vielmehr als eine Art von Schuldbewußtſein gegenüber dem Geliebten ihres Herzens! Erſt als der Hauptmann Tags darauf bei jener einſamen abendlichen Kahnfahrt von ſeinen Gefühlen überwältigt ihr den Zuſtand ſeines Innern offenbart, — erſt da kehrt

ihr die Beſinnung über ſich ſelbſt wieder, und ſie dringt nun entſchieden auf Trennung und Entfernung des Mannes, dem ihr Herz gehört. Die Worte, mit denen ſie dieſen Schritt thut, ſind charakteriſtiſch für ihr ganzes Weſen. „Daß dieſer Augenblick Epoche in unſerem Leben mache, können wir nicht verhindern; aber daß ſie unſer werth ſei, hängt von uns ab. Sie müſſen ſcheiden, lieber Freund, und ſie werden ſcheiden. Nur inſofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unſere Lage zu ändern, da es nicht von uns abhängt, unſere Geſinnung zu ändern!“ Das heißt aus dem Verſtandespathos in einfaches Deutſch übertragen: „Wir können es nicht ändern, daß wir uns lieben, aber ich bin einmal die vermälte Frau meines Mannes und muß und will es bleiben!“

Charlotte iſt nicht die erſte Frau, die ihren Mangel an tiefer Leidenſchaftsfähigkeit und an Temperament ſich als eine Tugend, und ihre aus beiden hervorgehende Bereitſchaft zum „Entſagen“ als ein Verdienſt anrechnet. Im entſcheidenden Augenblicke ſiegt bei ihr die ruhige „ernſte Betrachtung“. Um ihrer „Geſinnung“ (dies Wort, mit dem ſie ihr Gefühl für den Hauptmann umſchreibt, iſt höchſt bezeichnend) zu folgen, müßte ſie ſich zu einem Schritte entſchließen, der ihr in jedem Betrachte unbequem iſt, zur Scheidung von ihrem Gatten. Daß dieſem bei ſeiner ihr offen zu Tage liegenden Leidenſchaft für Ottilien damit nur gedient ſein, daß ſie dadurch ſein Glück machen könnte, kommt bei ihrem Entſchluſſe ſo wenig in Anſchlag als der Gedanke, daß ſie ſelbſt, mit einem mehr als getheilten Herzen, jetzt noch viel weniger im Stande ſein dürfte, Eduard's Ehe mit ihr zu einer glücklichen zu machen, als es ſchon bisher der Fall war. Geradezu fürchterlich aber iſt es, daß ſie nach jener leidenſchaftlichen Erklärungsſcene mit dem Hauptmann, in ihr Schlafzimmer, in die Stätte ihres geiſtigen Ehebruchs zurückgekehrt, fähig iſt, ſich „als Eduard's Gattin zu empfinden und zu betrachten, und über ſich ſelbſt zu lächeln, als

sie des wunderlichen Nachtbesuchs gedachte!“ Die Motivirung, welche der Dichter hier anwendet, um Charlottens Umkehr und ihre Selbstberuhigung zu begründen, ist nicht weniger unheimlich für das sittliche Gefühl, und, genau betrachtet, nur ein Beweis mehr für den tiefen Egoismus dieser Frauennatur, die stets geneigt ist, sich selber zu verzeihen, und ein Opfer, das zu bringen ihr wenig Ueberwindung kostet, als vollgenügende Sühne ihrer Vergehung zu betrachten.

Sobald sie auf diese Art mit sich selbst im Reinen ist, scheint ihr auch alles Uebrige eben so leicht wieder geordnet werden zu können. Ottiliens und Eduard's ihr wohlbekannte Leidenschaft für einander däucht ihr jetzt kein schwer zu überwindendes Hinderniß mehr. Ihr Gedankengang wird vom Dichter in den Worten geschildert: „Ottilie konnte in die Pension zurückkehren, der Hauptmann entfernte sich wohlversorgt, und Alles stand wie vor wenigen Monaten. Ihr eignes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzustellen, und sie legte das Alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte: in einen früheren beschränkten Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder in's Enge bringen“.

Es ist dies einer von den höchst seltenen Fingerzeigen, mit denen der Dichter uns auf den Grundirrthum Charlottens hinweist. Sie sagt sich nicht, daß sie es ist, die, von ihrem eigenen Gefühle für den Hauptmann hingenommen, ihres Gatten Leidenschaft für Ottilien hat zu ihrer vollen Höhe gelangen lassen, während sie dieselbe möglicherweise durch rechtzeitiges Aussprechen gegen Eduard im ersten Anfange zu verhindern vermocht hätte. Sie bekennt sich nicht, daß sie es ist, auf die die Schuld solcher Vernachlässigung aus egoistischer Nachgiebigkeit gegen ihre eigene Herzensverirrung zurückfällt. Ihr inneres Gefühl, „das Bewußtsein ihres ernsten Vorsatzes, ihrerseits auf eine so schöne, edle Neigung Verzicht zu thun, hilft ihr über Alles hinweg“. Doch wagt sie auch jetzt noch

nicht, weder ihrem Gatten noch Ottilien gegenüber offen mit der Sprache herauszugehen. Sie versucht durch „allgemeine Andeutungen“ ihren Rath, ihre Warnungen auszudrücken; „aber das Allgemeine paßt auch auf ihren eigenen Zustand, *den sie auszusprechen scheut*“. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, „deutet zurück in ihr eigenes Herz; sie will warnen, und fühlt, *daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte*“. Sie greift daher zu kleinen Mitteln, die nichts fruchten, zu Versuchen Eduard und Ottilie auseinanderzuhalten, wodurch die Sache nicht besser wird, zu leisen Andeutungen, die nichts wirken, da beide Liebenden von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, — und zwar mit vollem Rechte überzeugt, — gewiß zu sein glauben, daß sie selbst eine Scheidung ihrer Ehe wünsche.

So beurtheilt Jedes das Andre nach sich selbst, legt den Maßstab des eigenen Gefühls an das Gefühl und Empfinden des Andern. Charlotte insbesondre hat von der dauernden Macht und Ausschließlichkeit einer Liebesleidenschaft eigentlich gar keine Vorstellung in sich. Nach dem Abschiede von dem Hauptmanne „empfindet sie sofort diese Trennung als eine ewige und ergiebt sich darein“. Aus welchem Grunde? In dem zweiten Briefe des Grafen an den Hauptmann ist auch von der Aussicht auf „eine vortheilhafte Heirath“ die Rede gewesen, und dies reicht für sie hin, „die Sache schon für gewiß anzusehen“ und dem Geliebten „rein und völlig zu entsagen“. Hatte sie selbst doch in ihrer Jugend Eduard gegenüber bei dessen Entfernung ebenso gehandelt, warum sollte der Hauptmann nicht das Gleiche thun, zumal da ein solches Handeln seinerseits ihren Absichten und ihrem Vorsatze: trotz ihrer Liebe für den scheidenden Freund ihre Stellung als Eduard's Gattin zu behaupten, so wohl passen würde?

Erst jetzt, nach der Entfernung des Hauptmanns, schreitet Charlotte zu einer offnen Erklärung ihrem Gatten gegenüber. Der Dichter bemerkt dabei, daß in diesem Gespräche Eduard „die offne,

reine und ehrliche Sprache ſeiner Gattin nicht zu erwiedern vermochte", und er hat ohne Zweifel ein gewiſſes Recht zu dieſer Bemerkung, obſchon durchaus nicht völlig Recht. Denn Charlotte verſchweigt auch hier Etwas: ſie verſchweigt das Bekenntniß ihres eigenen Zuſtandes, ihrer eigenen an dem Gatten begangenen geiſtigen Untreue. Und ſie muß es verſchweigen, weil ſie fühlt, daß ſie das Wort, das allein ihr ein Uebergewicht ſichern könnte, das Wort: „Auch ich habe den Hauptmann geliebt, aber ich habe mich auf mich ſelbſt beſonnen und gefunden, daß ich Dich mehr liebe als ihn" — nicht ſprechen kann, ohne das Gegentheil der Wahrheit zu ſagen. Was ſie ſtatt deſſen in dieſer Unterredung geltend macht: die Berufung auf ihr „wohlerworbenes Glück, auf ihre ſchönſten Rechte", ſo wie die Betrachtung, daß in den Augen der Welt ein Aeußerſtes (die Scheidung) unbegreiflich ſein und beide Gatten als tadelnswerth oder gar lächerlich erſcheinen laſſen werde, kann ſchwerlich auf das von tiefer Leidenſchaft ganz erfüllte Herz eines Mannes einen hinreichend ſtarken Eindruck machen, der für Charlottens „Geſinnung" gegen den Hauptmann und für den Vorzug, den ſie demſelben in ihrem Innerſten giebt, die untrüglichſten Anzeichen hat oder zu haben glaubt.

Charlotte iſt überwiegend eine Verſtandesnatur und in dieſem ihrem Bereiche, welcher das Regelrechte und Allgemeine umfaßt, durchaus tüchtig. Aber ihr fehlt Gefühl und Verſtändniß für das Individuelle, Beſondere, wie ſich das auch in ihren Anſichten und ihrem Verfahren bei Gelegenheit der Umgeſtaltung des Kirchhofs und ſeiner Denkſteine geltend macht. Das Individuellſte und Beſonderſte aber iſt das menſchliche Herz und ſeine Liebesleidenſchaft, und für dieſe fehlt der Gattin Eduard's jedes tiefere Verſtändniß: ebenſo für den Charakter ihres Gatten und Ottiliens. Der beſte Beweis für dieſen Mangel iſt wohl der Umſtand, daß ſie ernſtlich an die Möglichkeit denkt, Ottilie mit dem Hauptmann verheirathen zu können, wie ſie denn ſchon früher durch eine Verbindung ihrer

Nebenbuhlerin mit dem Architekten oder dem Gehülfen ein Auskunftsmittel zur Herstellung ihrer Ehe gesucht hatte. So wenig kennt und versteht sie das Wesen ihrer Nächsten, versteht und begreift sie die jede solche Möglichkeit ausschließende Leidenschaft Eduard's, die Gefühlstiefe Ottiliens und selbst die innerste Empfindung ihres eigenen Freundes, des Hauptmanns!

Inzwischen ist Charlotte in Folge jener oben erwähnten nächtlichen Zusammenkunft mit ihrem Gemal, guter Hoffnung geworden, und sofort ist es bei ihr entschieden, das jetzt „alles sich wieder geben, daß Eduard sich ihr wieder nähern werde". Sie „muß dies glauben, muß dies hoffen, denn wie könnte es anders sein!" Ohne daran zu denken, daß sie in jener nächtlichen Stunde, an welche sie jetzt Eduard bei der brieflichen Meldung ihres Zustandes erinnert, einen geistigen Ehebruch beging, und daß es die geheime leidenschaftliche Hingebung ihres Wesens an einen Andern war, welcher sie ihr zu hoffendes Mutterglück verdankt, benennt sie jetzt jene Zusammenkunft nur mit dem Namen „einer seltsamen Zufälligkeit", und fordert ihren Gatten auf: in derselben „eine Fügung des Himmels zu verehren, die für ein neues Band ihrer Verhältnisse gesorgt habe, in dem Augenblick, da das Glück ihres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden drohte!" Wir wissen, wie sehr sie sich mit diesem Glauben gegenüber von Eduards Empfinden täuscht, das man sicherlich als das gesundere und sittlichere bezeichnen muß. Und in der That liegt etwas Frevelhaftes in jener ebenso unklaren als egoistischen Anschauungsweise, mit der Charlotte in ein und demselben Athem „Zufälligkeit" und „göttliche Fügung" ineinandermischend, die letztere da als unmittelbar wirkend hinstellt, wo geheime sündliche Begier und gegenseitige Täuschung beider Gatten jenes Resultat zu Wege brachten. Dies führt uns auf Charlottens religiöse Weltanschauung überhaupt.

Die Unklarheit und Verworrenheit derselben tritt am schlagendsten in jener Erklärung hervor, welche sie unmittelbar nach dem Tode

des Kindes gegen den Hauptmann, den Abgesandten ihres Mannes, abgiebt. Dies Unglück hat ihr die Augen geöffnet über ihren Schuldantheil. Sie fühlt jetzt, „daß das Loos von mehreren in ihren Händen" liegt „und willigt in die Scheidung". „Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen," fährt sie fort, „durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet." Aber diese richtige Erkenntniß hindert sie nicht unmittelbar darauf die Schuld wieder auf das Walten einer dämonischen Macht zu schieben, die außer und über dem Menschen hartnäckig walte. „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft, Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen! es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen!" — Ganz ähnlich spricht Ottilie von einem „ahnungsvollen Geschick", dem man sich durch Nichts entziehen könne, wenn es uns zu verfolgen entschieden sei; von „ungeheuren zudringenden Mächten", gegen die allein der Dienst des Heiligen zu beschirmen vermöge, ja sogar zuletzt von „einem feindseligen Dämon, der Macht über sie gewonnen habe" und sie von außen zu hindern scheine, „selbst wenn sie sich wieder mit sich selbst zur Einigkeit gefunden hätte!" und es ist ordentlich eine Erleichterung für uns, wenn wir endlich einmal in ihrer Erklärung, daß „Gott ihr auf eine schreckliche Weise (durch den Tod des Kindes) über das Verbrechen, in dem sie befangen sei, die Augen geöffnet habe", den alten ehrlichen Jehovahglauben an die Stelle jener unklaren mystisch-romantischen Verhüllungausdrücke treten sehen. Dieser unselige fatalistische Wahnglaube an mehr oder weniger persönlich vorgestellte, das Handeln und Leiden, Glück und Unglück bestimmende außermenschliche Mächte, der wie ein Alp auf der ganzen Dichtung lastet, und besonders bei Ottilien Unheil anrichtet, ist, beiläufig bemerkt, weniger ein ästhetischer Fehler der Dichtung als eine sittliche Schwäche des Dichters selbst, der in keiner seiner Dichtungen

nach dieſer Seite hin ſo gleichſam unter ſich ſelbſt herabgeſunken erſcheint. Schwerlich würde Schiller die Schlußworte der Dichtung haben paſſiren laſſen, wenn der Freund ihm die Wahlverwandtſchaften ebenſo, wie früher die einzelnen Bücher des Wilhelm Meiſter, hätte zur kritiſchen Beurtheilung vor dem Drucke mittheilen können! —

Doch zurück zu Charlotten. Um nicht ungerecht gegen ſie zu ſein, müſſen wir anerkennen, daß ſie zu ihrem Schickſalsaberglauben ſogleich ſelbſt die Ermäßigung hinzufügt, das „eigentlich das Schickſal nur ihren eignen Wunſch, ihren eignen Vorſatz, gegen den ſie unbedachtſam gehandelt, wieder in den Weg bringen wolle.“ Sie erinnert ſich jetzt daran, daß ſie ja ſelbſt ſchon Ottilien und Eduard als das ſchicklichſte Paar zuſammengedacht, daß ſie beide einander zu nähern geſucht, daß ihr Freund der Hauptmann Mitwiſſer dieſes Plans geweſen ſei. Jetzt klagt ſie ſich an, daß ſie den Eigenſinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe zu unterſcheiden gewußt, daß ſie ſeine Hand gegen ihre beſſere Einſicht angenommen, da ſie als Freundin ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht haben würde. Jetzt ſieht ſie ein, daß Ottilie nicht leben, nicht ſich tröſten können werde, wenn ſie nicht hoffen dürfe, durch ihre Liebe Eduard das zu erſetzen, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt habe; und jetzt begreift ſie, daß Ottilie ihm alles wiedergeben könne, nach der Neigung, nach der Leidenſchaft, mit der ſie ihn liebe. Als der verſtändige Hauptmann, der mit vollem Rechte in dem Tode des Kindes einen für das Glück aller Betheiligten günſtigen Umſtand ſieht, beim Scheiden von Charlotten die Frage wagt: „was er für ſich hoffen dürfe?“ antwortet ihm dieſe:

„Laſſen Sie mich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben. Wir haben nicht verſchuldet unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient zuſammen glücklich zu ſein!“

„Nicht verdient!“ Faſt möchte man ſich verſucht fühlen, der

Sprecherin die Worte zuzurufen, welche Shakspeare's Hamlet an Polonius richtet: use every man after his desert, and who should escape whipping! Indeß Charlottens etwas erkünstelt klingende Bescheidworte sind nicht allzugenau zu nehmen; denn wir sehen aus dem Eindrucke, den sie auf den Hauptmann machen, der sich „mit schmeichelnden Hoffnungen und mit Bildern" einer glücklichen eignen Zukunft an der Seite der geliebten Frau, entfernt, daß er, wie auch wir, die Ueberzeugung hegt, Charlotte werde ihm die gewünschte Antwort auf seine Frage nicht für immer „schuldig bleiben." Er darf diese Ueberzeugung um so mehr hegen, als er sich eingestehen muß, daß Eduards Beurtheilung der Lage der Dinge, wie er sie aus dem Feldzuge zurückgekehrt dem Freunde im zwölften Kapitel des zweiten Theils ausspricht, unwiderleglich richtig ist.

Aber auch die letzte Möglichkeit eines versöhnenden Ausgangs wird abermals durch Charlottens Schuld verhindert. Kaum hat diese von der in allen Fugen ihres Wesens erschütterten und durch den Tod des Kindes in einen Zustand völlig überreizter Empfindung versetzten Ottilie die Erklärung vernommen, daß sie Eduard für immer entsage, als sie auch schon, von ihrem Egoismus verleitet, uneingedenk ihres dem Hauptmann so eben gemachten Bekenntnisses über ihre eigne Schuld und ihren Irrthum, sogleich wieder ihrem Wunsche, ihrer Hoffnung auf die Herstellung ihrer Verbindung mit Eduard Raum giebt. Ohne auf Ottiliens augenblicklichen Zustand Rücksicht zu nehmen, ohne eine Milderung, eine Beruhigung, eine geistige Herstellung desselben abzuwarten, schließt sie sofort mit ihr jenen „Bund", zufolge dessen sie der Unglücklichen das grausame Gelöbniß abnimmt: sich weder schriftlich noch mündlich von jetzt an mit Eduard einzulassen, sondern ihm gegenüber fortan ein absolutes Schweigen unverbrüchlich zu beobachten!

Charlotte mag sich einbilden, damit in gutem Glauben, im Interesse Ottiliens zu handeln, sie vor demselben Fehler behüten

zu wollen, den sie selbst einst Eduard's Bewerbung gegenüber begangen; dem tiefer blickenden Beobachter kann es nicht entgehen, daß sie damit in einer Selbsttäuschung befangen, daß ihr wahres Motiv, welches sie zu dieser grausamen Benutzung der Situation bewegt, vielmehr — wenn auch ihr selber nicht ganz klar bewußt, — der tiefgewurzelte Egoismus ihrer Natur ist. Es ist wieder ihr Mangel an eigner tiefer Empfindung, der sie die Lage der Dinge, den Zustand ihres Gatten richtig zu würdigen verhindert und an die Herstellung des eigenen alten Zustandes glauben läßt, weil sie dieselbe wünscht, und weil *für sie* eine solche Herstellung möglich ist. Warum soll für Eduard nicht möglich, nicht schließlich erwünscht sein, was ihrer eigenen Natur, ihren eigenen Wünschen gemäß ist? Ottilie hat daher kaum das Schloß verlassen, als auch schon bei Charlotten die Hoffnung auf Herstellung ihres alten Glücks wieder lebendig wird. „Charlotte", sagt der Dichter, „war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt".

Genöthigt — allerdings! denn nur so, nur durch die Hoffnung auf den erwünschten Ausgang kann sie sich über die hartnäckige Selbstsucht ihrer Handlungsweise beruhigen. Berechtigt — nimmermehr! es wäre denn, daß diese Berechtigung auf der früher erwähnten Unfähigkeit ihrer Natur beruhte, das Wesen wahrer Leidenschaft zu begreifen.

Der Ausgang aber spricht natürlich gegen sie. Er bestätigt das Urtheil, das sie sich selbst gesprochen, als sie eingestand, daß sie selbst es gewesen sei, die zuerst durch ihre Nachgiebigkeit gegen Eduard's Werbung und sodann durch ihr Zaudern, ihr Widerstreben, den begangenen Irrthum gut zu machen, das Unglück über sich und die Anderen heraufbeschworen habe. Und dies Verdikt des Ausgangs ist das richtige, ist das gerechte.

Ottilie und Eduard gehen zu Grunde, kläglich, jammervoll, nicht tragisch und erhebend; Charlotte, aus härterem Stoffe gebildet, überdauert die Katastrophe. Ihr ist es aufbehalten, der

Todtengräber der Opfer ihres beſchränkten Egoismus zu ſein, und ſie vollzieht dieſe Pflicht mit einer liebevollen Rückſicht gegen die Todten, die den Lebenden ſehr zu wünſchen geweſen wäre. Sie giebt Eduard ſeinen Platz neben Ottilien und ſichert das ungeſtörte Beieinanderſein der beiden Liebenden, indem ſie durch „anſehnliche Stiftungen für Kirche und Schule" dafür ſorgt, „daß Niemand weiter in dieſem Gewölbe beigeſetzt werde!" Sie folgt aber auch damit nicht etwa ihrem eigenen Empfinden, das im Gegentheil einer ſolchen Beſonderung völlig entgegen iſt, — als vielmehr einer Rückſicht gegen das ihr bekannte Gefühl der beiden Dahingeſchiedenen, zumal Ottiliens, in deren Tagebuche ſie ohne Zweifel das rührende Geſtändniß geleſen hatte: neben denen dereinſt zu ruhen, die man liebe, ſei die angenehmſte Vorſtellung, welche der Menſch haben könne, wenn er einmal über das Leben hinausdenke.

Charlottens weiteres Schickſal erwähnt der Dichter nicht. Es iſt auch nicht von Nöthen. Beruhigt über die Todesart ihres Gatten — ihr erſter Gedanke und ihre vorherrſchende Beunruhigung ſind, daß er durch Selbſtmord geendet, daß ſie ſich und die Anderen einer „unverzeihlichen Unvorſichtigkeit" anzuklagen haben könne —, beruhigt in ihrem Innern durch ihre den Todten bewieſene pietätvolle Rückſicht, von der „Welt", welche von ihrer eigenen Leidenſchaftsverirrung nichts weiß, als das Muſter einer pflichttreuen, aufopfernden, vielgeprüften Gattin und Dulderin anerkannt und antheilvoll bemitleidet, wird ſie nach einem oder ein Paar Jahren anſtändiger Wittwentrauer die Schuld ihrer Antwort an den Hauptmann abgetragen und unter allgemeiner Zuſtimmung der für ſie maßgebenden „Geſellſchaft", und ſetzen wir hinzu auch der unſrigen, dem treuen Freunde ihre Hand gereicht haben. —

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
Guttentag und Dahlen.